



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,428,970



604

36

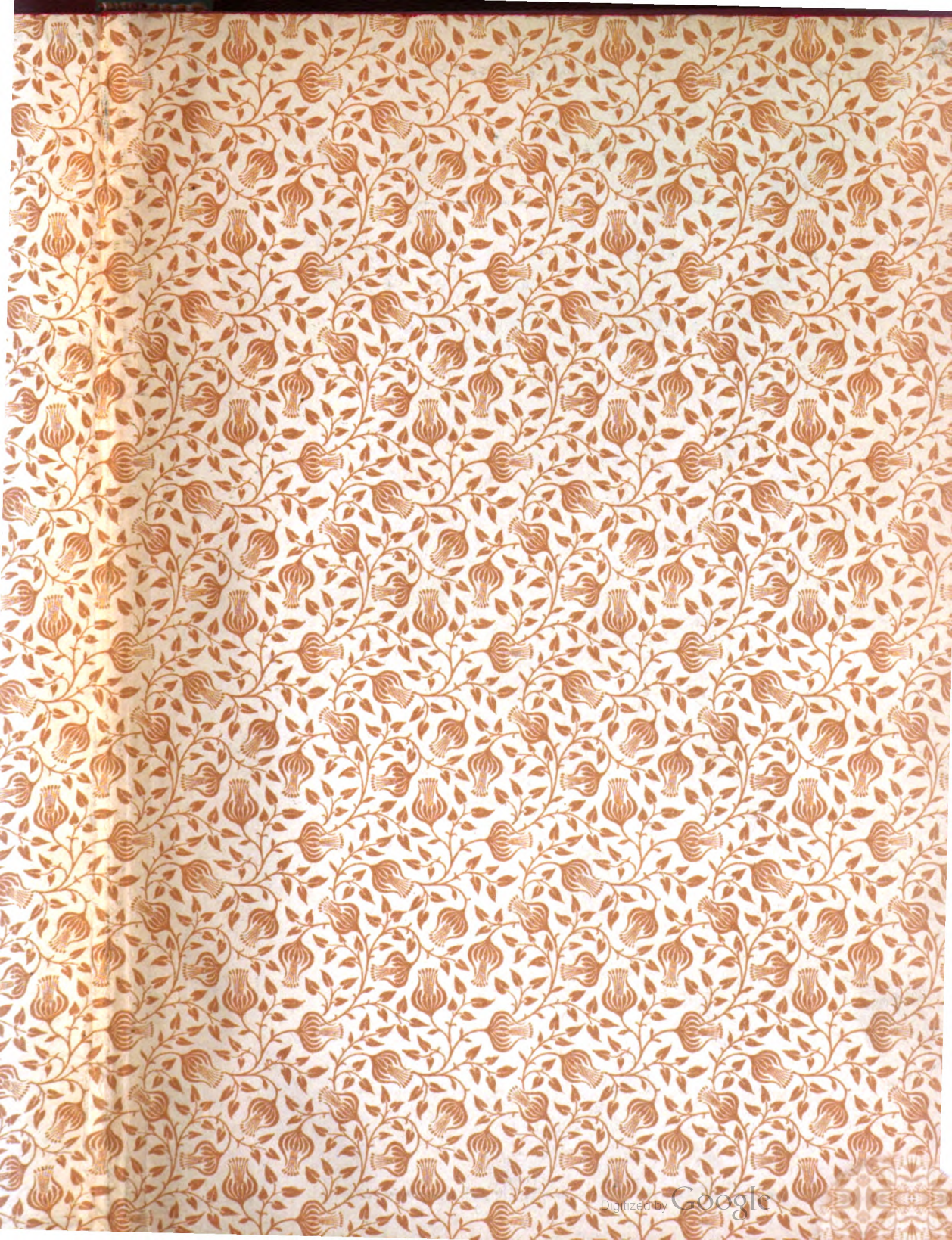


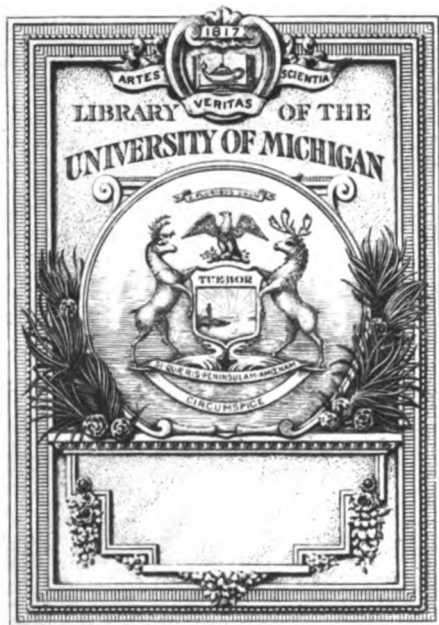
Die Schiffsbibliothek steht den Kajütspassagieren unentgeltlich zur Verfügung.

Bücher werden nur gegen Quittung abgegeben, und zwar gelangt an den einzelnen Passagier zu gleicher Zeit nie mehr als ein Werk zur Ausgabe. Nur nach Rückgabe des bereits entlehnten Buches können neue Bücher der Bibliothek entnommen werden.

Die Bücher werden der sorgsamsten Behandlung der Reisenden bestens empfohlen, und es wird ganz besonders darum gebeten, die Bücher nicht in den Salons und auf Deck liegen zu lassen und nach Lektüre baldigst dem Bibliotheksteward zurückzugeben.

Leser, die Verluste oder Beschädigungen von Büchern verursachen, sind für den entstandenen Schaden haltbar.





830.7
4127.
1.2

Was ich am Wege fand.

Neue Folge.





Johann

Nach dem Gemälde von Angelika Kaufmann.

Die (10) an (10) (10) (10)

und (10) (10) (10) (10)

Die (10) (10) (10) (10)

Die (10) (10) (10) (10) (10) (10) (10) (10)

Die (10) (10) (10) (10)

Die (10) (10) (10) (10)

Die (10) (10) (10) (10)



U
OF
1990

Was ich am Wege fand.



Blätter und Bilder
aus Literatur, Kunst und Leben.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften etc.
im Text und auf Tafeln.

Neue Folge.



Leipzig,
Georg Wigand

1905.

Alle Rechte vorbehalten.



Meiner geliebten Frau

Anna geb. von Vangerow.



Am Wege fand ich, weiter wandernd, viel,
Nab oder fern, wie's grad dem Glück gefiel, —
Nichts holdres doch als Dich, mein höchstes Ziel!
Am Wege fand ich, weiter wandernd, viel.

Geman
Stecker
3-26-41
42931

Inhalt.

	Seite
Widmung	V
Der Sänger des Messias. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages . .	1
Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe und Sophie von Schardt. Zwei Freundinnen Joh. Gottfrieds von Herder. Ein Nachhall zur Hundert- jahrfeier Herders	19
Die beiden Overbeck	57
Karl Friedrich von Kuhn. Gedenkblatter zu seinem 60. Todestage .	89
Bettina von Arnim und Markus Niebuhr	111
Neues von einem alten Hamburger Dichter	127
Hamburger Rauchfleisch in Jena. Eine Episode aus Gries' Leben	177
Der Sänger des Frithiof in Deutschland	197
Malerisches aus Irvings Skizzenbuch mit Bezug auf Adrian van Ostade	269
Die Poesie der ländlichen Bestattungsgebräuche in England . .	281
Ein Schlesischer Wallfahrtsort (St. Annaberg)	303
Ein Alt-Münchener Mysterienspiel	321

Abbildungen und Facsimiles.

1. **Johann Gottfried von Herder.** Nach dem Gemälde von Angelika Kaufmann. Mit Facsimile.
2. **Friedrich Gottlieb Klopstock.** Silhouette. Mit Facsimile.
3. **Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe.** Nach dem Gemälde von Johann Georg Ziesenis. Mit Facsimile.
4. **Facsimile des einzig erhaltenen Briefes von Herder an Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe.** (Anfang und Unterschrift.)
5. **Facsimile eines Briefes der Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe an Karoline Herder.**
6. **Sophie von Schardt geb. von Bernstorff.** Silhouette. Mit Facsimiles.
7. **Friedrich Overbeck als Jüngling.** Nach einer Zeichnung von Peter von Cornelius.
8. **Christian Adolph Overbeck.** Nach dem Gemälde von Karl Rudolph Suhl-landt. Mit Facsimile.
9. **Karl Friedrich von Humohr.** Nach einer Selbstzeichnung. Mit Facsimile.
10. **Bettina von Arnim.** Mit Facsimile.
11. **Markus von Niebuhr.** Nach einem Familienbildnis. Mit Facsimile.
12. **Johann Diederich Gries.** Silhouette von Christian Friedrich Duttenhofer. Mit Facsimile.
13. **Facsimile eines Briefes von Fritz Frommann an Johann Diederich Gries.** (Anfang.)
14. **Legnér's Haus in Lund.** Nach einer Originalaufnahme.
15. **Legnér's Studierstube in Lund, jetzt Museum, mit den Porträts seiner Zeitgenossen.** Nach einer Originalaufnahme.
16. **Legnér's Büste von Nyström (1829).**
17. **Amalie von Helwig, geb. Frein von Zuhoff.** Nach dem einzig erhaltenen Familienbilde. Mit Facsimile.
18. **Facsimile des einzig erhaltenen Briefes von Elias Legnér an Amalie von Helwig.** (Passus über Goethe und Schiller.)
19. **Facsimile eines Briefes der Amalie von Helwig an Elias Legnér.** (Passus über Goethe.)
20. **Gottlieb Mohnke.** Nach einer Zeichnung von Albrecht Grell. Mit Facsimile.
21. **Elias Legnér.** Nach dem im Familienbesitz befindlichen Bildnis eines unbekanntes Malers (1841). Mit Facsimile.
22. **Gottfried von Leinburg als Jüngling.** Nach einem Aquarell seines Vaters.
23. **Gottfried von Leinburg um das Jahr 1890.** Nach einer Photographie. Mit Facsimile.

24. **Washington Irving.** Nach dem Gemälde von David Wilkie. Mit Faksimile.
25. **Adrian van Ostade.** Nach dem Gemälde von Cornelius Dufart. Mit Faksimile.
- 26—28. **Englische Dorfkirche.** — **Ländliches Begräbnis in England.** — **Ein-
sames Grab.** — Nach Zeichnungen eines englischen Künstlers (E. C. 1847).
- 29—32. **Kloster St. Annaberg von der Feldseite.** — **Total-Ansicht des Klosters
und der ersten Kalvarien-Kapelle.** — **Aufgang zum Paradieshof.** —
**Paradieshof mit der Eingangspforte und Marmorgruppe: Christus
am Kreuz, Maria und Johannes.** Nach Spezialaufnahmen.
- 33—43. **Vom jüngsten Gericht und sterbenden Menschen:** — **Titelbild.** —
Gott Vater, richtend. — **Satanas.** — **Kaufmann und Doktor.** —
Tod mit Stundenglas dem Jünglinge nahend. — **Tod den Jüngling
niederstreckend.** — **Engel und Teufel suchen die menschliche Seele
(in Gestalt eines Knäbleins) an sich zu ziehen.** — **Der Engel führt
die Seele zu Gott.** — **Der Teufel hält die Seele fest.** — **Erzengel
empfängt die Seele fürs Fegefeuer.** — **Im Fegefeuer.** Holzschnitte
eines Unbekannten vom Jahre 1510.
-

Der Sänger des Messias.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages.

Soll denn ganz zuwachsen der Pfad, den
Klopstock
Einst gebahnt, den griechischer Schönheit selig
Hölderlin und lönnenden Schritts der ernste
Platen gewandelt?

so fragt und klagt Geibel. Großmeister Klopstock, der Vater unserer neueren Poesie, für seine Zeit eine Lichtgestalt in der Deutschen Literatur, ein unvergänglicher Born in der Deutschen Dicht- und Sprachkunst, stark und gedankenvoll, erscheint unserm andersdenkenden Geschlecht fast nur noch als ein verehrungswürdiger, geweihter, unnahbarer Schatten.

Auf ihn prägte schon Lessing den als geflügeltes Wort uns allen geläufigen Vers:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Johann Heinrich Voß sagte zu Gries einmal sehr ernsthaft: „Ich glaube, ich und meine Frau sind jetzt (1822) die einzigen lebenden Personen in Deutschland, die den Messias ganz gelesen haben“.

Und Wilhelm von Humboldt schrieb im Sommer 1833 an eine Freundin: „Klopstocks Grab sah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entspringt doch aber mehr aus frühem Lesen seiner Gedichte. Jetzt ist man freilich in der Poesie an etwas tiefer Gehaltvolles gewöhnt und würde schwer in Klopstocks Werken andauernd viel lesen mögen. Es hat sich ein höherer und offenbar mehr dichterischer Sinn erschlossen. Aber einzelne Oden, wie Ausflänge aus einer in anderer Art edlen Zeit, behalten noch jetzt ihren hohen Reiz“.

Im Harz, zu Quedlinburg, in der Stadt Heinrichs des Voglers, hat Friedrich Gottlieb Klopstock am 2. Juli 1721 das Licht der Welt

erblickt; die Hansestadt Hamburg ward seine zweite Heimat. Dahin kam er zum ersten Male 1751, auf Verwendung des Ministers Grafen Bernstorff beim König Friedrich V. von Dänemark nach Kopenhagen berufen, mit dem für damals nicht unbedeutenden Jahresgehalt von vierhundert Talern, zur sorgenfreien Vollendung seines Messias. Das war im Lenz, und die Liebe hielt hier gleich Einzug in das Herz des noch nicht siebenundzwanzigjährigen Musensohnes und seiner vier Jahre jüngeren Meta, einer Tochter des angesehenen Kaufmanns Peter Moller. Sie kannte schon den Dichter aus den Anfangsgesängen der Messiasde, entbrannte für ihn voller Begeisterung und lernte nun auch den Menschen lieben. Drei Apriltage verlebte er in ihrer Nähe, nahm tiefbewegt Abschied, um übers Jahr, mit königlichem Urlaub, zurückzukehren und sich mit dem holden Mädchen zu verloben, an dessen Seite er den Sommer genießen durfte, als schönste Frucht dieser glückseligen Monate die köstlichen Gefänge an Eibli (Meta) schaffend. Sein fürstlicher Mäcen erhöhte im Frühling 1754 die gewährte Pension um zweihundert Reichstaler; am 10. Juni desselben Jahres trat Klopstock mit Margareta Moller zum Ehebunde vor den Altar der St. Petrikirche, um alsdann seine junge Frau nach Duedlinburg und später nach Kopenhagen zu führen. Nach abermals zwei Jahren weilte das Paar vom Mai bis September in Hamburg, wiederum 1758 längere Zeit daselbst, wo leider sein blühendes, heißgeliebtes Weib im Wochenbett starb, am 28. November. So erlitt unser Sänger den größten Verlust seines Lebens in Hamburg und senkte stillergeben die teure Leiche samt dem todtgeborenen Knäblein in die Gruft zu Ottsen. Erst im Sommer 1767 berührte Klopstock von neuem die alte Hansestadt und begrüßte Lessing, den er dort nachher öfter sah, besonders während der Epoche von Lessings Hamburger Dramaturgie. Vom Jahre 1770 an wurde Hamburg sein ständiger Wohnort. Gemeinsam mit seinem Gönner, dem verabschiedeten Staatsminister Grafen Bernstorff, hatte er Dänemark dauernd verlassen, unter Beibehaltung der Dänischen Pension, als königlich Dänischer Legationsrat, und zog zusammen mit ihm nach Hamburg, die schöne Jahreszeit auf Schloß Stintenburg am Schalfsee zubringend, im Schoße der gräßlichen Familie.

Dort, und früher schon zu Kopenhagen, verkehrte Klopstock viel mit der Nichte Sophie von Bernstorff, die als Gemahlin des Herrn von Schardt am Weimariſchen Hofe eine Rolle spielte. Diese von Herzog Karl August, Goethe und Herder hochgeschätzte Dame, die auch dichterisch beanlagt war, eine Schwägerin der Charlotte von Stein, hing sehr an Klopstock, den sie als ihren Lehrer verehrte, als ihren leitenden Freund in der Deutschen Literatur. Wie viel Sophie von Schardt ihm verdankte, habe ich in ihrer Charakteristik, enthalten in meinem Buche

„Bei Goethe zu Gaste“, mitgeteilt. Die bedeutende Frau wurde, als die Kunde von Klopstocks Tode nach Weimar kam, auf das tiefste davon ergriffen und schrieb, unter dem frischen Eindruck der Trauerbotschaft, ihre persönlichen Erinnerungen an den Entschlafenen nieder.

Mit Teilnahme wird man die Aufzeichnungen einer dem Gefeierten so nahestehenden und so geistreichen Zeitgenossin jetzt, nach hundert Jahren, lesen.

Aus Klopstocks Leben.

Zu seinem Andenken.

Klopstock ist den 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren. Sein Vater war Amtmann in dortiger Gegend; der war ein rechtschaffener und fester Mann. Die Erziehung, die er seinen Kindern gab, war fern von Zwang und Pedanterie; sie durften nicht viel lernen noch lesen, denn in den Jahren der Kindheit gewährte er ihnen Freiheit, Übung für den Körper, Stärkung der Gesundheit. Klopstock zeigte schon in seinen kindischen Spielen Muth und Kraft; einer seiner gewöhnlichen Muthwillen war, daß er sich mit einem Stachelstabe ganz sacht einem Stiere, der auf seines Vaters Hofe herumging, nähete, er hing sich an den Schwanz des Stieres und reizte ihn, da dann das Thier wüthend ward, sich im Kreise drehte und ihn im Wirbel mit fortschleuderte, dann ersah er sein Tempo, plötzlich abzuspringen, und flüchtete sich auf einen Berg hinter der Scheune.

Früh unterschied Klopstock die Bibel von allen anderen Büchern. Der Gedanke des höchsten Wesens erfüllte sein Herz. Die Religion war die Seele seiner Seele. Sie war bei ihm lauter Vorstellung der Größe und Herrlichkeit Gottes und des gottgesandten Erlösers, der Gott ist in Gott — seine Seele war lauter wallende Liebe und Dank und Demuth gegen Ihn! Daher bildete sich aus seinem Gemüth von selbst eine Schreibart, die Poesie war; er war ein Dichter, ehe er selbst oder sein Vater es wußte.

Als er noch nicht 15 Jahre alt war, schrieb er an einen jungen Menschen seines Alters, den er damals allein und sonst keinen zu kennen schien, einen Brief, in dem folgende Ausdrücke waren:

„Mein Freund! Ebenbild meines Gemüths, den ein unsichtbarer Sohn des Himmels zu höhern Hoffnungen als des menschlichen Böbels neben mir auferzieht, schaust Du auch auf diese zarte Jugend unserer Freundschaft mit dem heitern Auge, welches die Unschuld der jugendlichen Tage einem ewigen Tage gleichmacht? Den keine Wolke verdunkelt? Erzähle mir, was fühlst Du in den Umarmungen, in welchen

Dein großes Herz Deinem Freunde nicht eine bloße geschriebene Freundschaft weihet? Laß uns sie durch die Redlichkeit unseres Sinnes dergestalt adeln, daß der Himmel sie, uns zusehnend, mit Lust anschauet.“

Der Begriff von Schutzengeln, der Gedanke an die künftige Welt war ihm von jeher seine Lieblingsvorstellung.

„Was kann,“ sagte er, „in das irdische Leben einen höheren Einfluß haben, als daß man sich in diesen Tagen des ersten Daseins mit dem Leben der Seligen, der Geister, deren Gesellschaft wir künftig haben werden, mit der Zukunft des Weltgerichts, vertrauter macht? Durch diese, obwohl Schattenvorstellungen wird das Gemüth vorbereitet und gebildet, um dereinst höher auf den Schauplatz der Welten zu treten. Wenn wir uns die Geister des Himmels als neben uns stehend, als Zeugen unserer verborgensten Handlungen denken, dann finden wir auch den einsamsten Ort mit der würdigsten Gesellschaft bevölkert.“

Milton, dessen „verlorenes Paradies“ ihn entzückte, ward für Klopstock die hinweisende Hand, ihm den Weg zu bezeichnen, den sein Dichtergenius wandeln sollte. —

In der Schulpforta, wo Klopstock einige Jahre zubrachte, ist sein Andenken noch so theuer und ehrenvoll bewahrt, als ihm selbst die Erinnerung aus dieser Jugendzeit seiner edlen Bildung und dieser trefflichen Schule heilig blieben. —

Im Jahre 1745 begab sich Klopstock nach Jena, dann nach Leipzig auf die Universität. Dort schloß sich der bekannte Freundschaftsbund zwischen 9 bis 10 Jünglingen, die sich vornahmen, nicht nur die Literatur ihrer Sprache auf einen höhern Standpunkt zu bringen, die Deutsche Sprache selbst, die es so sehr bedurfte, zu verbessern, sondern auch durch ihre Schriften Tugend, Moralität und eine aufgeklärte Religion unter ihren Mitbürgern zu verbreiten, und jeder in seinem Wirkungskreise alles Gute zu thun und zu befördern, was in seinen Kräften stehen würde. Dieses gelobten sie gegen einander.

Die Namen dieser Edlen hat Klopstock in seiner Ode Wingolf, in der an Ebert, der Nachwelt aufbewahrt, indem er zugleich jeden in dem ihm eigenthümlichen Charakter darstellt.

Die Freunde, die ihr Gelübde redlich erfüllt hatten, sind alle vor ihm dahin gegangen, an jenen Ufern sind sie ihm entgegengekommen und theilen dort mit ihm den Lohn der guten Thaten. Einer nur überlebte ihn, aber der schied früher aus dem Kreise der Edlen.

In Leipzig fing Klopstock seinen Messias an zu schreiben, der das Werk seines Lebens geworden ist. Als die ersten drei Gesänge erschienen,

da war's der Genius von Deutschland, der Bernstorff erweckte, diesen großen, weit denkenden Mann, den das Herz eines jeden, der ihn gekannt hat, bis ins Grab verehrt, der aus dem ersten Anfange von Klopstocks Werk seine ganze zukünftige Größe voraussah. Dieser berief Klopstock nach Kopenhagen, mit der Versicherung eines anständigen Gehalts, wodurch er der Nahrungsjorgen überhoben und in den Stand gesetzt wurde, seine ganze Muße dem großen Gesange zu widmen, zu dem er sich so früh bestimmt hatte. So ward der König der Dänen der Pfliegerater der Deutschen Muse.

Und war Klopstock die hohe Muse nur, —
War ihm die Liebe nie erschienen?

Mit dem Ideale weiblicher Schönheit und Vollkommenheit im Herzen, genährt von dem Gefühle einer hohen Schwermuth, mit dem Blick in die Unsterblichkeit, die die Liebe verewigte, — erschien sie ihm — in dem Augenblick, da er voll stolzer Aussichten in eine glückliche Zukunft schon an der Schwelle seines Ruhmes stand!

Da sah er Fanny! Die Oden, die er an sie gerichtet hat, bezeugen es, wie er sie liebte. Täuschend war dennoch die Erscheinung. Fanny erwiderte seine Liebe nicht.

O dann wählte die Seele falsch,
Und doch würdig! — das webt keiner der Denker auf
Was vor Irrren sie damals ging! —

Glücklicher war seine zweite Wahl, die Geliebte ward seine Gattin. Meta hieß sie; Sidli nannten sie seine Gesänge, und vielfach bewegte der holde Name die Saiten der himmlischen Harfe.

Aber, o Traum des Glücks auf dieser Erde!

Der Tod trennte nach vier Jahren das selige Band. Klopstocks Gattin starb mit dem Sohne, der das erste Pfand ihrer Liebe war, den sie ihm nicht gebären konnte.

Die heilige Scene ihres Todes hat Klopstock, ohne fast ein Wort in ihrem letzten Gespräch zu ändern, in einer Stelle vom 15. Gesange des Messias, wo er sich den Namen Gedor beilegt, der Unsterblichkeit geweiht.

Auf einem ländlichen Kirchhof, zu Ottenjen bei Altona, setzte er der Verstorbenen ein einfaches Grabmal. Zwei über einander geworfene Garben bezeichnen den Stein, mit der Inschrift: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.“ Die andere Seite des Steins sagt das Jahr von Metas Geburt, von ihrem Tode 1758. Dann folgende Worte: „Meta Klopstock erwartet da wo der Tod nicht ist

ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebt, und von dem sie so sehr geliebt wird. Ihr Sohn schlummert in ihren Armen.“

Eine Linde pflanzte Klopstock neben dem Steine.

Seit dem Tode seiner Frau ging Klopstock wieder nach Kopenhagen, wo er in dem Hause des Grafen Bernstorff wohnte. In den paradiesischen Gegenden Bernstorffs, das Landgut des Grafen, in der Freundschaft dieses großen Mannes und seiner vortrefflichen Gattin, in dem Kreise der besten, edelsten und aufgeklärtesten Menschen, der um sie versammelt war, fand er für die Wunden seiner Seele eine heilende Linderung. Die Religion bot ihm den wahren Trost dar, den des Glaubens und der Hoffnung. Sie war's, die ihm in allen Ungewittern des Lebens Kraft und Ruhe gab, diese Stärke seines Gemüthes suchte er auch andern mitzutheilen; in wenig Worten vermochte er oft viel zu sagen. — Einst in einer gesellschaftlichen Versammlung traf er einen Jüngling von schwerem Kummer niedergedrückt, den er durchaus nicht zu bekämpfen strebte. Mit gelindem Ton fing Klopstock an: „Ich kenne ein Gemälde von Bernet, es ist ein Sturm und ein Schiff auf der See, voll Leute, die alle verzagen und den Muth sinken lassen. Ein einziger Mann ist darauf, ein Steuermann, der immer noch arbeitet und lenkt und einen gewissen Felsen zu erreichen sucht. Ich liebe den Steuermann.“ Wohl verstand ihn der, dem es galt; es stärkte ihn das Wort, daß er sich aufraffte und genas.

Immer arbeitete Klopstock an seinem Messias; aber aus den Palmehainen Sion's wandte er sich auch zu den vaterländischen Fluren, wo die Eiche schattet. Stets glühte sein Herz von der Liebe fürs Vaterland, für Freiheit, für alle Heldentugenden. Denen Zeiten zu wandte er seine Phantasie, wo noch diese Gefühle die Deutschen zu großen Thaten entflamnten, wo Hermann die stolzen Legionen der Römer vernichtete. Varus fiel, denn die Deutschen jochten den gerechten Krieg, unter dem Schutze der vaterländischen Götter.

Wodan! unbeleidigt von uns, fielen sie bei Deinen Altären uns an.

Wodan! unbeleidigt von uns, erhuben sie ihr Weil gegen Dein junges Volk.

Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod — diese drei dramatischen Stücke waren die Frucht des schönen Enthusiasmus, der auch den Leser derselben ergreift; für die Schaubühne sind sie indes aus mehreren Gründen nicht geeignet. Liebe zur Freiheit, der individuellen sowohl wie der bürgerlichen, war wirklich in Klopstocks Charakter ein hervorragender Zug. Wie innig erjreute auch er, der Edle, sich an der schönen Morgenröthe, die mit der Französischen Revolution über die Erde aufzugehen schien, und wie betrübte es ihn, als

in Trauer und Blut das kaum anbrechende Licht erlösch! er ward krank an diesem Schmerze. Früher war Brutus der Liebling seiner Seele, er führte ein Bettischafft mit dessen Kopf samt einem Dolch.

Nach dem Tode des Grafen Bernstorff blieb er beständig in Hamburg, wo er bisher nur von Zeit zu Zeit gewohnt hatte. Dort vollendete er seinen Meßias.

In Hamburg fand er die Nichte seiner verstorbenen Meta, die ihr auch viel ähnlich sah. Die lebenswürdige und gute Frau von Winthem ward ihm lieber und lieber. Im Jahre 1794 ward sie die Gattin des Dheim's. Sie erheiterte und beglückte die Tage seines Alters und erhielt den Dank und den Segen des Greises, in der letzten Stunde des schönen Lebens, das er in ihren Armen beschloß. Ihre sanfte Hand drückte ihm die Augen zu.

Im Kampfe des Todes stärkte er sich mit den Worten, die er seiner Meta in den ersten Stunden auch einst gesagt hatte:

Nah ist meines Helfers Rechte,
Sieht sie gleich mein Auge nicht,
Weiterhin, im Thal der Mächte,
Ist mein Retter und sein Licht.

Dorten wird er mir begegnen,
Dort wird mich sein Antlitz segnen,
Jetzt noch ist die Prüfungszeit,
Jetzt sei, Seele, stark im Streit.

Ihm erschien die himmlische Gestalt des Sohnes, den er verlor, mit dem Weibe seiner Jugend: „so werde ich nun wieder Vater sein,“ sagte er. — Siehe! er hatte länger als 40 Jahre diese Wunde und diese Hoffnung in seinem Herzen bewahrt.

Seine ersten Jugendfreunde, die Engel, Töne des Himmels umschwebten sein Sterbelager, in freundlichen Phantasien: und mit des festen Glaubens Zuversicht that er den ersten Schritt, segnete mit Ruhe im Gebet sich ein — zum Tode. So starb er am 14. März 1803.

Die letzten Jahre von Klopstocks literarischem Leben waren durch seine Schriften weniger bedeutend; er hatte sich in das Fach der Deutschen Sprachkunde geworfen, in seiner Gelehrten-Republic hatte er die Buchstaben miteinander redend eingeführt, — indes hatten diese juristischen trockenen Spiele der Einbildung die Wärme seines Herzens nicht angefochten, so wenig wie die bittersten Kritiken nicht allein dieser letzten Werke von ihm, sondern auch der schönsten, die aus seiner innersten Seele gequollen waren, ihn nie zur Nachsicht bewegen

konnten. Allen Angriffen solcher Art setzte er nichts entgegen als: Schweigen.

Ihn lohnte so manche Thräne der Rührung, die durch ihn in Deutschland floß, der hohen Andacht, des Entschlusses zur Tugend — manche stille gute That vielleicht — und ein göttliches Leben, das hier und da aus dem Geist seiner Schriften quoll. Dies war sein Lohn und wird es sein, so lange er gelesen werden wird.

„Selig sind sie — denn ihre Werke folgen ihnen nach,“ so sagt ein heiliges Buch von dem sterbenden Frommen. — —

An einem heitren Frühlingstage, dem 22. März, vereinten sich Hamburg und Altona zu der Feier von Klopstocks Begräbniß, und in der Ehre, die sie ihm erwiesen, sprachen diese beiden großen Städte die Gefinnungen von ganz Deutschland aus. Noch wurde kein Fürst feierlicher zu Grabe gebracht, und wie viel ehrenvoller war dieses freiwillige Opfer der Verehrung seiner Mitbürger, dem thatenumgebenen Greise! Indes alle Glocken läuteten und in beiden Häfen die Schiffe Trauerflaggen aufgesteckt hatten, kam sein einfacher Sarg mit der begleitenden Menge in Ottenfen an. Trauermusik empfing ihn hier, in zahlreichen Chören. Einer trat vor aus dem Kreise und legte das Buch, den Messias, auf Klopstocks Sarg, ein anderer Jüngling bedeckte es mit einem Lorbeerfranz.

Heil dem Manne, dem Schriftsteller, dem man also auf seinen Sarg das Werk seines Lebens legen kann!

Unter Anstimmung des schönen Liedes von ihm: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Leib nach kurzer Ruh“ ward die Leiche eingesehnt, neben der Ruhestätte seiner Meta. Die hohe Linde beschattet nun Weider Grab. —

Wird Metas schöne Linde wieder rauschen,
So soll die Hoffnung auf die Blüthen lauschen,
Als auf des neuerjüngten Lebens Unterpfand.
Sie, die im Leben tröstend bei Dir stand!
Mit ewigem Grün ist ihre Stirn umlaubt.
Von dem, was Ahndung, Forchten, Träume dachten,
Was sie schon hier zur hohen Dichtung machten,
Bleibt wahr, Du Seliger, was Du geglaubt.

Ich weiß diesen kurzen Abriß der Lebensgeschichte meines verehrten Freundes Klopstock nicht besser zu ergänzen, die Armuth dieser Darstellung nicht schöner zu erheben, als indem ich sie noch mit der Blume des Andenkens schmücke, die Herder auf das Grab des Edlen gestreut hat. —

Also spricht er, nachdem er die Nachricht von Klopstocks Tod erhalten hat:

„Die Verdienste des seltenen, einzigen Mannes, seine heilige Muse tritt vor mich und spricht mir zu, freundlich-becheiden: Als ich erschien, kimpertet Ihr auf einem hölzernen Hackbrett von Alexandrinern, gereimte Jamben, Trochäen, allenfalls Daktylen, wohlmeinend, treuflüßig und unermehlich; ich kam und ließ aus meiner Region Euch neue Silbenmaße hören. Diesen waren sie Spott, jenen unverständlich; mich kümmerte weder Spott noch Klage: denn ich war mir bewußt, daß ich in ihnen die höchste Einfalt, die reinste Anmuth suchte, unbesorgt über das, was der Pöbel prosaisch oder poetisch nennen möchte. Die höchste Poesie war mein Ziel, die Poesie des Herzens und der Empfindung. Ich zählte und maß nicht nur, ich wägte die Silben im Fluge des Wohllauts; auf eine vorher ungeahnte Weise machte ich Euch Eure ganze Sprache melodisch. Was kümmerte mich, wofür ihr meinen Messias haltet? Was er wirken sollte, hat er gewirkt und wird es wirken; nächst Luthers Bibelübersetzung bleibt er Euch das erste klassische Buch Eurer Sprache. Meine lyrischen Gedichte haben Eure Saitenspiele tausendfach belebt; statt des schmalen Brettes von vier eintönigen Saiten gaben sie Euch ein reiches Psalterion, Apollons Köcher voll musikalischer Pfeile. Keine meiner Oden ist der andern gleich; jede blühet, eine eigene lebendige Organisation an Gestalt, an Duft und Farben. Die Töne meiner geistlichen Lieder waren für Euer Jahrhundert eine neue Harfe des Isaiden; sie erquickten den Kranken, stärkten den Matten, beseligten die Sterbenden und werden es thun, so lange das Menschenherz, was es ist, bleibt. Eure Varden, Euren Hermann suchte ich Euch wiederzugeben; er war Euch zu fern; er wird Euch näher werden, und Ihr werdet mir auch für diese Töne danken.“ Noch steht die Gestalt liebreich da und spricht mir von so manchem andern. Verhalle nicht, liebliche Stimme unseres Selma; doch Du kannst nicht verhallen aus unsrer Sprache, so wenig als aus Hainen und Bergen die tausendstimmige Echo. Dreifache Kränze schmücken Dein Grab, guter Klopstock; zuvörderst Dein Jugendkranz, Myrthen und Lorbeer; dann die Palme Zions; dann das prophetische Eichenlaub Deines Vaterlandes. Deine stille Seele aber wohnt droben.“

Dieser herrliche Nachruf Herders auf den heimgegangenen Klopstock gilt vornehmlich dem Dichtergenius. Herder hat aber auch den Menschen hochgehalten. „Noch steht die Gestalt liebreich da und spricht mir von so manchem andern.“ Da ist es gewiß nicht uninteressant, auch davon ein Mehreres zu erfahren, was bisher noch unbekannt blieb.

Längst hatte Herder den Sänger des Messias und der Oden laut gepriesen und dieser durch den „Wandsbecker Boten“ Kunde davon. „Claudius wollte,“ erwiderte Klopstock im Mai 1773*), „ich sollte Ihnen vom letzten Band des Messias schicken. Es war mir angenehm, es zu thun. Ich habe noch in meinem Leben an keinen Criticus, selbst an keinen im guten Verstande des Wortes, geschrieben. Sie sollen die Ausnahme machen und werden auch wohl die einzige bleiben. Die Hauptursache daran ist, weil Sie durch Ihre eigene sehr starke Empfindung Criticus sind. Ob Sie nicht bisweilen die Bilder, in welche Sie Ihre weitsehenden Gedanken hüllen, ein wenig vom wirklich Wahren wegtauschen, das werden wir schon mit der Zeit untereinander ausmachen. . . .“

Ein Jahrzehnt später, im Mai 1783, lernten beide Männer von Angesicht zu Angesicht sich kennen. Herder besuchte Klopstock in Hamburg. „Das erste Wort mit ihm nach der ersten Umarmung,“ schrieb Herder an Gleim, dessen hundertsten Todestag Deutschland auch kürzlich, am 18. Februar 1903, beging, „war von Ihnen. Wie lange ich hier seyn werde, weiß ich nicht. Zum Durch- und Ausgenieen fehlt die Zeit.“ Am 3. Juli sandte Herder aus Weimar eine Dankesepistel: „Ja, liebster Klopstock, ich wünschte, daß mein Besuch bei Ihnen mehr als Besuch gewesen wäre, — Freundschaft werden könnte. Hochgeschatzt hab’ ich Sie immer; jetzt liebe ich Sie, und die Ruhe, die um Sie schwebt, ist oft vor mir. Ich wünschte, daß ich in Ihrer Nachbarschaft, in dem glücklichen Holstein wohnen könnte.“ Nach einer warmen Aufforderung, bald das süße Geschenk seiner Muse zu geben, denn „Sie haben die Sprache des Herzens, wie sie niemand in Deutschland hat,“ wendet sich der Schreiber an Klopstocks Freundin, Frau von Winthem, auch ihr zu danken: „Ich weiß nur eins, daß mein Wunsch erhört und Sie völlig gesund würden. Ihre Seele reibt den Körper auf. Schonen Sie sich doch und hüten sich für allen Affecten, auch selbst den süßen Affecten, die Sie beim Clavier wie eine Feuerflamme durchströmten und jeden Ton zur Sprache Ihrer eigensten Empfindungen bejcelten.“

*) Die Königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt die von Herders Witwe angefertigten Kopien der Klopstockischen Briefe an Herder. „Die Originale habe ich nach dem Wunsche der Madame Klopstock an den Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg nach Münster geschickt und soll von diesem Herders Briefe an Klopstock erhalten. Sobald ich sie erhalten, werde ich sie senden.“ Dieser Notiz von Carolinens Hand hat ihr Schwiegersohn Etadling später hinzugefügt: „Unter den hier befindlichen Papieren sind jedoch Herders Briefe an Klopstock nicht zu finden gewesen.“ Die Auslieferung erfolgte nicht.

Frau Johanna Elisabeth von Winthem, geborene Dimpfel, war als Schwestertochter seiner verstorbenen Meta des Dichters Nichte und hochmusikalisch. Auf sie bezieht sich die schon 1770 entstandene Ode: „Ich bin ein Deutsches Mädchen, Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick.“ In mehreren späteren Liedern lobte er den Gesang, die Stimme „Hannchens“ oder „Windemens“, wie er sie nach ihrem Manne hieß. In ihrem Hause fühlte er sich besonders heimisch. Sie ward ihm eine treue, verständnisvolle Freundin, voll reger Anteilnahme in geistiger wie gemüthlicher Hinsicht, und nach mehrjähriger Wittwenchaft, am 30. October 1791, seine zweite Gattin.

Klopstocks Verhältnis zu Herder scheint bald nach ihrer persönlichen Begegnung (1783) gestört worden zu sein, sagt Muncker in der Geschichte von Klopstocks Leben und Schriften. Hieran trug, wider Willen, seine Nichte die Schuld, worüber der folgende, von mir aufgefundene Brief Klarheit schafft:

Hamburg, d. 2. September 1783.

Oft, sehr oft habe ich's vorgehabt, Ihnen in meinem, in Klopstocks Rahmen für Ihren freundschaftlichen Brief zu danken und Ihnen zu sagen, wie froh ich über Ihre Bekanntschaft bin, und wie sehr es mich freut, daß ich mich schmeicheln darf, Sie unter die Zahl meiner Freunde rechnen zu können. Aber ich will's Ihnen sagen, lieber Herr Herder, was mich abgehalten hat, Ihnen dieses erst heute zu sagen.

Es ist mir unmöglich, etwas gegen einen Mann auf dem Herzen zu haben, den ich so sehr schätze und liebe wie Sie, ohne mein Herz gegen ihn auszuschütten. Ich habe gezweifelt, ob Sie es recht nehmen würden, wenn ich es mir heraus nehme, Ihnen über etwas Vorwürfe zu machen, worin ich mich eigentlich nicht mischen sollte. Unterdessen ist mir die Sache zu wichtig, als daß ich schweigen könnte. Ich will es Ihnen sagen und ruhig erwarten, ob Sie meine Absicht verkennen.

Klopstock erhielt Ihren Brief in Gegenwart eines Fremden. Bei dieser Veranlassung sagte er viel Freundschaftliches von Ihnen, denn Ihr Brief war ihm sehr lieb. Der Fremde ward verwundert, Klopstock von einem Manne so freundschaftlich reden zu hören, der, wie er sagte, ihn angegriffen hätte, wie er sonst nicht angegriffen wäre. Klopstock ward hierüber sehr verwundert, und ich wollte es nicht glauben, daher ließ ich mir Ihre Briefe, das Studium der Theologie betreffend, kommen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie frappirt ich ward, als ich fand, daß der Fremde so sehr recht hatte. Es ist mir ein Problem, wie ein Mann, den ich von einer so schätzbaren Seite habe

fennen gelernt, und den Klopstock schon lange schätzt, so beleidigend von einem Werke urtheilen konnte, dessen Werth durch den tiefen Eindruck, welchen es nun schon seit 30 Jahren bey so vielen hundert Menschen gemacht hat, bestimmt ist. Ich denke, man kann gar nicht zweifeln, daß Sie nicht im 19ten Briefe den Messias und den allein gemeint haben.

Ich möchte gern einige traits daraus anführen, aber ich kann nicht wählen, ich müßte den ganzen Brief abschreiben, denn Alles ist treffend. Folgende Stelle ist mir mit am meisten aufgefallen: lassen Sie uns im Dichter Myriaden der Engel und abgeschiedene Geister bekannt und gemein werden. — Da ich nun nicht zweifeln kann, daß nicht mit allen diesen der Messias gemeint ist, so ist mir der 20te Brief und besonders der Schluß, wo Sie sagen: daß Sie den Messias nicht meinen, ganz unbegreiflich. Und so unbedeutend war er Ihnen, daß Sie ihm sich nicht erinnerten? es war schon Jahre her, daß Sie ihn gelesen hatten. Ich kann ja nichts dawider haben, wenn Ihnen der Messias unbedeutend ist, aber wie konnte es Ihnen denn interessieren, Klopstock kennen zu lernen? und so freundschaftlich gegen ihn zu seyn?

Es wäre lächerlich, wenn ich mich über die Schönheit des Messias mit Ihnen einlassen wollte, oder, ob die Materie fähig wäre, so behandelt zu werden, wie Klopstock sie behandelt hat. Eins muß ich doch sagen: Es lebt vielleicht kein Dichter außer ihm, der es wagen durfte, ein solches Gedicht zu schreiben. Denn freylich mußte diese Materie mit dem Gefühl, mit der Ehrfurcht gegen Gott, so wie es die Evangelisten lehren, behandelt werden. Die Erfindungen (wenn ich mich so ausdrücken kann) mußten so im wahren Sinne der Religion erdichtet seyn.

Von den Wirkungen des Messias muß ich Ihnen doch noch ein Wort sagen. Ich wollte, Sie hätten einige Scenen mit angesehen, von welchen ich Zeugin gewesen bin, daß junge und ältere Leute, Gelehrte und Ungelehrte, von verschiedener Denkungsart, zu Klopstock gekommen sind und ihm mit vieler Nührung für den Messias gedankt haben, der sie von dem Wege des Lasters zur Tugend geführt und sie würdig von Gott und der Religion hätte denken gelehrt. Solche Scenen sind Klopstocks Belohnung.

Übrigens hat auch er nichts dawider, wenn man über seine Schriften urtheilt und anders urtheilt wie er, aber beleidigend muß man ihn nicht angreifen. — Sehen Sie, lieber Herr Herder, nun habe ich Ihnen mein Herz ausgeschüttet; hätte ich Sie weniger geliebt und geschätzt, so würde mir dieses nicht schwer auf dem Herzen gelegen haben, und ich hätte schweigen können.

Ich habe Klopstock Ihre Theologischen Briefe nicht lesen lassen; er ist oft nicht wohl gewesen, daher wollte ich ihm dieses ersparen. Diesen Brief soll er aber sehen, ehe ich ihn wegschicke, denn ich bin gewöhnt, ihm alle meine Briefe zu zeigen, wie unbedeutend sie auch sehn mögen.

Könnte ich Ihnen nun aber auch noch sagen, wie gerührt und dankbar ich für alles Freundschaftliche bin, was Sie mir in dem Briefe an Klopstock sagen. . . .

J. E. von Wintheim.

N. S.: Meta und das lose Hannchen grüßen unzählige mahl.

Herder hat nun keineswegs in den zitierten „Briefen, das Studium der Theologie betreffend“ den Messias-Sänger böswillig rezensiert, sodaß derselbe hätte vom Lesen zurückgehalten zu werden brauchen. „Verzeihen Sie,“ heißt es hier, „daß ich Ihre Bitte nicht erfülle und über Klopstocks Messias, die heilige, edle Epöpee unserer Sprache, besonders rede. Ich redete bisher eigentlich nicht von ihm, sondern nur allgemein über epische Gedichte dieses Inhalts. Klopstock kann Auskünste getroffen haben, an die ich mich so deutlich nicht mehr erinnere: denn es ist Jahre her, seit ich seinen Messias mit Liebe und Hochachtung gelesen habe.“ Er will nicht ein schönes Werk von seinem Schmucke entkleiden, um ein Skelett zu finden, das keiner zu sehen, gewiß auch nicht der Dichter zu geben wünschte. Klopstock ist ihm einer der größten Hymnedichter. „Sprache und Seele hebt sich, wenn in seinem Messias Gesänge, Empfindungen, Elegien, Hymnen tönen: Alles wird Jubel, Thräne, Wohlklang.“

Man kann der begeisterten Verehrerin und schwärmerischen Freundin übergroße Empfindsamkeit und Empfindlichkeit nur verstehen im Hinblick auf die damals übliche, überschwängliche Lobeserhebung, ja Verhimmelung. Man denke nur an Karl Friedrich Cramer und andere namhafte Zeitgenossen! Klopstocks Kreis war gewöhnt, den Stifter der neueren Deutschen Poesie mit Huldigungen förmlich überschüttet zu sehen. Aus dem nämlichen Jahre, da Herder zu Klopstock nach Hamburg kam, stammen die „Schattenrisse edler Teutschen“ von einem ungenannten „phhysiognomischen Reisenden“ (wohl Dr. jur. Lose in Erfurt). Dies selten gewordene Büchlein bringt u. a. Klopstocks Silhouette und Charakteristik. Als Zeichen jener Zeit und Stimmung werden einige markante Episoden daraus von allgemeinem Interesse sein: „Großer! Verehrungswürdiger! Deine Lorbeern bedürfen keines schlechten Flittergoldes

mehr. Du bist über alles Lob so erhaben, als Dein göttliches Gedicht über alle Gedichte der Erden. Vater Homer, Du sollst mir's verzeihen, daß ich diesem Edlen in dem Gebiete des Nachruhms seinen Stuhl über den Deinigen setze. Welcher Dichter hat wohl je in der Welt ein größeres, interessanteres und erhabeneres Lied gesungen als Klopstock? Es betrifft die ganze Menschheit, den ganzen Kreis des Erdbodens, nicht einen kleinen Zeitraum, nicht einen kleinen Erdenwinkel, nicht ein einziges Volk; sondern das Glück aller Zeiten, aller Völker auf der ganzen Erde, die Jesus Christus beglückt; ja es dehnt sich das Sujet selbst über die Gottheit aus. Und darin — im ganzen — kein Nachfolger, nein, ein Vorgänger! eigene Bahn, eigener Gang, eigene Schöpfung. So ein Produkt ist für den Deutschen Namen, für die Deutsche Muse Bürge, — ewiger Bürge des Nachruhms durch späte, graue Jahrhunderte. — Der Plan, die Anlage des Liedes ist eigen, — voll von überschauendem Verstand, und so groß, wie der Urgeist des Dichters. Es ist die Frage, ob das Originalgenie Homers denselben Gegenstand, als Christ unter eben den Umständen, in eben der Lage, auf eben der Staffel der Aufklärung in Sprache und Religion, ohne seine Mythologie, die dem Dichter beim Malen tausendmal vorteilhafter ist, als Christusreligion, — ob er denselben Gegenstand so meisterlich würde behandelt haben. — Klopstock ging mit der Messiasde schon als Schüler auf der Schulpforte schwanger, zu einer Zeit, wo noch Dämmerung und Nebel über den Deutschen Musenhainen sich verbreiteten und die Töchter des Himmels vor diesem böotischen Anblicke sich scheuten, wo noch Barbarei die Sprache beherrschte und der Deutsche Vers entweder so langsam und schwer wie ein Starren Gaul, oder so holprig und lasciv wie ein Ziegenbock lief, — da legte er schon Hand an das Werk, bildete dazu die Sprache, bereicherte sie, beugte sie wie einen jungen Stamm, den der Gärtner am Eichenstabe erzieht, ging ab von den unebenen, unangenehmen Wegen seiner Vorgänger und verachtete die Vorbeern der gefrönten Dichter, welche, indem sie die Klagegejänge der Nachtigall nachzuahmen juchten, heiserer schnatterten, wie die Gänse des Kapitols. — Da, wo die Deutsche Sprache noch Lücken hatte, füllte er sie aus, gab dem Lateiner, Franzosen und Italiener das Erborgte wieder, rief den körnigten altdeutschen Ausdruck, die nervigten, vielfassenden Wörter aus dem Exil ins Vaterland zurück, holte den Hexameter aus Latium her nach Germanien, pflanzte ihn in Deutschen Boden und veredelte ihn da durch seine väterliche Pflege. Was hat er für verschiedene neue sowohl epische als lyrische Versarten erjunden? Vor ihm glaubte weder ein Deutscher Dichter noch Dichtersfreund, daß Verse ohne Reime möglich wären.“



Hofstadt.

Auch in seinem Leben, seiner Erscheinung, seinem Wesen wird Klopstock betrachtet und stets mit dem Auge innigster Liebe, ja Vergötterung:

„Sein Herz ist ein zartes Saitenspiel, welches von den sanftesten Gefühlen des Schönen, Erhabenen und Guten in der Schöpfung gerührt, unaufhörlich Töne der Freude und Wollust singt. Musik mit wahren Ausdruck, Gemälde, die Leben und Wahrheit hauchen, Werke der Kunst, die es wirklich sind, — sie entzücken sein Innerstes fast bis zur Auflösung. — Kein Mensch aber kann ein Dichter sein, ohne ein guter Mensch zu sein. Alles erwärmende und erheiternde Liebe strömt ja aus seinen Meisterstücken hervor, Andacht, Frömmigkeit, Lauterkeit. Ein Freund der Freunde, ein Seelenfreund, vollwichtig, unwandelbar treu. Hier, an dem Busen der Freundschaft ist der große Mann offen, frei und ausfließend, da theilt er sich gern mit, genießt und läßt genießen. Er scherzt sehr fein, ist witzig, belebt und angenehm, — beim ersten Anblick ernst. Leere, todte Gesellschaft ist ihm ein Greul, denn er sucht nur Gesellschaft, um sich darin mit Herz und Seele zu erbauen. Zum Schmeicheln ist er gänzlich verdoeben, bei Großen und Kleinen sich immer gleich. — Besonders besitzt Klopstock so ein feines Gehör, das seines Gleichen kaum hat. Mit der zärtlichsten Delicatesse bemerkt sein Ohr den Tonlaut, den Wohlklang und das Laufen eines Verses. Daher konnte er auch der Deutschen Prosodie, den Deutschen Versarten und der Sprache so viel leisten. Die innere Empfindsamkeit seines Herzens — wie rein, wie fein! — Sie bestimmt auch seinen lebenswürdigen Charakter. Sanftheit, Geneigtheit, Bruderliebe in hohem Maße. Alle die um ihn sind — o wie fühlen sie das! wie gut wissen das Hamburg und seine Edlen!“

Zu ihnen gehörten die angesehensten Familien der Hansestadt. „Lassen Sie sich erzählen,“ schrieb Klopstock im Sommer 1799 an Herder, mit dem er wieder in eine freundschaftliche, bis zu seinem Tode währende Verbindung getreten war, „wie die gute Witwe Sieveking und die gute Tochter meiner seligen Büschen meinen Geburtstag gefeiert haben. Wir waren recht froh, und ich rühme mich, der froheste gewesen zu seyn.“ In welcher großartiger Weise Hamburg vier Jahre später, am 22. März 1803, das Leichenbegängnis des unsterblichen Mitbürgers veranstaltete, hat seine Freundin Sophie von Schardt in ihren oben mitgetheilten Aufzeichnungen geschildert. Der ernste Pomp und die allgemeine Beteiligung wiederholten sich neuerdings im benachbarten Lübeck beim Begräbnis Emanuel Weibels.

Und heute, da ein Jahrhundert verflossen ist seit dem Heim-
gange des erhabenen religiösen und vaterländischen Bardes, wird neben
seiner Geburtsstadt Quedlinburg ganz besonders Hamburg seiner ge-
denken. Ist auch seine Poesie veraltet, das Interesse sogar für seinen
„Messias“ erkaltet, Friedrich Gottlieb Klopstock bleibt doch einer der
großen neueren Dichter, die befruchtend gewirkt haben auf unsere
Sprache und Literatur, von denen er selber singt und sagt:

Segnend seh' ich ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe
und
Sophie von Schardt.

Zwei Freundinnen Johann Gottfrieds von Herder.

Ein Nachhall zur Hundertjahrfeier Herders.

Am 18. Dezember 1903 beging die ganze gebildete Welt die hundertste Wiederkehr des Heimganges von Johann Gottfried von Herder.

In meinen „Bildnissen und Lebensabrißen berühmter Deutscher Männer“ versuchte ich den großen Denker kurz also zu charakterisieren: „Einer der bedeutendsten und einflußreichsten Arbeiter am Werke der Zivilisation; Theolog, Lebensphilosoph, Dichter, Kritiker, in allen diesen Sphären fruchtbarer Autor; schon frühzeitig mit wichtigen geistlichen Ämtern betraut, zuletzt Generalsuperintendent, Konsistorialpräsident zu Weimar; seine gesamte Berufs- und schriftstellerische Tätigkeit auf den einzigen Zweck harmonischer Durchbildung des Menschen, der ‚Humanität‘ richtend; lange persönlich und literarisch mit Goethe, minder mit Schiller, übereinstimmend, allmählich ihnen entfremdet, doch im großen und ganzen nach allen Seiten hin anregend, befruchtend, begeisternd, wert der Grabinschrift, die Karl August ihm setzte: Licht, Liebe, Leben.“

Ja, Licht, Liebe, Leben hat Herder um sich verbreitet im Verkehr mit den hervorragendsten Zeitgenossen, zu denen auch die edelsten und geistvollsten Frauen zählten. Von zweien soll hier die Rede sein zu seinem wie zu ihrem Gedächtnis.

Wer sich mit der Lebensgeschichte Herders beschäftigt, wird ihm während seines Wirkens als Hosprediger und Superintendent zu Bückeburg ein Lustum hindurch (1771—1776) in dem innigsten Ideenaustausch mit der Gräfin Maria Barbara Eleonora von Schaumburg-Lippe begegnen; darnach in Weimar, wohin er wesentlich auf Betreiben Goethes als Oberpfarrer und Generalsuperintendent berufen worden war, trat Sophie von Schardt seinem Herzen wohl am nächsten.

In Bückeburg residierte und regierte Graf Wilhelm zu Lippe, ein soldatischer und spartanischer Herr, der dem jungen Herder wie ein Held des Altertums erschien, Portugiesischer und Englischer Generalfeldmarschall, Schöpfer der berühmten kleinen Festung Wilhelmstein im

Steinhuder Meer, Begründer einer Militärerziehungsanstalt, aus der Echarnhorst hervorging, ein geschickter Staatsmann und nicht ohne geistige Interessen, von Erscheinung hoheits- und würdevoll, von Charakter ernst und gemessen. Geboren 1724, vermählte er sich 1765 mit der einundzwanzigjährigen Gräfin Maria zu Lippe-Biesterfeld, einer wunderbar schönen und wahrhaft engelgleichen Gestalt, nach Herder „ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Demuth in einer Person.“

Über ihr Leben, Lieben und Leiden gibt neue, wertvolle Aufschlüsse ein durch die Gnade des Fürsten von Schaumburg-Lippe mir anvertrautes Faszikel, betitelt: „Nachgelassene Schriften, nämlich eigenhändig geschriebene Aufsätze, Entwürfe und dergleichen von der Gräfin Maria Eleonora zu Schaumburg-Lippe, geborenen Gräfin zu Lippe-Biesterfeld.“

Diese Spiegelbilder ihrer Zeit und Persönlichkeit, trostreich für bekümmerte Menschenherzen, für kämpfende Christen, enthalten folgende Aufzeichnungen aus früher Kindheit: „Anno 1774 den 16^{ten} Juny habe zuerst das Licht der Welt erblickt zu Biesterfeld im Lippischen, allwo mein Vater und Mutter ihr Eigenthümliches hatten. Ich bin ein Zwilling, indem zwei Stunden nach mir ein Bruder kam; allein unser Eintritt in dieses Leben war (obgleich uns Beyden noch unwissend) höchst betrübt und traurig, indem an eben diesem Tage unsere theure Mutter Abends diese Welt verließ und nach viel ausgestandener Angst und Noth in die ewige Ruhe einging und nebst uns Beyden sechs mütterlose Waisen hinterließ. Mich hatte meine selige Mutter noch gesehen und auf ihren Armen gehabt, über mich gebetet und mich gesegnet, welcher Segen auch gewiß bis an mein Ende auf mir ruhet. Allein meinen Bruder hat sie nicht mehr gesehen, weil sie überaus schwach gewesen und mein Bruder halbtodt zur Welt kommen, und während dem man sich mit ihm beschäftigt, schon zu sterben angefangen. Wir brachten also gleichsam unser Kreuz schon mit in die Welt, und wurde uns so zu sagen damit angedeutet, daß wir in ein Jammerthal kommen wären. Allein der treue Gott nahm sich unser Aller und uns Jüngsten besonders an: Er hat Muttertreue, ja mehr wie die bis auf den heutigen Tag bewiesen. Er nahm uns durch die Taufe zu seinen Kindern an, versprach unser Bundes-Gott zu sein, da Er ja lauter Gedanken des Friedens über uns hege, und wir mußten uns Ihm wieder auf ewig zu seinem Eigenthum versprechen; und zum Beweis, daß dieser Bund gewiß mit uns um Christi Verjöhnung willen geschlossen, bekamen wir Namen in der Heiligen Taufe: mein Bruder wurde Ferdinand Johann Benjamin genannt, und ich bekam die schönen Namen Maria Barbara Eleonora. O! möchte ich nur dieselben stets recht bedenken und recht bitter und betrübt gegen und über die Sünde seyn und an der Welt keine Freude



Maria Eleonore Herzogin von Braunschweig-Lüneburg

Nach dem Gemälde von Johann Georg Ziesenis.

haben, sondern mich als eine Fremde ansehen, deren Heimath im Himmel ist!“

Die Zwillingskinder wurden vom Vater, dem Grafen Friedrich Karl August zu Lippe-Bisterfeld, mit rührender Fürsorge erzogen, bis der Bruder Ferdinand einen Verwandten, den Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, im Jahre 1761 nach Portugal begleitete. Maria ging zu ihrer an den Grafen Seyfried von Promnitz auf Drehna in der Niederlausitz vermählten und gerade verwitweten Schwester Wilhelmine, nach deren frühzeitigem Tode sie klagte: „Ach! wie bald ist dies geliebte Paar meinen Augen verschwunden, meiner Zärtlichkeit entzissen! Es ist mir nichts von ihnen übrig geblieben, als der Schmerz über ihren Verlust; denn je mehr gute Eigenschaften sie besaßen und je mehr mir ihr Wandel Tugend und Gottseligkeit predigte, je größer ist mein Verlust, je herber mein Schmerz, so lange als ich in dieser Welt walle. Soll ich in derselben noch viele Jahre zählen, so wird doch niemals mein Leid, das ich um diese geliebten Personen empfinde, veralten; es wird täglich gleich lebhaft seyn und nur dann bey diesem Andenken mein Herz wieder Freude fühlen, wenn meine sterbliche Hülle so hinfällig geworden, daß ich gewiß glauben kann, sie bald abzulegen und meinen freien Geist mit dem ihrigen vor dem Throne des, der uns ewiges Leben erkaufte und bereitet hat, zu vereinigen. O! verklärte Freundin, die ich nach der Natur und Gnade meine Schwester nannte, die Du mir an Mutterstelle geschenkt warst und solche Treue an mir bewiesest, warum bist Du mir so bald entzissen, möchte ich wohl, wenn es gegen die Vorsehung nicht verwegen geredet wäre, fragen.“

Ihre fromme Seele voller demütiger Entsagung und Glaubensstärke offenbart eine Krankengeschichte vom Jahre 1763: „Im Frühling reisten wir nach Klitschdorf in Schlesien und kamen den 23^{ten} März wieder nach Drehna, trafen allda die kreuzbrave Frau von Mercklowstz (die im Evangelio als in ihrem Element lebet) nebst ihrer Tochter an. Ach, welche Freude war's für mich, dieses Kind Gottes kennen zu lernen gewürdigt zu werden! Mein Gemüth war nicht nur die Reise, sondern eine ganze Zeit her bekümmert und voll (öfters unnützer) Sorgen durch die Nacht am Morgen. Dieser Besuch munterte mich recht auf. Am 25^{ten} März als am Tage Mariä Verkündigung kam ich Morgens zu dieser alten redlichen Mutter. Da sie mir statt des guten Morgens sagte: ‚Maria, Du hast Gnade bey Gott funden. Denn bey Gott ist kein Ding unmöglich.‘ Mein Gott, dies war ein rechter Strahl, ein helles Licht, eine heilende Salbe für mein sehr niedergeschlagenes, verwundetes und Finsternißvolles Herz und Gemüth, dafür ich Dich nicht satt loben kann. Ich erreichte bald darauf mein Kämmerlein, und mein Herz floß

und schwamm in Thränen, theils vor inniger Scham über Deine große Gnade, o lieber Vater, theils vor Freuden über Deine erstaunend große Liebe. So daß mein Gemüth, so erst voller Angst und Unruhe war, ganz stille, gelassen und ruhig wurde. Dazu noch die Versiegung am 1^{ten} April durch den Genuß des Heiligen Abendmahls und vorher gegangene Erklärung des 23. Psalms, worin mein ganzer Zustand stand: bekam die Ruhe und Erquickung, die Du, o! lieber Heyland, mich drauf in den folgenden Tagen genießen lassen, kann ich Dir ewig nicht genug verdanken, auch gar nicht beschreiben; ich war wie ein Kind, das in der Mutter Schooß ganz sanft ruhet. Und wurde auf mein Krankenlager so recht zubereitet, davor mir gar nicht graute, sondern mich innig drüber freute und heimlich hoffte, bey meinem Heyland bald zu seyn. Aber dies war noch nicht meine bestimmte Zeit; ich war zur Ewigkeit noch nicht bereit. Geschickt zum Krankenlager war ich gemacht, aber noch nicht zum Sterbelager; denn bis dahin müssen noch alle Schlacken weg, deren ich noch unzählige in und an mir habe. Den 6^{ten} April reisten unsere herzlich liebgewesenen Gäste ab; durch diese wurde mein Herz im Herrn recht gestärkt, daß ich mich seiner Vaterhand so ganz kindlich hingeben konnte, was Er mit mir machen wolle, es möge zum Leben oder Tod gehen, mein Herz war in allem völlig beruhigt und zufrieden. Denn daß Gott was mit mir vorhatte und ich krank werden würde, war bey mir ausgemacht, wußte es fast vor gewiß; zumal ich meinen Körper auch genug fühlte und zeither gefühlt hatte; ich wurde dann auch von Tag zu Tag fränker . . . Ich dachte, vielleicht naht Deine Erlösung; der Herr aber hatte schon beschlossen, mich nach seiner unendlichen Erbarmung wieder gesund werden zu lassen, um mich erst recht zur Ewigkeit zuzubereiten, denn noch war meine Stunde nicht kommen . . . Obgleich die Blattern stark grassirten und auch in diesem Dorfe sechszehn Kinder daran begraben liegen, so konnte ich doch wieder aufstehen. Ach, mein Gott, laß mich dieses, was ich hier zu meiner Erinnerung aufgezeichnet, nimmermehr vergessen und nicht nur auf dem Papier stehen haben, sondern recht tief in meinem Herzen eingegraben seyn! — — — Den 8^{ten} May ging ich zum ersten wieder in die Kirche, um dem Herrn in der öffentlichen Gemeinde auch zu danken. Aber ach, mit was für inniger Wehmuth und tiefer Scham wurde mein Herz erfüllt, als ich auf den Kirchhof kam und bey den Gräbern der Kinder vorbeiging! Hätte ich mich nicht vor den Leuten geschämt, so wäre ich gern hier eine Weile gejeßen und hätte meinen Thränen freyen Lauf gelassen. Denn der Anblick war zu rührend, indem sie alle beyeinander lagen, mit Kränzen zum Siegeszeichen geschmückt. O, wie selig pries ich diese Kinder! ja es wollte mir fast empfindlich werden, daß ich nicht

auch so glücklich geworden, und hätte darüber bald meines schuldigen Dankes gegen Gott vergessen. Aber Er gab mir bald zu erkennen, daß diese Kindlein weit geschickter zum Himmelreich erfunden worden, als ich, und ich daher Urjach hätte, Ihm für die neue Gnadenzeit zu danken, weil ich dadurch die Gelegenheit bekommen, erst wieder ein Kind zu werden, und wann ich mich dazu tüchtig machen lassen, alsdann auch das Himmelreich ererben würde. Ach ja, mein Gott, ich muß noch mehr auf diejer Erden durch Deinen Geist geheiligt werden, der Sinn muß tiefer in Dich gehn, der Fuß muß unbeweglich stehn!“

Damals verfertigte Gräfin Maria zur eigenen Erbauung in einer trüben Stunde ein Klage- und Trostlied, worin es lautet:

Wo flieh ich hin? nach Golgatha.
Da ist der Mann der wahren Freuden;
Er weilt nicht fern, er steht schon da
Und zeigt mir unter seinem Leiden
Des Klagens End, des Glaubens Sieg,
Der Freud und Seligkeiten Quellen,
Wo ich dereinst nach diesem Krieg
Ihm werde danken ohn Verstellen.
Drum, o mein Herz, sey wohlgemuth
Und laß Dein ängstlich Schreyn und Stöhnen,
Du wirst noch einst für dieie Ruth
Dem Vater danken ohne Thränen.

In großer Sorge befand sie sich beständig um ihren fernen Zwillingbruder und schrieb das Gebet: „Den 29^{ten} May 1764 mit rechtem Verlangen, Seufzen und Sehnen aufgestanden wegen meines jüngsten Bruders Ferdinand, so in Portugal ist; den ganzen Tag auch fast nur ihm widmen können, da er mir immer in Gedanken und Herzen war und meine Seufzer ihn keinen Augenblick verlassen konnten; schlug auch aus dem Bogathyschen Schatzkästlein 1. Theils Nummer 192 und 193 auf: Ach, möchte dieses der Tag des Heils und sein Tag der Wieergeburt gewesen seyn! Herr, Du weißt am besten, wie's um ihn steht, darum überlasse ich ihn gänzlich Deiner Vaterreue, Du wollest Dich seiner annehmen und Acht auf ihn haben. Ja, Dein guter Geist führe und erhalte ihn auf ebener Bahn! Ich unterwerfe mich gänzlich Deinem Willen, was ich von diesem Tage erfahren werde, es sey Freud oder Leid; so weiß ich doch, daß es eine Materie Deines Lobes seyn wird, wenn auch nicht hier, doch in der Ewigkeit.“

Als Graf Ferdinand, ihre „beste Hälfte“, am 23. April 1772 erblaßte, blieb Maria anfangs starr und stumm, wie versteinert, bis sie nach

vielen Wochen an seinem Grabe dieses stammelte: „Noch immer hat es mir mein Schmerz nicht erlaubt, meinen Klagen über Deinen Verlust, o bester Bruder, Gränzen zu setzen! Noch immer fühle ich das Schwert in meiner Brust, das mir in dem Augenblick Deines plötzlichen Todes durch die Seele drang! Kannst Du es noch wissen — o so zürne nicht — es störe nicht Deine Himmelsfreuden — Du, der Du mehr als ich vielleicht nun den Unterschied jener Welt und dieser kennst, habe vielmehr Mitleid mit mir, wie es die Seligen haben können; und betest Du schon im nähern Lichte Gott an, so erlebe mir den Muth, Deinen Verlust zu ertragen. Denn Du kennst mich ja, weißt am besten, wie zärtlich und wie schwach ich bin. — Hier setze ich mich an Dein Grab, wo auch künftig das meinige seyn wird, nicht Dich zu loben — über irdisches Lob bist Du nun weit erhaben —, sondern meinem blutenden Herzen den Trost zu geben, über Deinen Verlust zu weinen. Hier in dieser ersehnten Einsamkeit, wo mich nichts stören darf, ist Dein Andenken mein süßestes Geschäft. Ich überdenke, was Du mir warst, was ich Dir war, wie wir uns liebten! — Wir lebten wie Eine Seele! Dein Schmerz war mein und mein Glück Dein! Was Du wolltest, wollt' ich, was ich wünschte, thatest Du. Zugleich unter dem Mutterherz entstanden, band uns die Natur mit dem zärtlichsten genauesten Band der Freundschaft und des Blutes. Eine Brust gab uns die erste Nahrung; ähnliche Schicksale, zusammentreffende Gesinnungen knüpften uns immer fester. Du warst mein zweiter Vater, mein treuester Freund, mein Rathgeber. Wem nächst Gott als Dir hab' ich Ehre, Ruhestand, alles äußere Glück zu danken? nicht auch Besserung des Herzens? Warst Du es nicht, der mich tabelte, wo ich es verdiente, der mir meine Flecken zeigte mit aller Offenherzigkeit und Liebe? Dessen Beispiel mich immer ermunterte, Rechtschaffenheit und allem, was edel ist, nachzukommen? In Deine Brust durft' ich meine geheimsten Anliegen ausschütten, sie waren Dir heilig! — so wenig Du Thränen sehen konntest, wie manche hab' ich doch bei Dir verbergen dürfen! wie liebreich und sanft hast Du solche gestillt, wie oft Ruhe in mein Herz zurückgerufen, mit unnennbarer Güte mich getragen, wie treulich mir gerathen! wie glücklich, wenn ich Deinem Rathe folgte! wie oft Furcht und Blödigkeit vertrieben, neue Heiterkeit über mein ganzes Leben verbreitet! — — Und was war ich Dir? Deine Seele, Dein Schatten — das Herz, dem Du Dich ganz vertrautest! süße Stunden meines Lebens, wo Du Deine Anliegen in meine Seele legtest, wo Du Deine Blicke bei meiner tröstenden Theilnehmung erheitertest, wo Du beruhigter von mir gingst als Du kamst — (ach, die 12., die Mittagstunde wird mir ewig heilig und festlich seyn!) süße Stunden meines Lebens, wo mein Thun Dir nützlich war! —

Aber, ach, nun?! wo bist Du? wo bin ich? was bleibt mir? — Nichts, als der getreue Schmerz über Deinen Verlust! — „Mein Zwilling! Mein Jonathan!“ spricht jeder Athemzug mit unaussprechlichem Sehnen. Mein Schmerz ist aufs äußerste, wenn ich an jenen grauensvollen bitteren Tag denke, den Du nur weißt, und den ich weiß — den Gott — o! Dann fehlen meinem blutenden zerrissenen Herzen sogar der Linderung Thränen. Grausames Gefühl! Augenblicke voll Nacht! — Ach Kindheit! Leben! wie bist du verflogen! — O Seliger, Deine Tugend siegt zuerst und wird zuerst belohnt — die meinige soll auch siegen — wenn auch spät — wenn auch lange meine Tage noch hier sind — wenn nur das Andenken jenes Tages nicht so grausam ist, wenn ich nur lerne, Deinen Verlust ertragen, so will ich gern leben, so wird mein Leben Niemand zur Last! wenn ich nur endlich wieder zu Dir komme! Vollkommener als hier uns wiedersehen! süße Ahndung! einzige Stütze, daran ich mich jetzt halte. Halte ich mich auch nicht umsonst daran? O nein, nein! Himmel und Erde sind mir Bürge, daß meine Hoffnung nicht aufs Ungewisse beruht. Du, mein Bruder, mein Benjamin, kannst zwar nicht mehr zu mir kommen — aber ich zu Dir! Die Gnade, die Kraft, die Dich vollendet, kann und wird mich auch vollenden — ich bin auch ihr Werk, und sie vergißt nichts, was sie gemacht hat, in Deiner bessern Welt. Bin ich doch noch ein Theil von Dir, der auch vollendet werden muß und wird. O Freund, in Deinem letzten langen Lager war Dir nichts unbegreiflicher und annehmungswürdiger, als die unendliche Langmuth Gottes! Darinnen hast Du Dich versenkt, darinnen will ich mich versenken — da werde auch ich Ruhe für mein Herz finden. Ist es nicht selbst Beweis der Liebe Gottes, daß Er Dich mir entriß? — Du bist mir auf wie vielfache Weise mehr als im Leben Lehrer worden — das Götzenbild, was Du mir wohl warst, ist hingefallen — und ich vielleicht nie nüchterner worden, als in den Augenblicken, da ich Dich in Deinem Todes Schlaf betrachtete! — Sollte ich also nicht vielmehr die Wehmuth segnen, die bey Deinem Andenken mein Herz zerriß? Will ich gegen Gott, der Schöpfer und Vater ist, murren? Nein! — sind meine Klagen um Dich aber ungerecht? — warum warst Du so edel? ach, warum? Armes Zwillingsherz, wie verwirrst und verlierst Du Dich — selbst beym Grabe! — Welche Betrachtungen, unennbare Empfindungen, welches Gemisch bestürmen Deine Seele? — rede nicht, daß Du nicht thöricht redest! — Weine, zerfließe, verstumme! kehre zu Deiner Stätte, auf der Du noch stehen sollst, zurück — vollende unter blutender Seele Dein Dir befohlenes Tagewerk desto treuer, feyre also das Andenken Deines Benjamin! bis Du schläfst, wo Dein Ferdinand schläft, und Deine Asche bey der seinigen auf Hoffnung ruhet.“

Ferdinand war es gewesen, der die Schwester seinem älteren Freunde und Waffengefährten, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe feierlich verlobt und im Jahre 1765 den Ehevertrag vollzogen hatte.

Hochinteressant ist es nun, zu sehen, wie die junge Frau ihren Gemahl zum 9. Januar, seinem Geburtstag, durch ein Carmen zu beglückwünschen pflegte; es sind stets schlichte, warm empfundene Verse, mit für die damalige Zeit charakteristischen Über- und Zuschriften, z. B.: „An meinen regierenden Herrn zu Schaumburg-Lippe“, „An den besten Regenten, Vater, Gemahl“, oder fürmlicher: „Zum geringen Denkmal meiner unveränderten zärtlichen Verehrung überreicht Ew. Liebden Gegenwärtiges mit gerührtester Seele an diesem Ihrem Geburtsfest, welches mir der süßeste Tag meines Lebens ist. Dero ganz zu eigene so glückliche Gemahlin“.

Einige dieser Gratulationsgedichte befunden entschieden poetisches Vermögen:

I.

Um Dir, o Theurer, das zu sagen,
Was heut mein Herze für Dich spricht,
Was es zu Deinen künft'gen Tagen
Von Gott ersehlet: kann ich nicht.
Warum? weil Wort und Kunst mir fehlen,
Nach Würd' und Wunsch hier zu erzählen.
Ich weiß, Du siehst auch nicht darauf
Und nimmst statt vielem Wortgepränge
Weit lieber diese Seele auf,
Die mit der treuen Wünsche Menge
Sich täglich Deiner Huld bewirbt
Und für Dich lebet, für Dich stirbt.

II.

Es jauchzt Dein Volk, Dein Kind lallt Freude,
Dein froh Gemahl umarmet Dich;
Wie All' heut Eins, wird unsre Freude,
Mein Wilhelm, Segenswunsch für Dich.
Geliebter Wilhelm, unser Leben,
Den Worte nicht, nicht Schmeichler Ton,
Nur Wahrheitslieb allein erheben,
Du bleibest unser bester Lohn.
Nimm diese Freude, dieses Lallen
Statt Kunst und Festen gnädig an,
Es wird gewiß Dir mehr gefallen,
Als langer Reden eitler Wahn.

Hier sprechen Herzen, die Dich lieben,
Die Deine Wohlfarth glücklich macht,
Die sich, Dir zu gefallen, üben,
Für die Dein Vaterherze wacht.

Du kennst ja Deiner Kinder Triebe,
Weißt wohl, wie zärtlich jedes spricht,
Nimmst unsern Dank und unsre Liebe,
So braucht es vieler Worte nicht.

Besonders herzlich muten uns die Begrüßungsstrophen an, welche Gräfin Maria ihrem Herrn und Gebieter zum 7. April 1774 überreichte, als an dem frohen Erinnerungstage der glücklichen Rückkunft aus Portugal 1768. Sie lauten:

Mein Wilhelm, heute sind's sechs Jahr,
Wie ich von Dir noch träumte,
In stiller Nacht mir ängstlich war
Und Deinem Kusse weinte,
Als plötzlich Du froh wiederkamst,
Mich aller Sorg' und Schmerz entnahmt!

Gott, unserm Vater, dank ich heut
Für die verfloßnen Stunden,
In welchen ich durch Dich verneut
Hab' jedes Glück empfunden.
Ich bin Dir noch, was ich Dir war,
Du lieber mir als vor sechs Jahr!

Wie feierlich ist mir der Tag!
Was kann mein Herz Dir schenken?
Geliebter Wilhelm, ich vermag
Nichts Bessers auszudenken,
Als dies gerührte frohe Herz,
Das Dich verehrt in Freud' und Schmerz. —

„Dein Kind lallt Freude“, hieß es im zweiten der mitgetheilten Gedichte. Leider mußte die glückstrahlende Mutter ihr einziges süßes Töchterchen, ihre am 30. Juni 1771 geborene Emilie, ein beängstigend kluges Kind, im zarten Alter von drei Jahren wieder verlieren. Darüber macht sie die folgende, trotz ihrer höfischen Ausdrucksweise, durch eine rührende Naivetät und echte Religiosität ergreifende Niederschrift:

„Die Hochselige Comteß Emilia erzählten vergangenes Frühjahr, als Sie Morgens lachend im Bette lagen: Sie hätten getanzt. Die Wärterin frug: wo? und mit wem? — Sie antworteten: Mit dem lieben Oncle Ferdinand bey dem lieben Gott im Himmel.

Die Wärterin sagte: Sie haben geträumt. Das kann wohl seyn erwiederten Sie und lachten fort.

Wie Sie den Tag vor Ihrer letzten Krankheit nach einer Spazierfahrt aus dem Wagen stiegen, bedienten Sie sich der merkwürdigen Worte: Nun Gottlob! Nun bin ich fertig! Ich will im Leben nicht wieder fahren.

Oft sagten Sie: Ich will nicht wieder gesund werden. Wenn die Wärterin Sie nöthigte, Arznei zu nehmen, und versicherte, daß Sie davon wieder gesund würden, erwiederten Sie: Nein! mein Leben nicht wieder gesund werden. Wenn die Wärterin aber bat, daß Sie es ihr zu Liebe thun sollten: Ja! antworteten Sie, so will ich sie denn nehmen.

Noch die Nacht vor Ihrem Ende sagten Sie: Sieh, Marlene! den lieben Mond, den gibt der liebe Gott! Die Wärterin antwortete: Ja, das weiß ich wohl. Sie wiederholten: Ja, das weiß ich gewiß.

Den letzten Tag Ihrer Krankheit frug die Wärterin, ob Sie nicht beten wollten, daß Sie wieder gesund würden? Nein! erwiederten Sie. Beten will ich wohl, aber nicht, um wieder gesund zu werden. Kurz darauf sagten Sie in dem sanftesten Ton: Die arme Comtesse ist recht krank.

Wenn man Ihnen gute Besserung wünschte, antworteten Sie immer mit einem gewissen Eifer: Nein! Comtesse will nicht wieder gesund werden!

Den Abend vor Ihrem Seligen Hintritt kam der Chirurgus, um Ihnen ein Lavement beizubringen; Sie wollten es durchaus nicht nehmen. Die Wärterin sagte: Nehmen Sie es doch, es thut gut! Ja, so will ich es auch, aber nicht, um wieder gesund zu werden.

In der letzten Minute Ihres Lebens kam die Wärterin vors Bett. Sie drangen eben sehr aufgenommen zu werden; die Wärterin bat, Sie möchten doch liegen bleiben. Sie erwiederten: Ja! so will ich denn liegen bleiben. Müde! müde! Die Wärterin sagte: So schlafen Sie denn in Gottes Namen! — Sie antworteten hierauf ein überaus bedeutendes Ja!, neigten das Haupt zur Seite und entschliefen sanft in dem Herrn.

Ein kleiner Lichter-Funkel kam
Vom Himmel, nahm
Gestalt hier an im Erdenland,
Ward schnell mit hellem Blicke
Verstand.

Der kleine Funke sehnte sich zurücke
Mit Nacht,
Sprach: „Sieh, wie sanfte Mondespracht!
Den Mond hat Gott gemacht!“
Flog hin, im Blicke
Die stille Mondennacht,
Ins Vaterland,
Wo nicht mehr Funke, wo Verstand
Schon Gottesflamme, flammt! und fand
Da Ferdinand,
Und sah zurücke,
Wo tief
Im Mondesdämmer
Es kurz noch rief:
„Müde! müde!“
Und dann im Friede
Gottes entschlief —
Und dankte, daß das Erdenland,
Wo's jene ersten Schimmer
Der Gottheit fand,
Es aus dem Tage nun nicht mehr zur Dämmerung rief.“ —

Nachdem wir so tiefe Einblicke in das äußere und innere Leben der Gräfin Maria gewonnen haben, wo Verlust an Verlust sich reihte, können wir verstehen, wie ihre sehnsuchtsvoll nach göttlichem Trost und geistlicher Kost lechzende Seele sich hingezogen fühlen mußte zu Johann Gottfried Herder, der dem Rufe des Regenten als Superintendent und Konsistorialrat nach Bückeburg im Jahre 1771 Folge geleistet hatte.

Eine seltene Harmonie und Wahlverwandtschaft sollte die Landesfürstin mit ihrem Seelsorger, Beichtvater und Lehrer verbinden; ihm wurde sie mehr und mehr „seine Heilige“.

Doch nur fünf Jahre dauerte der schöne Bund wechselseitigen geistigen Austausches, der ihnen reichsten Segen gebracht hat. Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe entschlief schon am 16. Juni 1776, ihrem zwei- unddreißigsten Geburtstag. Bald darauf verließ Herder Bückeburg, in seiner Abschiedspredigt es als göttliche Fügung preisend, daß seine Amtstätigkeit dort endete mit dem Tode der erhabenen Gönnerin.

Die beiden gleichgestimmten Naturen standen in engster Korrespondenz mit einander. Von der Gräfin sind 105 Briefe vorhanden, von Herder an sie hat sich ein einziger in Abschrift erhalten. Sie selbst hat in ihrer letzten Krankheit alle vernichtet, so berichtet Herders Witwe in den ihrem Gatten gewidmeten „Erinnerungen“, woselbst nicht nur die Episteln der echt christlichen Fürstin als Bekenntnisse einer schönen Seele abgedruckt worden sind, sondern auch jener einzige Brief Herders

auf Grund einer Kopie. Da diese sich indes ungenau und unvollständig erweist, wie das Original beurfundet, — denn das kostbare Schriftstück ist seinerzeit nicht dem Untergange geweiht worden, befindet sich vielmehr in meinem Besitze — so glaube ich der großen Gemeinde des Gottesmannes mit einer wortgetreuen Wiedergabe ein wertvolles Andenken darzubieten.

Der undatierte Brief stammt aus den letzten Tagen des Jahres 1774. Es sind vier eng geschriebene Quartseiten — vergilbte, etwas stockfleckige Blätter — mit Herders sehr kleiner, aber klarer Handschrift.

Eine Weihnachtspredigt des verehrten Geistlichen hatte die Gräfin wehmütig gestimmt. „Sie haben mich,“ schrieb sie ihm am 26. Dezember „von einer Höhe heruntergestürzt, meine liebste, süßeste Idee weggenommen — ich bin des Heilandes durchaus noch nicht werth! Aber Dank, tausend Dank und Segen gebe Ihnen die ewige Liebe für das, was Sie uns, mir gaben! Darf ich bitten, so schenken Sie mir diese Wahrheiten schriftlich — nicht für Kopf und Mund, für Herz und Wandel wünsche ich es und traue der Gnade dessen, der auch mich nicht aus Zorn, sondern aus Liebe schuf, Er werde nicht meinen Richter sehn lassen, was mir Seligkeit werden soll. — Abendmahl des Herrn! wie lieblich und schrecklich bist du? es nahe sich, wer will und kann; ich will um deine Freuden, ob schon ferne, dennoch danken. Selige Seele, der Alles, Alles im Überwinden leicht wird! Aber welcher Segen gehörte der, die nichts überwunden hat? Welt und ihre Herrlichkeit — was ist der Sieg, wenn Welt des Herzens nicht überwunden wird! nicht einmal im kleinsten Anfange!“

Darauf antwortete Herder folgendermaßen:

Guer Erlaucht

empfangen hiebei gnädigst die 2 Predigten: kalt und trocken vielleicht geschrieben: aber vor Gott und in einer guten Seele ist doch Nichts verlohren. — Der Himmel segne sie zum Zwecke wozu sie sein sollen.

Aber meine gnädigste Gräfin darf ich zu diesem Zwecke ein Wort sagen. Auch solche warme Mause zum guten sind vielleicht nicht gut: sie machen zu bald müde. Der Geist Jesu, der Selbstverläugnung und Liebe Gottes ist, ist kein Geist der Furcht nach der ängstlichen Gesetzhlichkeit: sondern der Freiheit und Freude. Die ganze Selbstverläugnung muß aus himmlischen Gesinnungen kommen, und dann wird sie angenehm und leicht, mit wie vielem Kampfe sie auch errungen werde. Denn auch noch die Apostel fühlten und trugen die sterbliche Hülle bis zur Auf-

Der Königt

ungl. wegen seiner Jücker jückerlich ein 2. Paralytiker: Soll und beiden Verleugert werden
hien: aber das Gott und in einer guten Sache ist sehr leicht anzusehen. — der
Sinn und Vortrag in die Gerechtigkeit ist in sich selbst vollkommen.

Aber meine gütliche, die Jücker sind in die reinen Gerechtigkeit in dem Jücker, die
solche gewisse Kräfte zum Guten, die Verleugert nicht gut: die weisen sie nicht unter.
aber Geist Gottes, der Selbstverleugung und nicht Gottes ist, ist kein Geist der Heiligkeit
und der ungl. wegen der Gerechtigkeit: (wenn der Heiligkeit) und nicht. also gewöhnlich
Vollständigung und mit Jücker Gerechtigkeit zu kommen, und der Geist ist gewöhnlich
und leicht, weil die beiden Kräfte in sich ungewissen sind. Wenn man sich aber
Abgespalten stellen und bringen die ständige Liebe bei der Anfertigung. Sie sind aber
der Heiligkeit Gottes und Gottes, das nicht ist allgemein. Sondern die das zu nennen ist, in
sich selbst, das man nicht anerkennen die ungl. Gerechtigkeit und die das zu nennen ist, in
in dem und in allen das ist Gottes und Gottes, das man nicht anerkennen. Sondern die das zu nennen ist, in
die ungl. wegen der Gerechtigkeit, die man nicht anerkennen. Sondern die das zu nennen ist, in
Gerechtigkeit zu erkennen, dass die das zu nennen ist, in
die in Gott und in allen das ist Gottes und Gottes, das man nicht anerkennen. Sondern die das zu nennen ist, in
und leicht, aber (sich selbst) und nicht ungl. und eben Gottes und Gottes ist
das gewisse Leben. Und nicht die reinen Leben geliebt ist, das man nicht anerkennen
ist das man nicht anerkennen. Sondern die das zu nennen ist, in
wird er man bringen und soll die das zu nennen ist, in
Gott und die Verleugung der Liebe ist, und nicht die das zu nennen ist, in

Lehrer

lösung. Je mehr aber das Bild Gottes und Jesu, das nichts als allgemeine Güte wie das Sonnenlicht ist, in uns lebt, desto mehr verschwinden die irdischen Gestalten und wir sehn und suchen nur in uns und in allen das Bild Gottes und Jesu, das ewig dauret. Dadurch wird unsterblich unsterbliche Seele d. i. es wird ihr nicht bewiesen, sondern sie fühlt's mit jeder zu Gottes Ebenbilde zugebildeten, von der Erde abgezogenen Gesinnung, die nothwendig in uns, so wie in Gott und in allen ewig bleiben muß. Der Geist Gottes schreibt die Unsterblichkeit ins Herz, oder (auch das drückt aus nicht einmahl) das Leben Gottes und Jesu ist das ewige Leben. Was nicht zu diesem Leben gebildet ist, kann dort so wenig eingehen, als daß ein Stein oder eine Kugel zur Sonne flige. Mit allen Kräften fortgetrieben macht er einen Bogen und fällt zur Erde zurück. Aber Licht und Flamme, Erkenntniß Gottes durch Übung der Liebe steigt auf und samlet sich zur Herrlichkeit Jesu. — Zwang, eine rasche Erschütterung kan dies nicht machen, sondern fortgehende sanfte, aber warme und lichterhelle Reinigung aller unsrer Handlungen und besten Neigungen im Bilde Gottes und Jesu. Dies ist keine schwere Untersuchung, sondern es wirkt wieder wie ein Lichtstral, gerade, schnell, hell und belebend. Jeder Mensch hat ein Bild in sich, was er sein und werden soll; so lang er das nicht ist, ist noch Unfriede in seinen Gebeinen; er ist jezt so jezt anders, widerspricht sich tausendmal in einer Stunde, wird von Phantasie und Sinne oder wie die Bibel sagt, von Lüsten und Begierden getrieben: Der Eine helle sanfte Ton ist noch nicht da, in den alle seine Glieder und Kräfte, wie eine wohlgestimmte laute Laute, tönen sollen und der Ton soll bleiben und Ewigkeit und Liebe Gottes tönen! — Jede unsrer Handlung soll so rein sein, daß wir sie den Augenblick vor Gott bringen könnten, oder vielmehr in Gotte tuhn. — Das wissen wir nun jedes mahl, wenn wir's nicht sind, auch in der selbst verblendestn Leidenschaft. Ich weiß z. E. daß das Lob leider! nicht Wahrheit sei, das E. E. mir zutrauen, daß mir in überwinden alles leicht werde. Mein bestes Feuer rieselt noch durch alle meine Glieder: meine säuerliche Denkart natürlich mit, und da ist jeder Kampf nothwendig ein Dröhnen, bis endlich alles todt ist, und sich vielleicht eine neue Phantasie erhebet. — Wenn ich sterben sollte, (ich hoffe es nicht und ich habe kein Bild vom Tode, weil ich gesund bin) so weiß ich, ich müßte unzufrieden und unvollendet und auf bloße gute Diskretion herausgehen, ob ich mir gleich das würde nicht merken lassen, als wenn ich's solte. Das ist so eine natürliche Empfindung, was von uns zu dieser Welt gehöret und hier bleiben muß, daß wir gerade zu nur durch den schnellsten und reinsten Lichtstral unseres Herzens fragen dürfen.

Die Raupe, die sich eingesponnen hat und gestört oder zu früh geweckt wird, kann kein Schmetterling werden, sie stirbt. — —

Was mich also allein dünkt, ist daß E. E. sanft fortgehen, sich immer mehr zum Lichtanblick Gottes gewöhnen und, wenn ich den edlen umschwärmerischen Bibelausdruck brauchen darf, den Geist nicht in sich dämpfen. Sie haben eine so schöne Anlage zur Wahrheit, Rechtsschaffenheit und am meisten zum Bilde Gottes, der Milde und sanfte Güte, daß Sie den Schatz nur bewahren, in keiner Sache ihn aus den Augen lassen und immer auf ihn zurückkommen müssen. Sie haben keinen Hang zur Eitelkeit, zu dem allen Geist tödtenden Wiße, zur Pestilenzialischen Neigung alles nach sich abzumessen und sich in der ganzen Welt allein zu sehn und zu hören; wogegen glaub ich Sie zu kämpfen haben, ist Bequemlichkeit oder träge Furcht oder schüchterne Bedenklichkeiten und Überschnellung, gute Überraschung, die E. E. wo ich nicht irre, sehr oft hintergangen haben muß. Sie kann selbst zu Dingen verleiten, die ganz wider unsere Natur und bei E. E. wider den Geist der sanften Wirksamkeit, Lieb und Güte, der Ihre Natur sein sollte, schon ist und gewiß sein wird. Allemal wenn ich E. E. ohne einen der drei angezeigten Nebel gesehn habe, ist alles Lichtstral an Ihnen gewesen und jedes Wort und jeder Zug der Handlung flog, ohne sich selbst zu fühlen, ohne Heuchelei und Rücksicht aus einer Seele, die im Grunde Liebe und Güte ist, zum Ziele. Dieser beste, sanfte, edle Gang scheint Ihnen auch bestimmt zu sein in einem vor Tausend andern hohen Maaße, wenn die vorigen Nebel zertrennt sein werden, in denen die verwirrete oder schlaffe oder schüchterne und gescheuchte Seele nie frei handelt. Ein Fehler dünkt mich auch kommt aus dem andern, und daß was in Ihnen ist wenns lebt ist gewiß größer, als die Nebel umher, sie zu verschrecken, und wie ein Engel, wie ein sichres Auge, gerade zu auch über einen engen Steg hinzuwallen. — Die Frage vorigen Sonntags z. E. was giebt das alles aber vor ein Resultat? bin ich gewiß, würde aus der Seele E. E. nie gekommen sein, wenn Sie ihr allein gefolgt wären: denn sie hat, wenn ich sagen darf, hinter allen vorigen recht niedergeschlagen. Laß alle Menschen, jeder unter seiner Hülle von Eindrücken, Wahrheit und Recht suchen: sie suchen alle Wahrheit und Recht, jeder auf seine Weise, die wie das Klima und die Erde verschieden ist und sein muß, die Resultate sind aber, freilich nach allen Graden und Gradationen, dieselben. Laß nun den Gott aller Menschen dafür sorgen, wie er sie stelle, ich strebe auf meiner Stelle und habe noch viel zu streben. Recht und Wahrheit ist überall auf der Erde so ein Ding als das Sonnenlicht Eins, obgleich in jedem Klima durch eine Wärme

deßelben so verschiedene Thiere und Pflanzen leben. — Unter uns haben die beiden Geschlechter einen ganz andern Bau, ganz andere Pflichten und Fehler, und doch giebt's bei Beiden nur eine Tugend, die in jene Welt übergeht, wo wir weder Mann noch Weib sein werden, sondern sind wie die Engel Gottes im Himmel, die den Willen Gottes thun, in Würksamkeit und Liebe. Zu dem Himmel müssen wir uns alle, unter allen Gestalten hier gewöhnen, und denn sind wir vor Gott nicht mehr Mann und Weib, so wenig eine Christa zum Vorbilde hat erscheinen dürfen; das sind nur Hüllen vor unsre Erde. — —

Doch ich komme zu weit, und wolte nur noch das Eine sagen. Doch ich weiß nicht mehr, was? und ich traue der besten, gütigsten Gräfin zu, daß Sie mir auch was ich geschrieben nicht verübelt, wenn auch alles falsch wäre. Ich schrieb's aus dem innersten Grunde meines Herzens. Unter allen närrischen Titeln wäre mir der Titel Directeur de conscience der unerträglichste; ich habe an mir selbst genug zu dirigiren. E. E. haben also die Gnade, es so allein zu lesen, als ich's schreibe, die Phantasie nimt dabei sogleich Seitenauswege.

Und nun wünschte ich der edlen, gütigsten Gottsseele zum Sonntage viel Heil! Es ist der Name und eigentliche Charakter Jesu, es war auch sein ganzes Amt auf Erden, auch das Fünftgen nicht auszulöschen, sondern es zu einer Flamme zu erziehen: Matth. 12, 18—21, Luc. 4, 18, 19. Und wo auch sein Sacrament, wie ich gewiß und gut lutherisch glaube, nur Einen Funken in der Seele findet, der mit Jesu eins ist, da teilt er sich mit und zieht uns näher an sich. — — — Fast. Dürve hat die Woche oder ich glaube es ist gar keine Freitagspredigt, weil's zwischen die Feiertage fällt: ich predige auf den Sonntag über Luc. 10, 17—20 — oder über das vorgenannte Luc. 4, 18, 19, weil ich jetzt, was Lucas eigen hat, nachholen will. Kehren Sie aber E. E. so viel möglich von der Wortandacht fort: sie hält die Seele unbeschreiblich fest an Buchstaben, Bildern, gehörten Worten und läßt sie nicht zur wortlosen Erkenntniß und Taht der Wahrheit kommen. — — Die Krämpfe, die wahre Philottetes Leiden E. E. dauren mir innigst: es ist indes auch ein brennender Funken Blut aus dem Flammenheer, daß uns zur andern Welt läutern soll, wo kein Körper und keine Krämpfe mehr sind — — wo uns aber die aus den Krämpfen gesamlete Ergebung Gottes bleibet.

Mit innigster Ehrfurcht pp.

Herder.

Am 31. Dezember erwiederte Gräfin Maria, sie versuche es nicht, auf den vortrefflichen Brief zu antworten, sie danke nicht, beides wäre unmöglich; sie sage nur wie der Allerdürftigste zu seinem Wohltäter mit tränenden Augen: Gottes Lohn! für Lehre, Ermahnung, Trost — nicht dem Directeur de conscience, dem Freund, der ihr auf dem Meere, im Sinken, die Hand biete, den Gott sandte, Segen auf Erden zu sein, und der Segen sei. „Mich dünkt,“ fährt sie fort, „noch nie haben Sie geredet wie letztes Fest; wenn Ihnen das kalt und trocken scheinen kann, wenn Sie hiermit unzufrieden sind, was wollen, was können Sie denn sagen? — Ich mag nicht besser scheinen, als ich bin. Alle meine Fehler, die Sie mir vorhalten, sind wahr; es sind deren noch mehr: die Ursachen mögen nun von meinen Ohren oder Herzen oder beiden herkommen. Mag der Rebel den ganzen Tag dauern — wenn er nur am Abend von der Sonne verschlungen wird! Der düsterste Tag brachte doch oft schönen klaren Morgen.“

Herder bemühte sich, seine leidende Herrin aufzurichten durch geist- und gemütvollen Zuspruch, ihre Religionsseele zu erbauen; er sandte ihr zu herzerquickender Andacht stimmende Bücher und schrieb für sie ihm charakteristisch erscheinende Lesefrüchte ab, einmal aus Tauler, einem Mönch, aus dem Luther seine Herzenstheologie gelernt zu haben vorgegab, und den er sehr und oft empfahlen. Das Blatt mit Herders Handschrift, gleichfalls erhalten und mir gehörig, hat diesen Wortlaut:

„Man liest von einem gelehrten Mann, der wohl acht Jahr lang beehrte, daß ihm Gott einen Menschen zeigte, der ihm den Weg der Wahrheit wies. Und als er einer großen Begierde war, da kam eine Stimme von Gott zu ihm und sprach: Gehe vor die Kirche, da wirst du einen Menschen finden, der dir den Weg zur Seligkeit weise.

Und er ging hin und fand einen armen Menschen, dem seine Füße zerrissen und voll Staubs waren und seine Kleider kaum drei Heller werth. Er grüßet: Gott gebe dir einen guten Morgen. Da antwortet er: Ich hatte noch nie einen bösen Morgen. Er sprach: Daß dir Gott Glück gebe, wie antwortest du mir also? Er sprach: Ich hatte niemals Unglück. Dieser sprach: Daß du selig seyst, wie redest du so? Er antwortet: ich war noch nie unselig. Dieser sprach noch: Daß dich Gott heilig mache, bedeute mir es besser, denn ich kann's nicht verstehen.

Gerne! Du sagest mir, daß mir Gott einen guten Morgen gebe. Da sprach ich: ich hätte niemals einen bösen Morgen. Denn so mich hungert, so lobe ich Gott! frieret mich, hagelt es, schneit es, regnet's, ist gut oder böß Wetter, so lobe ich Gott. Bin ich elend und ver-

schmähet, so lobe ich Gott. Und darum hatte ich noch nie einen bösen Morgen.

Ihr sprecht auch: daß mir Gott Glück gebe. Da sagte ich: ich hatte niemals Unglück. Denn ich weiß mit Gott zu leben, und weiß was er thut, das ist das beste, und was mir Gott gibt und über mich verhänget, es sei lieb oder leid, sauer oder süß: das nehme ich fröhlich von Gott für das Allerbeste, und darum hatt' ich niemals Unglück.

Ihr sagtet auch: daß mich Gott selig mache. Da antwortet' ich: ich war nie unselig. Denn ich begehre allein in Gottes Willen zu seyn, und ich habe meinen Willen in Gottes Willen gegeben: also ganz, daß was Gott will, ich auch will, und darum ward ich niemals unselig: denn ich wollt' allein in seinem Willen ruhen, und ich hatte meinen Willen ihm ganz übergeben.

Wenn dich aber Gott in die Hölle werfen wollte, jagte der gelehrte Mann, was wolltest du dazu thun? Da sprach er: mich werfen in die Hölle? Das hält ihn seine Güte. Doch so er mich in die Hölle würfe, so hätte ich zween Arme, damit ich ihn umfinge. Der eine Arm ist wahrhaftige Demuth, denselben lege ich unter ihn, und damit bin ich mit seiner heiligen Menschheit vereinigt. Und mit dem rechten Arm der Liebe, so mit seiner heiligen Gottheit vereinigt, umfinge ich ihn, daß er mit mir in die Hölle müßte. Und also wollt' ich lieber in der Hölle seyn und Gott haben, als im Himmel und Gott nicht haben. Da verstund dieser Meister, daß wahre Gelassenheit mit gründlicher Demuth der nächste Weg zu Gott sey.

Er fragte weiter: von wannen bist du kommen? „Von Gott!“ Wo hast du Gott gefunden? „Da ich alle Creaturen verließ.“ Wo hast du Gott gelassen? „In reinem Herzen und in gutwilligen Menschen.“ Was bist du für ein Mann? „Ich bin ein König!“ Wo ist dein Königreich? — Das ist meine Seele! antwortete der Arme, denn ich kann meine inwendige und auswendige Sinne also regieren, daß alle meine Begierden und Kräfte der Seele unterthan seyn. Und dieses Reich ist größer, denn ein Königreich auf Erden. Der Meister sprach: Was hat dich zu diejer Vollkommenheit gebracht? Er antwortete: mein Stillschweigen, meine hohen Gedanken und meine Vereinigung mit Gott: denn ich konnte in keinen Dingen ruhen, die geringer wären als Gott. Nun hab' ich Gott gefunden und in ihm ewige Ruh und Freude.“

Haym, Herders Biograph, sagt von der Gräfin Maria: sie war in Predigt und Kinderlehre Herders fleißigste Zuhörerin. — Dies bestätigt und vervollständigt eine in meinen Händen befindliche Aufzeichnung von Herders Amtsbruder in Bückeburg:

Herders Confirmation.

Unter diesem Titel ist mir der Religionsunterricht, den ehemals Herder in Bücheburg den jungen Konfirmanden gegeben hat, im Manuskripte von unserer Fürstin mitgetheilt worden. — Es konnte nicht fehlen, daß ich nicht Herdern auch in dieser Arbeit seines Geistes finden sollte; indessen gesteh ich ein, daß ich mir den Theologen Herder doch ganz anders vorgestellt habe. — Ich will das Merkwürdigste davon auszeichnen. — Der Unterricht fängt sich mit der Bibel an. — Es ist wahr, den Kindern ist es gleichviel, ob ich den Religionsunterricht mit der Bibel oder mit dem Buche der Richter anfangen; allein etwas mehr stelle ich doch ihre Begriffe von Religion mit andern Begriffen in Verbindung, wenn ich erstlich den Zusammenhang der Religion mit der menschlichen Glückseligkeit und dann den Zusammenhang der Bibel mit unsrer Religion zeige. „Bibel heißt ein Buch, und ist das Wort Gottes an die Menschen, worin Jesus Christus der Mittelpunkt ist.“ So lautet der erste Satz. Wie viele dunkle, bildliche, uneigentliche Ausdrücke, die, wenn sie auch noch so gut erklärt werden, doch lieber mit deutlichen Ausdrücken vertauscht werden könnten. „Sie redet 1., vom zukünftigen Heilande und 2., vom gekommenen Heilande. Unter der ersten Rubrik sind alle Bücher des alten Testaments aufgeführt, und ihr Inhalt ist mit kurzen Worten angegeben. Diese Inhaltsanzeige aber sagt kein Wort vom zukünftigen Heilande; sondern es heißt: die Geschichte der ersten Zeit und der Stammväter des jüdischen Volkes. — Warum sagt man nicht lieber gleich: die Bibel enthält unsre Religionsurkunden? Ruth heißt eine erbauliche Hausgeschichte. Hiob ein Buch der Geduld. Psalmen ein Buch der Gebete, besonders Davids. Salomon Hohlied heißt eine Zugabe. Prophet Jesaias der erhabenste, Jeremias der traurigste. Hesekiel hat die meisten Sinnbilder, Daniel Träume und dunkle Geschichten. Hojeas der scharfsinnigste. Amos voll Hirtenbilder. Apokryphische verborgene Schrift, weil sie als göttliche Bücher nie öffentlich gebraucht worden. (heißt das nun, sie waren göttliche Bücher oder nicht?) Judith erdichtete Geschichte einer erretteten Stadt. Tobia erdichtete Geschichte einer frommen Familie. Weisheit Salomonis erdichtete Anrede Salomonis an die Tyrannen. (die Anrede ist doch nicht erdichtet, allenfalls der Name Salomo.) Von den Apokryphen wird gesagt, daß sie alle Fehler haben. (ist das ein Compliment, was Herder dem Canon machen will?)

Das alte Testament nennt Herder, vermuthlich aus Gefälligkeit gegen seine Eintheilung in die Bücher vom künftigen und vom gekommenen

Heiland, den Schatten und das neue Testament den Körper und das Wesen des Reiches Gottes. — Welche unstatthafte Begriffe!

Evangelist Matthäus der deutlichste. Marcus der kürzeste. Lucas der zierlichste und geordnetste. Johannes der erhabenste und tiefste.

Lehrbücher 14 Briefe von Paulus, worunter die an die Galater und Römer die lehrvollsten, an die Corinthier die schärfsten und tröstendsten, an die Thessalonicher und Philipper die freundlichsten, an die Epheser und Colosser die erhabensten, (man sieht, wie Herder nach Beiwörtern hascht, um bei jedem Namen zugleich ein Bild hinzusetzen.) an Timotheum und Titum Hirtenbriefe, (Herdern ist das wohl verständlich, aber was denken sich Kinder bei Hirtenbriefen?) Ebräer voll Erklärung des alten Testaments, (Erklärung wohl nicht, eher Anspielung und Hindeutung.) Petrus stark einfältig, Johannes voll Liebe zu Gott und dem Nächsten (warum nicht Menschen?), Jacobi voll Weisheit und guter Werte, Judä voll Eifer und Warnung. —

Folgende Stelle ist schön: Die Bibel ist voll Geschichte, (besser: die Geschichte der Religion ist überaus lehrreich) denn ich würde die Bücher der Bibel eintheilen in Lehrbücher und moralische Schriften, Geschichtsbücher oder historische Schriften und prophetische oder dichterische Schriften, welche religiöse Empfindungen in hoher Sprache vortragen. Nicht bloß, weil Geschichte für Alle am leichtesten ist und Tugend und Laster in Vorbildern steht, sondern auch weil Alles auf Geschichte, auf That und Anstalt Gottes beruht, den Menschen zu helfen.

Sie ist, fährt Herder fort, also Ordnung des Heils in Wort und That und geht von Anfang des Menschengeschlechts bis auf dessen Ende, wo Jesus immer der Eckstein ist. Aus diesem großen Geschichts- und Bilderjaale hat Luther fünf Stücke gewählt, die Unmündigen zu üben, die schönste Sittenlehre, die schönste Glaubenslehre, das schönste Gebet und 2 Sacramente als die einzigen äußerlichen Handlungen des Christenthums.

Nun kommt Herder auf die Schöpfung. Sie beweist Gottes Allmacht, Weisheit, Güte, Vorsorge. Schöpfungsgeschichte — wovon der Sabbath und Woche ein Denkmal. Schöpfung des Menschen — seine Erziehung im Paradiese.

Regierung Gottes, sein Haushalt. Die Bibel zeige, daß Gott im Großen und Kleinen walte, füge, vergelte, strafe, belohne und zum Besten leite. Davon sind Proben das Gebot Gottes im Paradiese und die Strafe voll Ernst und Milde. Strafe Kains, Belohnung Henochs, Sündflut und Noah Rettung, Verwirrung der Sprachen, Ruß, Prüfung

und Segen Abrahams, Jacobs Geschichte, Josephs, Moses, Auszug der Israeliten, Sauls traurige Geschichte, Salomo, Gefangenenschaft Israels, David, Esther, Haman, drei Männer, Tempelbau, Maccabäer, Verheißungen von Jesu.

Von der Erlösung. Sündenfall sey höherer Zweck. Erbsünde. Von hier an folgt Herder genau den symbolischen Büchern. Genugthuung. — Namen Christi: Heiland, Verjöhner, Mittler, Lamm, Hohepriester, Prophet, König. Von Christo sagt Herder: er war der einjältigste und erhabenste Mensch, der verkannteste und reinste Mensch, der nichts für sich und Alles für seine Brüder that; Mensch für alle Menschen, dies habe Gott bewiesen, in seiner Empfängniß rein, ohne Fehler und Erbsünde, in seiner Geburt voll Niedrigkeit und Hoheit, in seiner armen und himmlischen Erziehung, in seinem ersten Aufblühn im 13. Jahre, in seiner 30 jährigen Stille; bei seiner Taufe; in seiner Lehre; in seinem Leiden; Begräbniß und Auferstehung; Himmelfahrt; Wiederkunft zum Gerichte.

Hier finde ich auch die Worte: das Gericht wird in der Luft gehalten. Die Frommen heben sich zu ihm, und die Bösen sinken in den Abgrund. Nicht nach guten Werken, sondern nach demüthiger stiller Liebe soll Alles entschieden werden. (Was man sich nur dabei denken soll?)

Von der Heiligung. Jesus habe seinen Geist versprochen, der den Jüngern seinen Sinn, sein Wort und seine Kraft mittheilen solle. Sein erstes Zeichen sey gewesen, die Verschiedenheit der Sprachen aufzuheben. (etwas ganz Neues.) Dieser Geist berufe, erleuchte u. s. w. — Herder meint doch auch, die Gnadenwirkungen können nicht getrennt werden.

Die freie Gnade Gottes werde durch kindliches Gebet erlangt, dies sey der Schlüssel zum Herzen Gottes. Bei dieser Gelegenheit erklärt Herder den Inhalt des Vater Unser. Die drei ersten Bitten, sagt er, betet gleichsam schon ein Engel, die vierte, wie ein Seufzer dazwischen, der irdische Mensch, die fünfte und siebente der sündige Mensch, der Engel zu werden hoffe.

Dem Glauben habe Jesus Alles versprochen, die Vergebung der Sünden, Rechtfertigung.

Von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche.

Von der Taufe im Namen des Dreieinigen. Dreieinigkeit erklärt Herder so: Wir beten Gott an durch Jesum Christum im heiligen Geiste.

Die Taufe werde durch die Confirmation erneuert, wobei man bezeuge, daß man die aus der Bibel gelernte Religion verstehen gelernt

und davon überzeugt sey, daß man nach derselben leben und sterben wolle. Das heilige Abendmahl sey wirklicher Genuß Jesu: er selbst theile sich uns mit, die ganze Kraft seines Leidens und Sterbens, wir sollen lebendige Glieder von ihm seyn. Dem Abendmahl soll Prüfung vorhergeh'n."

Als Herder zum letzten Male vor seine Gemeinde in Bückeburg trat, sprach er beherzigenswerte Worte über das geistliche Amt auf Grund des Textes: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen“, wie er gesucht habe, Gedanken zu geben, wahre, vernünftige, erleuchtende, göttliche Gedanken, der Schrift und Natur, dieser beiden großen Bücher Gottes. Oft hätte er sich weggewünscht, weil er so gar nichts sah, wozu er gut wäre. „Und da — warum soll ich nicht, da jetzt kein partheiisches Lob mehr stattfinden kann? da Sie — hin ist, und ich in kurzem auch von hier seyn werde — da erweckte Gott das Herz unserer theueren, verbliebenen Landesmutter, die recht als ein Engel zu mir trat und mir den Muth gab, den ich in mir vergeblich suchte. Ich sage nochmals: daß ich hier nicht nach der gewöhnlichen Abschiedsformel, weil sie Landesmutter und Mitglied unserer Kirche war, kriechend lobrednerisch und partheiisch rede, denn sie ist ein Engel, und ich würde mich schämen, ein einziges Wort von ihr zu reden, das sie nicht dort oben hören könnte; aber warum sollte ich's nicht zum Preis und Dank der Güte Gottes sagen, der den Engel diesem Lande und dieser Gemeinde gegeben hatte, und zu einer Zeit, da ich hier seyn mußte, der mich hierher führte, um durch sie getröstet, gestärkt, aufgemuntert, erleuchtet und tausendfach belehrt zu werden; daß es Zeiten gegeben, wo sie mir meine ganze Gemeinde war. — Die Gottheit hat es gefügt, daß ich hier mein Amt beschließen sollte, da sie ihr Leben; drei Tage vor ihrem Ende bekam ich meinen Ruf, und jetzt wenige Tage nach ihrer Beerdigung halte ich hier die Leichenrede auf mich selbst, auf meinen elenden Leichnam vom Amt in dieser Stadt und in diesem Lande. Belohne Gott selbst den Engel, den verklärten seligen Geist, für alle Liebe, Güte, Aufmerksamkeit, die sie mir und den Meinigen erwiesen, und mich lasse er nie ihren edlen Geist und edles Beispiel vergessen!“

Gräfin Maria hatte an der Auszehrung gelitten. Wenige Monate vor ihrem Abscheiden fühlte sie sich wohler denn je. Das beweist ein bisher unveröffentlichtes Billet an Herders Frau, der sie mit zärtlicher Liebe zugetan war:

Stadthagen, den 26. Merz 1776.

Liebste Herder! frey und frohes Herzens, gesund und verhätschelt lebe ich seit gestern Mittag in Mutter und Schwester Armen*); unser gemeinschaftliches Vergnügen wird im Andenken und Unterhaltung von Ihnen und Ihren Lieblingen erhöht. Möchte es ebenso heiter bey Ihnen aussehn, als hier die liebe Sonne scheint!

Eine Nachricht muß ich geben, die vielleicht Herder lieb ist zu wissen, ehe er herkommt.

Es ist beyhm Examen im Wajsenhauß alter Gebrauch, daß gewöhnlich der Superintendent am Ende die feyerliche Handlung mit einem Einsegnungs Gebet beschließt. Nun weiß man nicht, ob Herder das auch wohl thun und gern thun würde. Man wünschet es herzlich, und Viele sind hungrig auf einige Brosamen, die Herder zum Vertheilen hat. Er wird auch wohl darum gebeten werden.

Herder kam, fand aber leider eine Schwerfranke, die ihm bald darauf schriftlich dankte:

Es ist, als ob ich selbst viel ruhiger wäre. Von Ihrer Predigt zehre ich noch, und hat mich die recht erquickt. Ihrer lieben Frau danke ich auch herzlich, daß sie Sie so lang hat wissen wollen; es ist doch auch ein gutes Werk geschehen! eine Kranke ist auf lange gestärkt worden, und viele viele Gesunde sind erfreut.

Ja, auf lange, für die Ewigkeit.

Mit raschen Schritten ging sie ihrer Vollendung entgegen, an ihrem Geburtstage, gefaßt, gottergeben, mit Kindesresignation hinüber in ein besseres Jenseits. Sie hatte sich schon vorher auf den Tag gefreut und gesagt: „O, das wird ein Sabbath seyn!“ Am 1. Juni noch schrieb sie an Herder von der Wichtigkeit gerade dieses Monats für sie selber: „Hören Sie und singen dann mit mir ein Hallelujah!“ Nun schlug am 16. Juni, an dem sie vor zweiundreißig Jahren zur Welt gekommen war, ihr Sterbestündlein.

„Ich bin bis zum letzten Hauch Ihre Freundin“, „Krank und gesund bin ich Ihre Schülerin“, „Gott segne Sie!“ — also schlossen die letzten drei Briefe der Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe an Johann Gottfried Herder. Beide hatten zu einander gestanden in einer reinen, himmlischen, heiligen Gemeinschaft. — — — — —

*) Die verwitwete Gräfin Schaumburg-Lippe, geborene Prinzessin Nassau, und die Schwestern Komtesse Eleonore und Karoline Bentheim sind damit gemeint.

Waldenau den 26^{ten} März 1776.

Liebste Tochter! Ich und meine Gattin, Gerson und Anselm'sches Kind
ist seit Jahren in Mitleid mit Mutter und Schwester Erwin; unser
Gnädigste Bitte bringe ich im Ansehen und Verhoffung
von Herrn & Frau Erblichen, so sehr. Möge es schon so bald
als Herr Anselm als hier in die Welt kommen.
Eint Nachricht empfangen, die billige Tochter ist ja
wird es ja so bald.
Es ist dem Herrn in Mansfeld alle Gerechtigkeit ist
Nächst der Ansehend, am Ende die höchste Gerechtigkeit
Eingewandte Gelder beschreiben; Dem Adelp man muß ob
Doch auf diese Zeit von dem Adelp, Man Adelp ist
mit dem sein Gattin und seine Ansehend in dem Herrn
Ansehend ist. Es Adelp auf diese Ansehend Adelp.
Man Adelp Gattin Gattin Gattin.

Brief der Gräfin Maria von Schaumburg-Dippe an Karoline Herber.

Haus: Gaebert, Was ich am Wege fand. St. 8.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.



Anderer, mehr irdischer Art waren Herders Beziehungen zu Frau von Schardt, der Freundin Goethes, Schillers, Klopstocks, Knebels, und Wielands. Unwillkürlich wird man, sagt Haym, durch das Verhältnis Herders zu Sophie von Schardt an Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein erinnert; es trug ebenfalls den Charakter nicht bloß enthusiastischer Erregtheit, sondern Verliebtheit an sich.

Eine Geborene von Bernstorff war Sophie nach dem Tode ihrer Eltern zu ihrer Tante, der Gemahlin des Ministers von Bernstorff, nach Kopenhagen gekommen und mit Klopstock in nähere Verbindung getreten. Zweiundzwanzig Jahre alt, heiratete sie im Mai 1778 den Geheimrat von Schardt, Bruder der Charlotte von Stein, in Weimar.

Eine Charakteristik Sophiens von Schardt habe ich auf Grund authentischer zeitgenössischer Mitteilungen und Briefe bereits in meinem Buche „Bei Goethe zu Gaste“ veröffentlicht, dazu eine aufgefundene Silhouette, die ihr holdes Gesicht und ihre bezaubernde Grazie recht deutlich zeigt, aus der Blütezeit. Wesentlich anders, ohne die Rosen der Jugend, ja ohne jegliche Spur ehemaliger Schönheit, erscheint der hier vervielfältigte Schattenriß von Frau von Schardt im Alter*).

Herder war entzückt von ihrer Anmut und Lebhaftigkeit, von dem Liebreiz ihrer Erscheinung, ihres Wesens, von ihrem Geist, ihrer poetischen Begabung, ihrem Sprachtalent und ihrer Lernbegierde. Sie wurde seine Schülerin, vornehmlich im Griechischen. Seine „Sappho“ beherrschte bald diese Sprache, wie ein vor mir liegendes Heft ihrer Hand mit griechischen Eintragungen vollgültig beweist. Herder nannte sie mit griechischen Rosenamen, schrieb ihr eine griechische Debitation in seine „Lieder der Liebe“. Er besang sie wiederholt, ja, seine Briefe an sie klingen häufig wie Hymnen. Seine Huldigungen wurden gefährdend für Beider Herzen. Aber Herder, der Ehe- und Ehrenmann, fand der Verheirateten gegenüber sich glücklicherweise noch rechtzeitig wieder: „Ich muß an Dich schreiben, heilige, liebe, unschuldige Blume! laß uns aufhören, wo wir sind. Wir lieben uns zu sehr, ja, zu sehr, so schön wir's uns verleugnen. Ich weiß, und ich prüfe mich im Innersten, daß ich Dich wie einen Engel, wie meine Schwester liebe,“ und er fleht um heiligste,

*) Von W. Fielitz dem Goethe- und Schiller-Archiv geschenkt und von dort dem Goethe-National-Museum in Weimar überwiesen. Geh. Hofrat Dr. Kuland schrieb mir: „Das Goethe-National-Museum besitzt eine kleine Silhouette, die eine alte Hand als ‚Sophie von Schardt geborene von Bernstorff‘ bezeichnet; sie hat aber keine Ähnlichkeit mit der in Ihrem Buche abgebildeten eleganten Dame. Fielitz habe ich immer zuverlässig gefunden.“ Ich bemerke dazu, daß die Namensunterschrift von Frau von Schardt selbst herrührt, wodurch jeder etwaige Zweifel an der Authentizität des Porträts geboben sein dürfte.

unverletzliche Freundschaft. „Meine Seele liebt Dich, mein Herz verehrt Dich,“ schrieb er ihr ein anderes Mal; „mir ist eine Quelle der Empfindung geöffnet, die nur der Tod austrocknen möge.“

Sophie von Schardt ist eine der merkwürdigsten und interessantesten Damen aus der klassischen Epoche Weimars, in vielfacher Hinsicht ein Phänomen und ein Rätsel. Trotz ihrer offenbaren Neigung zu Herder hat sie, so stark die Verjuchung auch war, doch keine Untreue geübt, sie schätzte ihren Gatten über alles. Sehr bezeichnend hierfür ist ein bisher ungedrucktes Gedicht, das sie betitelt:

Eine kleine Erzählung.

An meinen lieben Schardt.

Ich hatte einen Freund —
Einen Freund hatt' ich.
Er trug mich im Herzen,
Er hielt mich an sich.

Ich wanderte abwärts
Auf lockendem Weg,
Wohl hin und wohl her,
Wohl von ihm hinweg.

Er liebte, der Gute,
Er liebte mich doch!
Ich wandte mich — siehe!
Da fand ich ihn noch.

Er streckte die Arme
Voll Treue nach mir — —
So schlich mich am Herzen,
Ich weihe mich Dir.

Drei Kinder waren ihrer Ehe entsprungen: das erste, ein Knäblein, am 28. Februar 1779 von Herder getauft, starb bald darauf; die beiden anderen, Mädchen, verschieden gleich nach der Geburt. Rührend klingt ihre Klage:

Ich habe drei Kinder verloren.

Trüben auf Edens Fluren
Da weiden die Lämmer der Unschuld.
Weinest, verlassene Hirtin?
Gehe, suche sie — dort!



Joseph v. S. v. S.
geb. Berusdorf

Indes fröhlich bringst die Heiligen Krönigen, die Pfänder
Mit Pfirsichen Blumen die (Süßholz) die das Bienenstich
Die guten Gaden u. die anfallten pflanzte.
Von Jahr zu Jahr, erblühen sie die Pfirsich
für den fröhlichen Tag, dem so folgenden heiligen Blumen.
Die Heiligen wand die die fröhlichen.
Sugra.
Den 9ten April 1786.

Sie wollten mir's nicht geben, ich nahm's
doch einmal im Arm und küßt' es, und da
lächelt' es: ein Engel-Lächeln war's schon,
nicht des Kindes nur. Der Kuß, das Lächeln
ist mir Schmerz und Trost, das ganze lange,
lange Trauerleben durch.

Dabei findet ihr weiches, reiches Gemüt für die Kinder einer befreundeten, glücklicheren Mutter folgenden Zuspruch:

Wohl weilt der treuen Mutter Blick
Allein auf ihrer Kinder Glück
Und schließt beim sanften Mondenschein
In ihr Gebet euch segnend ein.
Drum liebt den Mond und ehrt ihn ja,
Mit ihm ist euch die Mutter nah.

Diese Herzenstöne sind von ihr niedergeschrieben in ein Büchlein, das ich schon vor Jahren entdeckte, an dessen Inhalt ich mich wiederholt erquickte, und woraus ich das Beste, nicht nur als Beweis ihres tiefen Empfindens, sondern auch ihrer poetischen Begabung, jetzt mitzutheilen kein Bedenken mehr trage. Zwar hat sie es selbst nicht gewünscht, denn das Motto lautet:

Träume meiner Phantasie,
Spiele meiner Sorgen!
Seht das Licht des Tages nie;
Bleibet still verborgen!

Allein Sophie von Schardt gehört längst der Literaturgeschichte an. Schiller schilderte sie im Jahre 1788 folgendermaßen: „Ein feines, schlau'es, einschmeichelndes Geschöpfchen, nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Espèce von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe; dabei Kokette und sehr begehrt obendrein, kurz ein sinnlich-spirituell'es Wesen.“ Das klingt denn doch noch etwas anders, als wenn ein neuester Herder-Biograph sie einfach eine „herzlose Kokette“ nennt. Eine solche war sie keinesweges. Die von mir getroffene Auswahl aus ihren Geheimplättern vermag die Freundin Herders in eine günstigere Beleuchtung zu setzen, als sie schon anderweitig unerscheint, und die Sympathie für sie zu erhöhen.

Hier die Blütenlese!

An den Herzog bey'm Geschenk eines Nezes von
Filet, das ich und eine Freundin für ihn gestickt
hatten, um es über ein Feldbett zu breiten, als
er eines Sommers in Krieg zog.

Leichte Neze haben wir gewebet,
Deine Ruhe sanft zu schützen!
Doch den ernstestn Schild, der in Gefahren
Gegen Feinde Deine Brust bedeckte,
Den kann unsre schwache Hand nicht halten.
Ach! wir dürfen Dir in Krieg nicht folgen,
Nicht ein Leben wagen für das Deine --
Stille Wünsche nur sind uns erlaubt.

Wöchten sie, durch ehrfurchtsvolle Liebe
Zu'nge Zauberkrast dem Neze gewähren,
Dass, nach jedes Tags Gefahr und Mühe,
Auch nach froher Stunden schnellem Kreise
Stets Dich, unter seinem Schatten,
Süße Ruh erquickten möge!

In ein Stammbuch.

Nach Glanz und Pracht darf der nicht streben,
Der Liebe nur dem Freund kann geben,
Doch wenn's als Zeichen von ihr wird bescheert,
Erhält durch sie das kleinste Werth.
Steigt dampfend drob der Rauch Dir zart,
So dent' an Frau Sophie Ehardt.

Jeder Frühling bringet Dir Weilchen-Kränze, doch schmücket
Mit schöneren Blumen die Scheitel Dir das Bewußtsein
Der guten Thaten und der erfüllten Pflicht.
Von Jahr zu Jahr erbühn sie Dir schöner
Für den heutigen Tag, diese holdesten heiligen Blumen.
Die Weilchen wand Dir die Freundin.

den 9ten April 1796.

Sophie.

Als mir der die Wohnung auf seinem Gute
in Ober Weimar auf einen Sommer gewährte, nach-
dem ich mehrere Sommer in der Stadt hatte zu-
bringen müssen, in einer dunkeln Gasse.

Seh ich dich wieder, holdes Sonnenlicht?
Weckst du mich wieder mit dem ersten Strahl?
Und säufelt ihr, von sanfter Lust bewegt,
Ihr Erlen mir die Ruhe wieder her?

So war mir's in der ersten Jugend Tagen.
Seitdem ward ich in Mitternacht gebannt,
Und suchte dann, der sonst gewohnte Blick,
Erwachend, sehnsuchtsvoll den Hain, die Flur —
Begegnet' er nur Mauern, Stein und Dach.

Sieh! wie die Flur sanft um die Flur sich schlingt —
Sie plaudert mir nicht Stadtgeschichten vor.
Sonst war mein Geist rein, stille, wie die Flur,
Durch unnütz Reden ist er sehr verderbt.

Die Quelle hier, versteckt im kleinen Thal,
So frisch, erquickend, wenig kennt man dich.
Sei du mir Letze! geuß ein sanft Vergeßen
Der Thorheit — auch der eignen — mir ins Herz

Bin ich dann hier nun wieder frei und mild,
Andächtig froh gestimmt, so dank ich's Ihm,
Der mir die stille Wohnung hat geliehn.

Sanfter friedlicher Schlummer
Im tief verborgenen Grab,
Stille den bitteren Kummer,
Senk thauend auf ihn dich herab!

Schon wanken die Scenen des Lebens
Wie schwimmende Schatten um mich,
Die Fröhlichkeit winkt mir vergebens,
Die Freundschaft findet mich nicht.

Einst hatt' ich ein Herz voll Frieden,
Voll Treue und frommem Sinn,
Mich führte die Ruhe hienieden,
Die Hoffnung zum Himmel mich hin.

Der Friede, er hat mich verlassen,
Das sehrende Hoffen doch nicht;
Dort werden die Fehler erlassen,
Wenn hier Vergebung erbricht.

Damit ich niemand betrübe,
So laß mich bald gehen hinweg!
O Vater erbarmender Liebe,
Nimm bald von hier mich hinweg!

Hab' ich gefehlt, war's nicht im ernsten Sinn;
Wohl einer andern wär' es leicht verziehn.
Ich bin wohl gut, bin ein'ger Nachsicht werth,
Bin unwerth nicht, daß man mich liebt, — auch ehrt.

Zwei Erscheinungen.

Dem Regulus erschien die Tugend
Zum erstenmal — in seiner Jugend.
Sie trat vor ihn, in Himmels Glanz,
Gleich Sternen strahl' ihr Lilienkranz.
Sie lächelt' ihm in Duft und Schimmer,
Und er — gewann sie lieb auf immer.

Zum zweitenmal begrüßt' sie ihn,
Da war die Jugend schon dahin.
Streng sah sie aus und todtenblaß,
Sie bracht' ihm Qualen ohne Maß.
Doch hatt' er einzig sie noch lieb,
Man weiß es, wie er treu ihr blieb.

Nur ein verwundenes Leid, ein Leid nur ist's,
Das schattend über Schmerz und Freuden ruht;
Das Leben kann nicht hell, noch dunkler es gestalten,
Nicht Balsam hat die Luft, kein Weh bringt mehr das Leid.

Wohl weiblich ist und schwächlich mein Gemüth,
Doch stellt's getreu das meine im Bilde dar.
Der helle See, vom leicht'sten Schlag erzitternd,
Er strahlt zurück den unbewegten Fels.

Wohin Du gehst auch in die fernsten Weiten,
Da wolle Dich des Himmels Liebe leiten.
Wer ihr, wie Du, sich innig hingegeben,
Den führt sie sicher durch das kurze Leben.
Ja Dir wird Zeit und Welt es nie bedecken,
Was dieses Buch aus tiefer Brust kann wecken.
In unserm Herrn, dem beide wir gehören,
Soll Dir's Erinnerung auch von mir gewähren.

Ergebung.

So willst du fliehen, süßer, süßer Wahn,
Der meiner Seele Nacht erhellt,
Mir ebnete des Lebens Dornenbahn?
Der Zukunft trüber Schleier fällt,
Auf dem die rosenfarb'nen Truggestalten
Der trunkenen Phantasie sich hold entfalten.

Sie ist dahin, der Täuschung süße Zeit,
Und thraüend wendet sich mein Blick
Von dir, du herbe, rauhe Wirklichkeit,
Nach dem entflohn'nen Wahn zurück.
O könnt' ich doch, hinweg aus diesem Leben,
Zu dem, was war, mit ihm hinüber streben!

Du bleicher Mond, zu dessen Silberchein
Trüb mein verweintes Auge blickt,
Du sahst, wie mich der Zukunft Rosen freun,
Siehst, wie nun Wirklichkeit sie kniet.
Von hoher Seligkeit emporgehoben
War einst mein Herz und währte sich dort oben.

Der Menschheit Trost, der Hoffnung Schmeichelton,
Beruhigt, tröstet mich nicht mehr;
Dem Erdenrund ist all mein Glück entflohn,
Mir blühet keine Wiedertehr.
Wer wird durch dieses Dunkel mich geleiten?
Wer hilft mir dulden, hilft mir muthig streiten?

Ergebung kann's, sie, die so muthig kämpft,
Der Seele Saiten reiner stimmt,
Der Leidenschaften Riesen-Stürme dämpft
Und tröstend unser Leid vernimmt.
O du, der höhern Welt Vertraute, stähle
Der Seele Muth! Du bist's, die ich erwähle.

Bei Uebersendung eines Bildes vom Heiligen
Johannes, das ihn vorstellt, indem er die hohen
Gesichte der Offenbarung niederschreibt, dem Herrn
Johannes Falk zu seinem Geburtstag als Geschenk,
Oktober 1815, durch Sophie von Schardt:

Johannes, er schaut! — wir glauben und sehnen
Uns hin zu dem Herrn!
Doch bleibt Er uns fern

In des Weltlebens Treiben und Wähnen.

Nach nur von Seines Gewandes Saum,
Ein Strahl erhellet den öden Raum,
Aus Sternenweite schimmert er her!
Den Herrn! Ihn finden wir nimmermehr. . . .

Da kommst Du und siehst! Johannes heißt Du,
Auch Du liebst, sprichst Worte des Trostes uns zu:
„Hier sind Kinder, sie sendet der Herr!
Nehmt auf sie und drücket sie fest ans Herz,
Es wird sich lösen der innige Schmerz,
Ihr nehmet mich auf — so jagte der Herr.“

Nimm, Freund, das kleine Geschenk nur hin,
Eils Frauen bringen's mit frommem Sinn,
Zum Dank für die größere Gabe,
Da reichte nicht all unsre Habe.

Der heutige Tag, er bringe Dir Glück!
Dir und den Deinen
Woll' oft er erscheinen,
Stets keh'r er mit neuen Freuden zurück!

Die freundlich Vereinten wünschen es Dir,
Und froh unterschreiben die Namen wir

Ch. v. Stein. C. v. Saff. Gl. v. Milfau. Gl. v. Schiller.
Chr. v. Beust. Ch. v. Reichenstein. E. v. Schardt.
v. Tauber. v. Baumbach. W. de Laury. H. Seebach.

Das unruhige Herz der schwärmerischen Frau suchte Frieden im Katholizismus. Welch innere Kämpfe der endgültige Übertritt sie gekostet hat, erfahren wir hier zum ersten Male aus den nachfolgenden ergreifenden Aufzeichnungen, die einen tiefen Blick in ihr Seelenleben gestatten, mehr noch als ihre Korrespondenz mit dem gleichfalls bekehrten Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, Aufzeichnungen und Bekenntnisse, die wohl niemand, welcher Konfession er auch angehören mag, ohne Bewegung lesen wird:

„Was bin ich? wo stehe ich? — In der Nacht steh' ich. Ich bin ein sturmbewegtes Reiz auf weiter Ebene.

Doch hängt des ganzen Daseins Werth davon ab, daß ich sicher gehe — den rechten Weg zum Ziel, zum Heiland. Ich höre seine Stimme, Jahrelang. Ich folge ihr nicht, kann ihr nicht folgen. Trübe Fluthen fließen zwischen Ihm und mir.

Ich bin in der Welt, sehe nichts als die Welt, höre nichts als von der Welt, um und um nur die Welt. Die Welt mit ihren vielfachen Interessen, Zerstreungen, Bewegungen nimmt vom Morgen bis zum Abend meinen Sinn hinweg. Ihrer Freuden zwar sind wenige für mich. Aber ihre trostlose Geschäftigkeit, der Zwang, den sie mir auflegt, zerrüttelt fast mehr noch, wie ihre Vergnügen; meine Seele verrocknet in der Nichtigkeit.

Beten! Das kann ich nicht, ohne Inbrunst, Innigkeit, ohne Thränen und Glauben. Nur einen Ruf habe ich zu Gott: hilf mir und rette mich!

In weiter Unendlichkeit gibt es nur einen Punkt des Friedens und der Rettung: beim Kreuz des Herrn. Wo find' ich es? wo steht es? Ach, daß ich es finden möchte, es weinend dürfte umfassen, das ganze, volle, gedrängte, verwundete, reuige Herz an ihm answeinen könnte!

Steht es auf schwindelnder, unwegsamer Höhe? Ich werde hinaufklimmen. In der Tiefe des Abgrunds? Ich will hinabsteigen noch so tief.

Ach! unter uns ist der Heiland nicht, und das Kreuz ist nur ein Wahn. — — —

Wo ist der Versöhner?

Ein einziger Strahl fällt von fern; von dem Saume seines Gewandes her, auf die Finsterniß meines Lebens und meiner Seele. O laß mich Dich suchen und finden!

Er ward ein Mensch geboren; als Mensch ward er uns Lehrer, Führer, Freund. —

O laß mich hinflüchten zu der Kirche, die die erste war und die allgemeine, in der Christus war von Anfang, und bei der er bleiben wird bis an der Welt Ende

In dieser Kirche nur verblieb die Weihe, die geheimnißvolle! um in den Sacramenten zu gewähren die geheimnißvollen Gnaden. —

Bald neigt sich der Tag meines Lebens zum Abend, und noch ist meine Seele nicht in Gott, in Christum gefaßt. Schwankend auf dem Meere der Zweifel, auf den Wogen des weltlichen Lebens, da leidet bald Schiffbruch, geht unter das arme, verlassene Herz

Das ist mir nun ganz klar und ganz gewiß, daß nur in der einen Kirche, die man die katholische nennt, für mich Friede zu finden ist.

In ihr ist das Kreuz fest und unumstößlich, wie der Felsen, auf dem es steht. An diesem Felsen scheitern alle Zweifel.

Eile, daß Du ihn erreichst, ehe Dich der Tod überrascht! —

Was soll ich thun? was darf ich und was muß ich thun? Ich wäre längst entschieden; nur zwei Personen, die ich liebe, sind mir ein Hinderniß, was mir unübersteiglich scheint.

Der Tadel der Welt, ihre Bewunderung, Bemerkungen, Achselzucken, Entfernung — das Alles wäre mir gleichgültig, wenn ich allein es zu tragen hätte; der innere Friede bliebe ungestört, und ich dürfte allenfalls nur hinweggehen von hier. Aber der Mann, den ich schätze und liebe, — der alt ist und schwach — er hat Vorurtheile gegen das Ändern des Glaubensbekenntnisses (da es doch keine Sache menschlicher Convenienz ist); vielleicht, wenn er sicher des Geheimnisses ist, wird er sich darein finden. Es bindet mein Herz nur fester an ihn, wenn ich den Schritt thue, dann hat die Liebe ein Centrum gefunden; so gewinnt das schwankende Gemüth eine Kraft, die sich über alle Gefühle und über das Leben selbst verbreitet.

Die Tante, die nur mich hat — die an der Gleichförmigkeit unserer beiden religiösen Ideen hängt, die eifrig lutherisch ist, — wird es nicht einen Riß (von ihrer Seite) in unserm Verhältniß geben, der ihr großen Schmerz machen wird? — und wenn beide noch jung wären! so hätte ich mehr Muth zu dieser Verletzung ihrer Ansichten! Was thät' ich nicht gern für die Tante übernehmen, und was nicht für den Mann; Bande und Tod wären mir willkommen für Ihn! sie wären es auch,

wenn ich bei dem Schritt, den ich thun will, nur diese zu fürchten hätte.

Aber — betrüben, was ich liebe! warum diese, gerade diese Aufgabe mir Schwachen!

Doch würden sie mir's wohl in jenem Leben schlecht danken, wenn ich das Heil meiner Seele den Beziehungen und der Ruhe ihres kurzen Lebens — die vielleicht nicht einmal gestört wird — aufopfern wollte. Sie erkennen als Wahrheit ihren Glauben, nach dem sie gerichtet werden; wenn sie es anders erkannten, würden sie wohl auch thun, was ich thun will. Soll ich die im Herzen von mir anerkannte Wahrheit verleugnen? — —

Im Streit mit mir selbst hat ich Gott um Erleuchtung. Dann schlug ich die Bibel auf und traf gleich auf Lucas 19, V. 5: „Komm eilend hernieder, denn ich muß noch heute in Dein Haus einkehren.“

Ja, Herr! ich komme herab, demuthsvoll Dich aufzunehmen, will in Deine Kirche treten

Juli 1814.

In diesen Zweifeln ließ ich die Monate, ja Jahre nach einander vergehen. Ich hatte auf eine Art, worin ich die Schickung Gottes erkennen muß, die Bekanntschaft eines redlichen, verständigen, milden katholischen Priesters gemacht, ohne irgend jemand zum Vertrauten meiner Absicht zu machen. Der verehrte, geliebte Graf Leopold Stolberg ist der Einzige, mit dem ich über diese Sache im Briefwechsel stehe.

Nun wohl überzeugt, daß ich nur in der Rückkehr zur Mutter-Kirche könnte Frieden und Heil finden, schwankte ich dennoch lange, denn wie unersteigliche Berge hatten die Schwierigkeiten meiner Lage meine Seele muthlos gemacht, den entscheidenden Schritt zu thun. Einst nahm ich die Briefe des Stolberg vor mir, einer besonders — wider den Aufschub — bewegte mich sehr — es hätte mich nach und nach der verderbliche Aufschub eingewiegt in den Todesschlaf, zum Untergang meiner Seele. Zu der Stunde erwachte in mir wieder die erste Liebe, mit ihren Thränen, mit ihrer Sehnsucht, in Demuth niederzufallen zu den Füßen des Herrn

Ich berief den, der mich einführen sollte zu Ihm ins Heiligthum. Er kam; es war ein heller, stürmischer Tag, allein war ich und sicher. Niemand mein Vertrauter; ich konnte noch, als er gekommen war, es beim Gespräch bewenden lassen; und wirklich, als ich das Werk beginnen wollte, fielen mich gewaltjam in dunkeln Gefühlen alle bangen Ahnungen der mir dadurch bevorstehenden Leiden und Schrecknisse, alle längst vergessenen Ansichten über den Katholicismus — Alles fiel mich

grauenvoll an; aber als ob über Alles eine unsichtbare Macht waltete, war mir's zurückzutreten — unmöglich. Niederzufallen gebot mir's, zu den Füßen meines Herrn und Heilandes; es war der Christus, der in den Evangelisten Worte des ewigen Lebens sprach, derselbe, der Alles das that und sagte, von dem sie erzählen, wie er wandelte, lebte und starb, derselbe, der meinem Herzen schon in der Kindheit zusprach und in frühester Jugend (auch als ich Klopstocks Messias las), in unaussprechlichen Andachtsstunden! Er, den ich lange wieder suchte und nie erreichen konnte, er war da vor mir unsichtbar — ich konnte nur aus der Tiefe des Herzens rufen: „Erbarme Dich mein!“ So hörte ich gar nicht die ersten Worte des Priesters. Bald aber war's, als spräch' es in mir, zu mir — und immer stiller und stiller wurde es in mir . . . Es war mir, als läge ich knieend vor unserm Herrn selbst, ich sah ihn wie in dem seligen Traum meiner Kindheit und ersten Jugend — ich war zu seinen Füßen in unaussprechlicher seliger Demuth.

So ward diese Stunde des Grauens verwandelt — sie zerfloß in Thränen und Wonne! Ein inniger, süßer Friede blieb in meinem Herzen, und nimmer kam der Spruch mir aus dem Sinn — ich muß' ihn immer sprechen in Gedanken: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“

Den 3. August †††

Herr! sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.

Die Erfüllung der Buße, der auferlegten Gebete, diese demuthsvolle Andacht, diese Wonne der kindlichen Reue! Bei dem Entschluß, Alles gut zu machen, zu bessern — dies kennt nicht der, der nicht in dem Schoße der liebenden Kirche ist.

Heiland der Welt, wie soll ich Dir's danken! wie können wir armen Glücklichen, die Du erlösest hast, Dir es danken! Möge ich ewig mich bergen in der Tiefe dieser Wunden, mein Herr und mein Gott!

Auf dem schmalen Fußwege, der ins Gebirge hinaufliet, ging ein Pilger in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei, ein starker Wind fauste durch die blaue Luft. Seine dumpfen mannigfaltigen Stimmen verloren sich, wie sie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen? oder durch andere redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innersten klang, und dennoch schien sie der Pilgrim nicht zu kennen.

Er hatte nun das Gebirge erreicht, wo er das Ziel seiner Reise zu finden hoffte; — hoffte? — er hoffte gar nichts mehr.

Angst und die trockene Kälte der gleichgültigsten Verzweiflung trieben ihn. Der mühselige Gang beruhigte das Zerstörende der inneren Gewalt. Er war matt, aber still.

Noch sah er nicht, was um ihn her sich allmählich gehäuft hatte, als er sich auf einen Stein setzte und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihn, als träume er jetzt, oder habe er geträumt.

Bald flossen seine Thränen, indem sein Inneres plötzlich brach. Er wollte sich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseins übrig bliebe.

Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selbst zu kommen. Die weiche heitere Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

Seitwärts am Gehänge schien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knien.

Sollte das der alte Hofkaplan sein? dachte er bei sich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungestalter vor, je näher er zu ihm trat. Er merkte nun seinen Irrthum. Es war ein einzelner Felsen, über den sich der Baum herbog.

Stillgerührt faßte er den Stein in seine Arme und drückte ihn laut weinend an seine Brust.

Die Qualen der Einsamkeit, die trübe, entsetzliche Leere, die irdische Ohnmacht war gewichen, und der Pilger sah sich wieder in einer vollen bedeutsamen Welt. Es dünkte ihm nun Alles bekannt und weissagend, der Tod erschien ihm wie eine höhere Offenbarung des Lebens. Zukunft und Vergangenheit hatten sich in ihm berührt und einen innigen Verein geschlossen. — Das Leben ward ihm bedeutend, da es ihm als eine Reise zu einem Ziel erschien. Die Welt war ihm theuer, seit er sich als Fremdling in ihr fand, der nur noch eine kurze Weile ihre bunten Säle durchwandern sollte.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten —
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich sei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggepflückt den Traum der Schmerzen.

Diese kleine Erzählung drückt den Gang meiner Seele aus, so lebendig, daß ich fast nichts mehr darüber sagen kann.

Was dem Pilger der Stein war, den er umarmte, in dem er den betenden Mönch zu sehen glaubte, — das war's mir, als ich mich in den Schooß der Kirche warf. Die heilige Quelle des Lichtes, sie spülte hinweg den Traum der Schmerzen aus meiner Brust. —

Mit der Tante ist's überwunden. Gott hat sie gestärkt und auch mich; sie ist ruhig, ganz ruhig und keine Spur von Verstimmung ist mehr in ihr zurückgeblieben. —

O wie bangt mir für den Mann! Der ist mir doch viel näher — er hat doch ein Recht auf meiner Lebensweise Bestimmung, was sie nicht hatte.

Allgütiger! wolle sein Herz gesänftigt werden, durch Deine Liebe — wolle diese sich in sein Herz ergießen wie ein Thau der Erquickung, daß ihm Trost aufgehe aus meinem Frieden! Ach, laß ihn nicht betrübt werden, nicht sich unglücklich fühlen. —

Die Kinder unserer Jugend! ich hatte es im Arm, mein Mann saß neben meinem Bett, ich küßte es, und da lächelte es — es war schon ein Lächeln wie eines Engels, nicht eines Kindes! wunderbar! — sie sind dahin, die Kinder der Jugend, die da trösten sollten das Alter — sein Alter.

O wie viel tausend Thränen hab' ich schon geweint über sein einjames Alter! Hier ist die Wunde, die meine Seele zerreißt — nach so viel Sorgen, die er hatte sein Lebenlang, — so viel unerkanntes Gute — so viel unbelohnte Mühe!

Und nun bin ich es, ich, die ihn doch allein erkenne und ganz liebe, am meisten liebe, auf dieser Welt. Ist's möglich, daß nun ich — ihm diesen Schmerz machte!

O möchten nur bald wir beide, ewig vereint, vor Dir stehen, o Herr!

Indem ich hier etwas von dem Gang, den meine Seele nahm, bei dem Schritt, den ich that, zusammengeschrieben habe, sagte ich noch eins nicht, das doch dazu gehört:

Mein armer Bruder! er war fern und ging hinweg aus der Welt, ohne Trost, ohne Abschied, — so verödet war sein Herz, daß er ohne ein Wort des Abschiedes hinwegging — allein. Tritt nicht sein Geist mahnend gegen mich auf? konnte ich nicht vielleicht ihn retten, hätte ich seine Seelenstimmung nicht errathen — ahnen, ihn mit vielen Briefen, nach einander geschrieben, nicht retten können?!

O laß mich bergen in Deine Wunden alle tiefen, verborgenen Schmerzen, die die Welt nicht versteht! Nimm uns auf, meinen Mann, den Guten, und mich vereint, in Dein Heil! Stärke, tröste nur ihn, Du Gott des Trostes und der Erbarmung!" — — — — —

1817 tat Sophie von Schardt den entscheidenden Schritt und teilte ihrem heißgeliebten Gatten das Geheimniß mit, daß sie schon

zwei Jahre früher ihrer würdigen Tante anvertraut hatte. Er ward über die bittere Kunde zuerst heftig aufgereggt und sagte kein Wort, wurde aber dann bestimmt, seiner Frau milde zu antworten und sich mit ihr wieder zu vereinigen.

Herder sollte den Glaubenswechsel seiner vergötterten Freundin nicht erleben; er war ja längst allem Irdischen entrückt. Doch gewißlich hätte er ihr nicht, wie Stolberg, Glück gewünscht, Mitglied der wahren Kirche geworden zu sein; er hätte sie vielmehr immer außs neue erinnert an jene Worte, die er ihr vor Jahren warnend und herzlich zugleich schrieb: „Adieu, liebe zarte Seele, vom Himmel mit so viel Anmuth der Unschuld, Gefälligkeit und Güte und, wie ich glaubte, mit so viel festem Sinn fürs Wahre geschmückt, — und jetzt auf der Straße! Aber sie wird zurückkehren und in der Morgenröthe ihrer Unschuld, Reinigkeit und Offenheit wieder aufblühen, oder sie wäre die erste Person in meinem Leben, die ich nie mit meinen Augen gesehen zu haben wünschte. Nochmals Adieu und Gott befohlen!“

Die beiden Overbeck.



Es ist die freie Reichs- und Hansestadt Lübeck der Geburtsort vieler berühmter Männer. Zu ihnen zählen Christian Adolph Overbeck, geboren am 21. August 1755, gestorben am 9. März 1821 daselbst, rechtsgelehrter Senator, seit 1814 Bürgermeister, Philanthrop und Poet, sowie Friedrich Overbeck, geboren am 3. Juli 1789, gestorben am 12. November 1869 in Rom, Mitbegründer und Haupt der romantischen Malerschule, einer der größten Deutschen Künstler.

Der ungleich Bedeutendere von beiden ist der Sohn; sein Name, sein Ruf erfüllt die Welt. Über ihn Neues zu erfahren, interessiert daher die weitesten Kreise, zumal wenn dies Neue von dem Manne kommt, der ihn von Kindesbeinen an kannte, von seinem Vater, und wenn dieser Vater selbst eine achtungsgebietende und hervorragende Persönlichkeit war.

Als solche tritt der alte Overbeck uns entgegen. Er hat den Lübeckischen Freistaat vor, während und nach der Franzosenzeit würdig repräsentiert nach innen wie nach außen und dort bleibenden Segen gestiftet. In diplomatischen Missionen bewährte er wiederholt großes Geschick und wurde mehrmals zu Napoleon entsandt, so Anno 1806 und öfter in Begleitung meines Urgroßvaters Jürgen Heinrich Gaedertz. Aber nicht nur als Staatsmann und Patriot hat Christian Adolph Overbeck sich verdient gemacht. Die vielen Reisen, die er für seine unter dem Fremdjoch seufzende Vaterstadt unternehmen mußte, ließen ihn immer voll Sehnsucht zurückkehren. „Wo ist's lieblicher als daheim, daheim?“ sang er, denn er war auch ein Dichter, ja ein beliebter Dichter, wie kein Geringerer als Goethe ihn genannt hat. Wer kennt nicht, noch jetzt, die volkstümlich gewordenen, viel gesungenen Lieder „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün“, „Blühe, liebes Weilchen, das ich selbst erzog“, „Das waren mir selige Tage“ und „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel?“

Und er war ein Menschenfreund. Sein idealer Sinn suchte, über die praktische Beschäftigung seines Berufes als Jurist und Verwaltungsbeamter hinaus, die geistigen Güter zu hegen und zu pflegen. Durch seine schönwissenschaftlichen Bestrebungen ist manch edles Samenkorn gepflanzt worden und zur Blüte gelangt, tausendfältige Frucht tragend. Er gehörte zu den Stiftern der angesehenen „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ und befundete seine rege Teilnahme an dieser mit immer größerem Segen wirkenden Vereinigung Lübeckischer Bürger durch fast vierzig Vorlesungen, die er im Laufe mehrerer Decennien gehalten hat. Dieselbe hieß ursprünglich „Literarische Gesellschaft“; ihr Begründungsjahr 1789 fällt zusammen mit dem Geburtsjahr seines Sohnes Friedrich.

Ringsumher starrte der Erdkreis in Waffen. Da fragte Overbeck in einer Ode:

Gescheucht aus euren Tempeln, wo fliehet ihr hin,
Bedrängte Musen? Kommt, wo das Schwert nicht rast,
Kommt in der holden Freiheit Schatten,
Friedliche Wohnungen anzubauen!

Des Golds ersättigt, das den Paktolus schwellt,
Fleht euch, ihr Musen, aus dem kapitalischen
Richtthellen Born um eine Spende
Weihender Tropfen die stille Trave,

Der Elbe Schwester, Lübecks Ernährerin,
Hier, wo sie zwischen Hügeln in Thetis' Schooß
Hinabwinkt, klein, doch nicht unrühmlich
Unter den Göttern des Meeres erscheinend.

An ihren Ufern weilte gedankenvoll,
Den Bund der Städte schirmend, Merkur, da nicht
Zu sehr geschreckt von Roms Bewunderung
Neben die Herrscherin Hanja hintrat

Thuisfons Tochter. Mächtige, rief er aus,
Erlernet hier, was blühend die Staaten macht,
Den edlen Fleiß, der unter fremder
Sonne beneidete Garben sammelt!

Des Zieles Schimmer strahlten. Da flogen sie
Den schönen Streitlauf; du, mit der Freiheit Kranz,
Batavien, und du, den Trident,
Albion, schwingend mit Götterhoheit!

Im Busen Flamme, zürnend der Nachbarin
Vor Ehrbegier, trat Gallien auch hervor,
Und von des Pols beeisten Gipfeln
Rußien, neue Gesetze kündend.

Noch andre stritten, alle des Sieges werth.
Und stolzer als sie kommen die Edlen sah,
Und in die Zukunft Blicke sendend,
Wandle Teutonia sich, mit jenem

Stilleitern Lächeln, das von der Weisen Stirn
Herabträuft, wenn er, den, der die Außenthät,
Nur diese kennt, den Ruhm verachtend,
Späterm Verdienste bescheiden weicht.

Ach, warum ging der Fliehenden nicht mit Eil,
Mit sorgsam treuem Blick die Geschichte nach?
Warum sang keines Varden Leier
Thaten, der Ewigkeit besser würdig,

Als Hektors? Furchtbar woget der Zeiten Strom!
In ihren Abgrund stürzt die Vergessenheit
Der Tugend Denkmal! nur sie selbst kann
Über das Schicksal hinaus sich heben.

In demselben Jahre stellte Overbeck einen Gedanken von Professor Karl Philipp Moriz über die tragische Dichtkunst zusammen mit einem Stücke aus Virgils Aeneide und knüpfte an die literarische Spielerei die Rußanwendung: „Wir glücklichen Wortklauber haben doch nun gefunden, daß das beste Motto vor einem neuen Bande Trauerspiele (gebe der Himmel, von Shakespeare-Goethes Muse!) oder vor einem neuen Lehrbuche der tragischen Kunst (wenn etwa zu solchem sich Schiller erbitten ließe) in Virgils Epopöen zu suchen sei.“

Das Fragment einer Verdeutschung des zweiten Buchs der Aeneis (Aeneas erzählt an der Tafel der Karthagischen Königin Dido die Geschichte von Trojas Zerstörung durch die Griechen) las Overbeck im März 1791 vor. Der erste Gesang war bereits im „Deutschen Museum“ 1779 gedruckt worden. Einst hegte er wohl den Gedanken, das Ganze zu vollenden; aber mit den Jahren schreckte ihn die Schwierigkeit immer mehr. Seine Hexameter halten in ihrer Weise wohl den Vergleich aus mit Schillers Stanzas, die, zuerst veröffentlicht in der „Neuen Thalia“ 1792, seitdem allbekannt sind.

Still war's, und jedes Ohr hing an Aeneas Munde,
Der also anhub vom erhabnen Pfühl:
O Königin, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!
Von Trojas kläglichem Geschick verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Drangsal' alle soll ich offenbaren,
Die ich gesehen und meistens selbst erfahren.

Und Overbeck:

Alle schwiegen umher; Erwartung spannte die Blicke.
Drauf vom erhabenen Sitze begann jetzt Vater Aeneas:
Fürstin, du rufest unnennbaren Schmerz mir zurück in die Seele!
Trojas herrliche Pracht und bejammernswürdige Hoheit
Ausgetilgt von den Danaern! all den Greul, den ich selber
Sah, und innig es Alles theilte! Wer nennt' es und wehrte,
Doloper oder Myrmid' und Genöß des Stürmers Ulysses,
Hier der Thränen Erguß? Und schon hinab an den Himmel
Stürztet die thränende Nacht, und die fallenden Sterne vermahnen
Schlummer. Doch, reizet dich solche Begier, von unserm Verhängniß
Weniges und von den letzten Erschütterungen Trojas zu hören,
Will ich, obgleich der Gedanke mich scheucht in dem Graun der Erinnerung,
Dennoch beginnen.

Birgil war einer der Lieblinge Overbeck's. So behandelte er die Hirtengedichte desselben und übersetzte mehrere Idyllen Virgils und Theokrit's, ebenfalls in Hexametern. „Seitdem Hojrath Voß bewiesen hat, daß man in Deutschen Hexametern dergleichen vortrefflich liefern kann, bin ich schüchtern als jemals mit meinem Nachwerk und fühle, wie viel mir noch fehlt,“ bekennt er bescheiden, leistet aber dabei durch- aus Gelungenes, wie schon sein Anfang von Virgils erster Ekloge zeigt:

Meliboeus.

Tityrus, hingestreckt in des Buzbaums weiter Umschirmung,
Hauchst du, sinnend, ein ländliches Lied in die niedrige Flöte.
Wir entwandern dem Herd und der Heimath süßem Gefilde,
Wir sind Flüchtlinge jetzt! Du, Tityrus, lauschend im Schatten,
Verhört den erwidernnden Hain Amaryllis' lieblichen Namen.

Tityrus.

O Meliboeus, ein Gott hat uns die Ruhe verliehen!
Denn mir bleibt er ewig ein Gott: ihm soll am Altare
Oft das zarteste Lamm aus unsrer Hürden erliegen.
Meinen Kindern vergönt' er dies Irren umher, wie du siehest,
Und mir selber auf ländlichem Rohr nach Gelüste zu spielen.

Overbeck führt aus:

„Der Gesang ist fast jedem Menschen natürlich, bei einer zufriedenen Muße, wenn seine Vorstellungen ruhen und er sich im Zustande des dolce far niente befindet; aber auch, wenn er bei einem leichten Geschäft jede Beschwerde der Anstrengung von sich entfernt sieht. Der primitive Ausdruck eines solchen Gefühls der Behaglichkeit ist irgend eine dem Waldgesange des Vogels ähnliche Modulation; wie wir dies am häufigsten an Kindern wahrnehmen, die singend den Morgen und Abend begrüßen. — Auch herrscht durch die ganze Natur, harmonisch mit diesem unserm innern Bedürfniß, eine gewisse Tonbefehlung. Unser

Ihr ist so gebildet, daß jede etwas rege Erschütterung der uns überall umgebenden, überall begleitenden Luft uns die Empfindung eines Schalles bringt; mit so mannigfaltiger Abänderung, als die Umstände, die diesen Schall veranlassen, und die Kräfte, die ihn hervorbringen, mannigfaltig sind. Die Ursache entgeht unsern Sinnen, da die Luft unsichtbar ist: wir bleiben daher bei der Wirkung stehen; und indem wir den sichtbaren, von der Luft bewegten oder sie bewegenden Körpern den empfundenen Ton beilegen, rufen wir selbst die leblose Natur in ein gewisses Leben. Unserer getäuschten Phantasie singen jetzt nicht bloß die Vögel und der Mensch, nicht bloß die Thiere tönen ihren Laut, sondern es murmelt auch der rinnende Bach, es säuselt der streifende West, es flüstert das bewegte Laub, es heulet im Sturme der Wald. — So entsteht, so bildet und nährt sich die Dichtersprache. — Je müßiger nun die Lebensart eines Menschen ist, je mehr er dabei veranlaßt wird, seine Zeit in der freien und schönen Natur zuzubringen, desto aufgeregter ist er, dieser allgemeinen Tonbegeisterung zu horchen. Dabei erwacht wiederum die Vorstellung seiner eigenen Tonkraft, und er empfindet jetzt einen stärkeren Reiz zum Singen.“

Diese vorläufigen Gedanken führen Overbeck zu seinem Ziele, den bukolischen Dichtern, deren Charakterisierung von feinstem Verständnis zeugt, eine philologisch und poetisch vorzügliche Abhandlung.

Doch nicht nur mit den Römern beschäftigte sich unser Übersetzer. Seine vollkommene Beherrschung der Französischen Sprache, sein häufiger Aufenthalt als Hanseatischer Gesandter in Paris und dortiger Besuch der Theater, namentlich wenn klassische Stücke von Corneille und Racine in künstlerischer, meisterhafter Darstellung gespielt wurden, reizten ihn, auch hier seine Kraft zu erproben. So übertrug Overbeck in fünfjüßigen Jamben vom Erstgenannten die Tragödien „Cid“ und „Cinna“, vom Zweiten „Athalie“, „Bajazet“, „Berenice“ und „Britannicus“ und beabsichtigte, sie in Druck zu geben. Die Manuscripte sind erhalten, samt der Vorrede. Darin heißt es sehr bezeichnend:

„Der Übersetzer Französischer Tragödien weiß, daß er keine Gabe bringt, die der Liebe des Deutschen Publikums entgegenkommt. Sollen sie aber deswegen von unserer Bühne abgewiesen sein? National-Antipathien kennt die Muse nicht. Was in jedem gebildeten Volk für Meisterwerk gilt, achtet sie ihres Aufmerksamens werth. Deutscher Geist insonderheit gefällt sich in vielseitiger Vergleichung. Und dann: eine gewisse Strenge der Schule, die übrigens heilsam ist, wird man den Französischen Dramen als Vorzug einräumen müssen. Um diesen Vorzug mitzukämpfen, lasse der Deutsche Dichter immer noch sich auffordern! Er wird dann desto glücklicher es thun, wenn die Forderungen der Schule auch das

hörende Volk, wie einst zu Athen und Rom, und — warum nicht es eingestehen? — jetzt zu Paris, erfüllen. Dem Dichter muß der Schauspieler nach. Vielleicht ist bei uns hier die Schwierigkeit am größten. Solche Stücke verlangen vollkommenerer Schauspieler. — Schiller und Goethe brachen bereits die Bahn. In vorliegender Auswahl wurde gestrebt, ihrer Spur zu folgen.“

Besonders feilte er an „Britannicus“, den ja auch Schiller zu übersetzen begonnen hat. Zwei textlich nicht ganz übereinstimmende Niederschriften von Overbecks Hand mit Korrekturen existieren. Sehnsüchtig wünschte er eine Aufführung. Der lange in Lübeck lebende geistvolle Deutsch-Franzose Charles de Villers war Feuer und Flamme dafür. Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, ehemals Dänischer Konsul daselbst, einige Zeit in Gütin ansässig, seit 1785 Justizdirektor in Altona, namentlich bekannt als Verfasser der Tragödie „Ugolino“, schrieb am 13. Juni 1800 seinem Overbeck: „Herr von Villers, der liebenswürdige Tiefdenker, hat mir einige Stellen aus einem Deutschen Racine, woran Sie arbeiten, recitiert, die mir außerordentlich harmonievoll klangen. Vielleicht lag die Schuld an der zu kleinen Anzahl dieser Verse, daß es mir nicht gelingen wollte, ihre Einheit herauszubringen. Der Reim würde für diesen Fall gute Dienste thun. Vielleicht hat die Sache auch an sich selbst ihre Schwierigkeiten. Doch Overbeck wird schon wissen, was er vorhat.“

Mehr als zwei Jahre später, den 29. October 1802, meldete Overbeck an Johann Heinrich Voß' Frau Ernestine geb. Boie in Jena: „Ich habe Racines Britannicus vollendet, Goethes Übersetzung des Mahomet und Tancred von Voltaire gelesen und doch nicht den Muth verloren. Wirklich ist es mir unbegreiflich, wie Goethe so ein Nachwerk liefern, so die Verse hinwürfeln konnte. Da sind fünf- und sechsfüßige Jamben durcheinander. Aber wir wissen ja schon, daß gerade Versmechanik seine Sache nicht ist. Und bei Französischen Stücken kommt es doch so sehr darauf an. Wie habe ich das bei Racine fühlen gelernt! In der That, auf diese Übersetzung thue ich mir ein klein wenig zu gute; und ich kann nicht läugnen, sie einmal auf dem Weimariſchen Theater aufführen zu sehen, das wäre mir eine gefundene Sache. Ich lege ein Pröbchen bei.“ Ernestine erwiderte darauf: „Ihr neulich Gesandtes wird Voß Goethen zeigen, wenn er kommt.“ Inzwischen hatte Villers das Stück an den einflußreichen Herausgeber der „Literaturzeitung“, Stephan Schütz in Jena, der im Herbst nach Halle übersiedelte, empfohlen. „Auf eine Nachricht, die Ihnen unser vortrefflicher Villers von meiner Übersetzung des Britannicus gegeben hat,“ dankte Overbeck ihm, „sind Sie so gütig gewesen, sich dafür zu interessieren.“

Ich sende in vierzehn Tagen die Abschrift. Was kompetente Richter wie Goethe zu der Sache sagen, darauf bin ich höchst ungeduldig. Sein Urtheil wird über die Fortsetzung des Unternehmens entscheiden. Eine Probe kann Voß Ihnen vorläufig zeigen.“ Derselbe hatte sich sehr darüber gefreut. „Denn er,“ schrieb Ernestine an Overbeck, „weiß so etwas am rechten Ende anzugreifen. Sehen Sie, so was lernt man, wenn man mit Dichtern lebt. Uns haben Sie gewiß herzlich bedauert, als Sie hörten: Gleim sei zur Ruhe gegangen! sich selbst auch, denn Sie kannten ihn durch uns besser, als die Welt ihn kennt! über ihn wollen wir nicht klagen, er hat ein langes und schönes Leben gelebt, war so ganz Freund, so bis ans Ende warm, aber dafür lebt er auch ewig in den Herzen der Seinen. Noch kann ich mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen. Lassen Sie sich sein letztes Lied zum Neujahr 1803 schicken und lesen es Frau und Kindern und dem ganzen Kreise vor, und dann freue sich jeder von Euch seines Lebens!*) . . . Goethe

*) Overbeck hatte vor Jahren zuerst an Gleim geschrieben, ihm zum Geburtstage gratuliert in der naiven, überschwänglichen Gefühlswallung seiner Zeit: „Länger halte ich mich nicht, nein! Ich dränge diesmal mich auch zu dem ehrwürdigen Vater Gleim und hänge an seinem Halse am 2. April und bitte ihn, er wolle mich doch auch unter die Zahl seiner Kinder aufnehmen. Wer ich bin? Ich bin von Voß und Ernestine geliebt. Braucht es mehr, um einigen Anspruch auch auf Ihre Liebe zu erheben? einigen Anspruch auch auf Ihren Segen? O daß meine Lage mir wehrt, mit diesen beiden Edlen mich aufzumachen und Ihr Angesicht zu sehen, bester lebenswürdigster Greis! Doch womit verdiene ich dies Glück? Ich will mich befriedigen, wenn Sie mir nur eine Zeile schenken, die mir sagt: Gleim ist Overbeck gut. Diese Zeile will ich einst meinen Kindern zeigen und sie feuriger umarmen und ihnen sagen: Euer Vater ehrte keinen wie Gleim. — Leben Sie noch lange, lange! Der Stolz und die Freude einer unzähligen Menge Brüder und Söhne, die aus Ihrem Lichte schöpften, an Ihrem Geiste sich wärmten.“ — Über Gleims letzte Tage, seinen am 18. Februar 1803 erfolgten Tod und seinen Nachruhm, erhielt Overbeck durch Ernestine Voß noch weitere, wohl der Veröffentlichung werthe Mittheilungen; sie schrieb ihm unterm 14. März: „Noch kann ich immer das Wehmüthige bei diesem Verlust nicht verlieren. Was Gleim uns war, wird uns keiner wieder, und gewiß wird es sein: täglich werde ich seiner gedenken. Er hat die letzten sieben Wochen viel gelitten. In seinem Garten ist er begraben, in der Laube, die zunächst an den Blumenbeeten war, und die die Überschrift hatten: »Die Blume blühet und verblühet Zu ihres Schöpfers Ruhme; Wer heut nach ihrer Schönheit sieht Ist morgen schon wie sie verblühet; der Mensch ist eine Blume!« — In dieser Laube saßen wir im Herbst und neben ihm in der warmen Sonne. Er aß eine Traube und erzählte uns mit heiterem Gesicht, daß hier sein Grab sein würde. So nahe dachten wir es uns damals nicht. Es ist ein schöner Gedanke, in einem Garten, den man selbst gepflanzt und gepflegt hat, zu ruhen. In diesem Sinne hat er auch gewiß dort für jeden seiner geschiedenen Freunde eine marmorne Urne gesetzt. Für Mopstock setzt uns keiner eine mehr! — Eine Locke des Ehrwürdigen achte ich wie ein Kleinod. Ein paar rechte schöne Händchen könnten aus

ist noch immer nicht hier gewesen, und Boß darf noch immer nicht nach Weimar, noch nicht einmal aus dem Hause.“ Im September 1803 erinnerte Overbeck: „Gelegentlich suchen Sie doch Goethe zur Auf- führung zu bewegen. Feilen will ich gern noch vorher, wenn er das verlangt und mich nur wissen läßt, wo. Es thut mir mit den anderen Bühnen nicht genügen, wenn die Weimarische nicht will.“ Gleichzeitig entschuldigte Schütz sein Stillschweigen mit dem lebhaften Wunsche, nicht anders als mit der Kunde von der Inszenierung des *Britannicus* zu erscheinen; auch jetzt werde ihm leider die Erfüllung noch nicht zu teil, obgleich er alles getan habe, sich des unschätzbaren Vertrauens würdig zu machen: er habe keinen Augenblick gesäumt, die genommenen Abschriften zu versenden, doch Anfang Sommers seien die Repertoire schon für das Jahr besetzt:

„Die erste Antwort empfing ich natürlich von Goethe, und diese werden Sie längst von Boß erfahren haben, der selbst auch mit ihm über ‚*Britannicus*‘ gesprochen hat. Sie wissen, daß sie nicht entscheidend

Gleims kleinen rothen Büchern herausgesucht werden; aber Suchen und Finden ist so sehr zweierlei! Er selbst mochte nie davon reden; auch hatte er kein reines Urtheil über seine Sachen. Das Hinstreuen dieser Blumen war stets die Freude seines Lebens, und dieser eigne Genuß ward ihm sehr erhöht, wenn Jemand, den er lieb hatte, auch Duft und Lebensstärke in seinen Blumen fand. Weit inniger als über eigne Arbeiten freute er sich stets über das Schöne, was Andere ihm darbrachten. Dies findet man auch so selten auf Erden! Ach, wie Vieles fand man bei ihm, das man selten findet! Das lebt aber auch fort und treibt Früchte.“ — Noch charakteristischer sind Ernestinens Zeilen an Overbeck vom 27. September 1817: „Wir waren in Halberstadt. Die Nähe des Domplatzes regte viel Wehmüthiges auf. Die Besten aus dem echten Gleimischen Kreise gingen ihm schon voran; was sich von ihm so ein wenig erwärmen und aufregen ließ, ist in sich erlöschend oder glimmt in sich fort; es ist nichts mehr dort, was zusammenhält. Wir unterhielten uns viel von Gleim, auch davon, wie viel Bleibendes er bei seinem großen Vermögen hätte stiften können, und bei seiner heißen Sehnsucht, ein Wohlthäter für die Nachwelt zu sein. Es fehlte ihm die Ruhe, einen bestimmten Plan zu machen und was er von Anderen, deren Rath er traute, oft mit Liebe anhörte, festzuhalten. Es wogte immer so Vieles in ihm! Achtzigtausend Thaler hat er hinterlassen; zwanzigtausend davon hat er für seine Schule der Humanität bestimmt, deren erster Lehrer Körte sein soll, mit sechshundert Thaler Gehalt, die anderen Lehrer sollen wenig haben; bis jetzt ist noch nichts zu Stande gekommen, als daß Körte, der allgemein verehrt ist, sein Gehalt zieht. Auch von seinen Gedichten wird nie eine Sammlung, die man lieben kann, erscheinen, weil Alles soll zu Gelde gemacht werden. Wie jammerschade um die edlen Goldkörner, die wir Alle, die wir ihn kannten und liebten, mit so vieler Liebe uns zuzueignen wußten! Ein fast unmögliches Geschäft wäre es aber auch, diese Auswahl zu machen! — und so wird sein Name allmählich erlöschen — bis auf seine Kriegslieder und Fabeln. Was hätte der thun können, um so Manches von Lessing ans Licht zu bringen! Er liebte ihn und hätte die Art studieren müssen, ihm den Druck der letzten Jahre abzunehmen.“

war, und daß Goethe mich bat, das Manuscript ihm noch zu lassen. Daher ich immer noch der Hoffnung lebe, für diesen Winter, sobald die Truppe von ihren Reisen nach Weimar zurückgekehrt und dort fixirt sein wird. Sodann schrieb mir der Intendant des Stuttgarter Theaters Geheimrat von Mandelsloh mit Bedauern, daß das Manuscript nicht früher erschienen sei, zurück, daß in Stuttgart selbst ein Bearbeiter aufgetreten sei, dem er die Annahme versprochen habe. Auf wiederholte Erinnerung erhielt ich von Opitz aus Leipzig und Zffland aus Berlin Briefe, die ich im Original beilege, sowie zugleich die beiden zurückgeschickten Exemplare, in der Meinung, daß Sie das eine vielleicht nach dem Ihnen näheren Hamburg schicken und von dem andern für den Druck Gebrauch machen möchten. Aus Wien und München ist mir noch keine Antwort zugekommen, weshalb ich vermuthete, daß man den ‚Britannicus‘ auf den dortigen Hoftheatern geben wird. — Was Sie selbst fürchten, ist nun, so wenig ich es auch ahnen konnte, doch eingetroffen, Ihre Ansicht bestätigend, daß wir zu solchen Stücken, deren Effect lediglich auf der Vollkommenheit der Darstellung beruht, keine Schauspieler in Deutschland haben, ja daß diese Stücke selbst gegen den Geist unseres Zeitalters sind. Es ist in der That eine traurige Erscheinung, daß wir Deutschen jetzt, da wir im Besitz eines herrlichen Schazes dramatischer Meisterwerke sind, die Mittel zu ihrer vollendeten Darstellung entbehren müssen, wie umgekehrt das goldene Zeitalter unserer Schauspielkunst unter Ekhoj, Schröder, Großmann, Fleck arm an klassischen Stücken war. Mit Zffland schwindet der letzte Strahl jener glänzenden Epoche, und mir ist kein Name eines einzigen Talents bekannt, was auch nur ihn einmal ersetzen kann und wird.“

Am 14. Oktober ließ Schüz Zeilen folgen, wonach Britannicus auch in München zum bösen Zeichen der Zeit abgelehnt wurde vom Direktor Babo, der selbst dramatischer Dichter; nun wäre nur noch aus Wien und Weimar etwas zu erwarten. „Wie die Lage der Dinge jetzt ist, prophezeit dies der theatralischen Kultur unter uns leider freilich keine eben bedeutenden Fortschritte, wenn es nicht Männern von entschiedenem Talent gelingt, durch schriftstellerische Wirkung erst das Publikum zu ändern. Und in dieser Hinsicht hoffe ich für diese von mir so leidenschaftlich geliebte Kunst sehr viel von dem Druck Ihres Britannicus, den Sie nicht ohne Hinzufügung einer kritischen Abhandlung lassen werden.“

In mehrfacher Beziehung interessant sind die Beurteilungen von Opitz, Zffland und Schröder. Opitz erklärte, in Dresden dürfe das schön geschriebene Trauerspiel, ungeachtet seiner vortrefflichen Diktion und musterhaften metrischen Bearbeitung, niemals aufgeführt werden,

und in Leipzig trete die Messe ein, während welcher dasselbe nicht geeignet sein würde. — August Wilhelm Zffland verkannte nicht die Verdienste des Britannicus, aber die dramatische Literatur habe eine Wendung genommen, darin bloß der Verstand ergriffen und interessiert werden solle, für die Empfindung wenig oder gar nichts getan werde:

„Die Französischen Trauerspiele der älteren Gattung werden von den Schauspielern dieser Nation nach einer uralten, auf unsere Zeit vererbten Convention in einer Gattung lauten Recitativs vorgetragen, das dem Gefühl wenig zusagt, noch weniger den Menschenkenner, der Abstufungen der Leidenschaften verlangt, befriedigt. Doch ist nicht zu leugnen, daß diese Methode für die Eloquenz einen Rhythmus schafft, der imponirt und am Ende dem Ohre sehr gefällig lautet. Diese Vorstellungsweise verbirgt die Lücken der Stücke, indem sie dem Ganzen eine gewisse Magnificenz verleiht. Die Franzosen und wer lange ihr Theater gesehen hat, können sich deshalb nie an die Vorstellung eines Deutschen Trauerspiels gewöhnen. Was wir an Menschenwahrheit leisten, scheint ihnen platte Bürgerlichkeit; und indem wir die rhetorischen Formen in einen lebendigen Seelenzustand übertragen wollen und das, was dahin sich nicht bringen läßt, fallen lassen, verkälten wir jene handlungslosen Tragödien auf einen solchen Grad, daß kein Mensch mehr weiß, was er damit anfangen soll. Nachdem die öftere Erfahrung dieses bewiesen hat, habe ich den Entschluß gefaßt, von den älteren Französischen Dramen mich ganz zurückzuziehen.“

Friedrich Ludwig Schröder war angenehm überrascht, von seinem Freunde Overbeck zu hören; aber er könne nicht mehr tun, als seine treffliche Arbeit der Hamburgischen Direction übergeben: „Britannicus ist selbst in den Zeiten des durchgängigen Französischen Theatergeschmackes nicht in Deutschland aufgeführt worden, wahrscheinlich des matten Schlusses wegen. Ich habe Ursache, an der Darstellungskunst der jetzigen Schauspieler und an dem Geschmack des Publicums zu zweifeln. Hat doch ein Fürstenwort und Goethes großer Anhang den Mahomet nicht genießbar machen können.“ Bald darauf sandte er die Antwort des Hamburgischen Direktors Herzfeld, wonach das Sujet trotz der mannigfaltigen Schönheiten durchaus nicht für den Geschmack des dortigen Publicums sei, wie neuere Erfahrungen, Regulus und Octavia, ergeben hätten, und fügte hinzu, nach allem, was er davon wisse und höre, zweifle er selbst an dem guten Erfolge.

Dennoch beschäftigte sich Overbeck weiter mit den Französischen Meistern, denen er sich als Übersetzer gewachsen fühlte. „Und sie haben ihr Gutes: Virgils Geschmack — soweit Keim und Alexandriner dies zulassen — und siècle de Louis XIV.; Nr. 1 und 2 kann ich weg-

bringen und dadurch die Dichter selber haben — und Kraft in Darstellung einer Leidenschaft. Freilich geht aus ihren Händen nie hervor eine Welt, wie bei Shakespeare dem Einzigen.“ Heinrich Voß der Jüngere freute sich, daß Overbeck noch mehr aus Corneille übersetzen wollte. „Lassen Sie sich ja durch nichts abhalten und bieten Sie auch die Stücke, die vor Ihnen August Bode gab, vor allen den Eid, den Anton Niemeyer und von der Hagen sehr schlecht verdeutsch haben. Die letzte Übersetzung sollte 1806 durch meine Vermittelung auf die Weimariſche Bühne gebracht werden. Aber ich ſchämte mich, Goethen das Manuſcript einzuhändigen, ſo ſteif, ſo charakterloſ, ſo kraus romantiſch war Alles vom Anfang bis zu Ende. Dieſes ſchöne Stück muß uns durch Sie werden.“

Vergebens hat Overbeck einen Verleger zu finden gehofft.

So große Freude ihm oft ſeine eigenen Gedichte gemacht hatten, als er an das Sammeln und Abſchreiben derſelben ging, wandelte ihn ein Efel an. „Was muß ich mir vom Leſer denken,“ ſchrieb er an Voß, „wenn das dem Verfaſſer alſo geht? Abſolvirt mich, wenn ich den Plunder vergeſſe! Ohnehin will die heutige Welt Gedanken, Sentenzen, Geruch der Philoſophie. Von dem iſt nicht eine Spur in Allem, was ich aufſetze. Lieber Gott, es iſt gar zu winzig! ein paar einzelne Sachen vielleicht ausgenommen. Im Ernſt, ich denke, ich bleibe zu Hauſe.“

Um ſo eifriger vertieft der Senator und Bürgermeiſter Chriſtian Adolph Overbeck ſich in die vaterſtädtiſchen Angelegenheiten. Keiner war damals mit Lübeck's hiſtoriſcher Vergangenheit und den heimischen Verhältniſſen vertrauter als er. Als wackeren Patrioten lernen wir ihn aus ſeinen Vorträgen kennen, auf die näher einzugehen ſich lohnt. Schon 1792 ſchloß er ſeine Betrachtungen über den Gemeingeiſt alſo :

„Ich rede zu Lübeck's Bürgern, ſelbſt ein Sohn dieſes kleinen merkwürdigen Freiſtaates. Wir haben eine glänzende Geſchichte. Unſere Vorfahren zeigten Kraft und Würde. Der mächtige Bund, der hier in dieſen Mauern gedacht und entworfen ward, welch ein herrliches Denkmal bürgerlichen Gemeingeiſtes iſt er nicht! Freilich ſank er, belaſtet von Jahrhunderten, hinunter in den Strom der Zeiten, aber ſein Name dauert. Noch fortwährend genießt ein Theil von Europa manche gute Frucht ſeiner herrlichen Unternehmungen. Es wären ohne ihn mehrere auswärtige Staaten in mancher Hinſicht das nicht, was ſie wirklich ſind. Schöner, ſtolzer Gedanke! Sollte er nicht fähig ſein, jedes Lübeckers Bruſt zu erwärmen und zu erweitern? Sollte er nicht, wenn je das Bild großer Ahnen dieſes vermag, zum Ruhm und zur Ehre ſpornen? Ich denke mir ſeine ehrwürdigen Verſammlungen auf Lübeck's Rathhauſe,

jenen Congreß von Repräsentanten so vieler Städte aus nahen und fernen Gegenden Deutscher Zunge, verherrlicht durch die Gegenwart mächtiger Fürsten oder ihrer Gewalthaber. In diesen scheinbar nur unansehnlichen Berathschlagungen über Waaren und Gewerbe lag ein großes Interesse der Staaten und das Schicksal ganzer Nationen eingehüllt. Den Vertrieb der mancherlei Erzeugnisse bestimmte dieser Hansatag, gab dem Umlauf ungeheurer Geldmassen Stoß und Richtung, entschied über die Bequemlichkeit und den Wohlstand unzähliger Menschen und knüpfte zwischen Völkern jenes starke Band, welches fast mehr als irgend eine andere Veranstaltung dazu beiträgt, unser Geschlecht auszubilden und es unter den Gesichtspunkt einer einzigen großen Familie zu versammeln. Denken Sie sich neben diesem friedlichen Bürgerhonorat zugleich jene Heere und Flotten, die seinen Beschlüssen Nachdruck, seinen Geschäften Sicherheit ertheilten, jene Kriege, die, so lange sie im Geiste der Gerechtigkeit und Mäßigung geführt wurden, unser Erstaunen, und als späterhin leider Übermuth und Thorheit sie ansachte, doch noch eine gewisse Bewunderung verdienen; — und an der Spitze Lübeck! Lübeckische Männer an der Spitze so großer Kraft, so geistvoller Köpfe! Noch blühen ja einzelne Familien, die in ihrem Stamme jene Zeiten seltensten Glanzes erlebten. Das ist ohne Zweifel ein Fest des erlaubtesten Stolzes, mit diesen Bildern Herz, Geist und Phantasie zu füllen. Doch, nicht müßige Erinnerung bleibe es; noch weniger sättige sich daran armselige Eitelkeit. Der Name großer Vorfahren ist eine Schuldforderung an die Nachwelt, mit ihrem Ruhme haben unsere Väter uns ihre Pflichten gedoppelt aufgelegt. — Wir weichen freilich dem Lauf der Zeiten: das prangende Lübeck ist nicht mehr; nie kehrt jene Periode wieder, vergebens würden wir trachten, den Glanz verschollener Jahrhunderte zu erneuern. Aber mag immer der Rost des Alterthums ihn decken! anderes Verdienst bleibt übrig. Nach dem, was übrig bleibt, zu ringen, das ist Gebot, das ist der Sinn der Vorfahren; und dieser Sinn komme über meine Vaterstadt! . . . Lübeck merke mit Macheiferung, was nah und fern geschieht. Mögen Trägheit, Selbstsucht, Üppigkeit immer mehr muthige Bekämpfer unter uns finden, möge dem Reichthum sein ungebührlicher Rang entzogen, Menschenwerth und Größe nicht nach Geldsäcken beurtheilt werden! Möge den handelnden Staat Treue und Redlichkeit zieren, diese Stützen der Handlung! Unserer Verbindung und ihren würdigen Zwecken spreche derselbe Geist des Zeitalters, der Licht und Wärme wohlthätig verbreitet, den Segen. Es wird Alles gut gehen, wenn wir ausdauern.“

Beherzigenswert sind Overbecks Gedanken über die Veredelung der einheimischen Industrie, von ihm selbst als eine patriotische Phantasie bezeichnet, aus dem Jahre 1797:

„Mein sceptischer Genius hat schon längst behauptet, Lübeck müsse sich mehr auf Manufacturen und Ackerbau legen, überhaupt neuen Nahrungsquellen nachgehen, weil die alten versiegeten. Dagegen hat mein dogmatischer Genius verdrießlich geantwortet: Nicht doch, es bleibe beim Alten! — Ich will suchen, das Glaubensbekenntniß meines ehrlichen Sceptikers mitzutheilen, für den ich allein ein wenig Parthei nehme. Er geht von dem Satze aus: Lübeck ward groß und blühend dadurch, daß es den Zeitgeist und die Lage der Umstände klug zu benutzen wußte. Er will es also den Söhnen der ersten Hansestadt, die des Namens ihrer Väter würdig sein wollen, zum Geſetze machen, immer darauf zu sehen. Beide wechseln bekanntlich rascher und launenhafter als die frivole Göttin Mode. Was ist es aber für ein erbärmlich Ding, sagt er, um dies Festhaltenwollen eines Vogelschweifes, der uns schon ent- schlüpft ist? — Ich will von nun an in meiner eigenen Person reden. Ich glaube allerdings mit meinem sceptischen Genius, dieselbe Maxime, die Lübeck auf diese Art von Gewerbe, die es noch immer treibt, gegründet hat, würde, wenn man sie jetzt mit ebenso viel Muth und Geist, wie unsere Alten, ergrieffe, eine nicht geringe Verwandlung in der Gestalt der Dinge herbeiführen. Dabei denkt man nun gleich an Revolution und läßt sich schrecken. Das: beim Alten lassen, hat Vieles für sich. Es scheint ein Spruch zu sein, den der Genuß dictirt, die Bequemlichkeit sanctionirt. Aber unsere Vorfahren wurden doch eben dadurch groß, daß sie's nicht beim Alten ließen. Lübeck war nichts, und sie machten Etwas daraus. Dann frage ich: weiß man auch genug, was man mit dieser Alterthumslicbe will, wenn es sich ergibt, daß das gepriesene Alter wirklich nicht mehr das Alte ist? Nur Einiges zur Probe: Lübeck hält mancherlei Hanseatische Einrichtungen und Geſetze fest; existirt aber noch eine Hanja? Lübeck erkennt in seinen Handwerkern ein namhaftes Corps activer Bürger; sind aber seine Handwerker noch activ? Lübeck widmet sich fast einzig der Seehandlung; hat es aber noch freien Zugang mittelst der See? Was hat sich nicht Alles an diesem total verändert? Gleichwohl stehen alle Anstalten noch so ziemlich auf dem alten Flecke. — Wenn nun über öffentlichen Verfall, Nahrungslosigkeit, Entvölkerung, über Schrecken der Zukunft geredet wird: was soll der Patriot sagen? Er muß, als billiger Mann, ein doppeltes Urtheil fällen. Einmal, er kann sich nicht verwehren, der jetzigen Generation Schuld zu geben, sie sei zu indolent, sie lasse Zeit und Umstände tyrannisch auf sich wirken und wirke nicht entgegen; sie fühle ein Uebel und lege die Hände in den Schooß. Anderntheils kann er nicht alle Schuld auf die Neu-Lübecker schieben. Mancher Drang der Dinge war viel zu heftig, als daß ihm durch Gegengewicht hätte können Einhalt geschehen. Manche, in ihren

Folgen zwar Anfangs glückliche und glänzende Eroberung war doch in ihren Grundzügen ungerecht und unhaltbar und mußte wieder sinken. Und dann muß er es überhaupt jetzt für unmöglich anerkennen, die Eroberungen wieder auf demselben Felde zu machen. Ganz ein anderes ist es, mit flug gewordenen Nachbarn als mit einfältigen zu thun zu haben, mit schlummernden als mit erwachten. Indem er also zur Maxime der Vorfahren, wie zu einem heiligen Schilde, zurückzukehren auffordert, Selbstthätigkeit, fluge Benutzung der Zeitläufte und Umstände anrath, kann er schlechterdings nicht versprechen, daß die Wirkung wieder die nämliche sein werde. Aber: ist es auch nothwendig? Der goldene Mittelstand ist vielleicht auch hier der beste, in ihm entwickeln sich Menschenkräfte am reichlichsten; weniger Glanz giebt mehr Sicherheit und, der Regel nach, auch mehr Anschuld. Mithin, wenn nur der Lübecker redlich das Seine thut, wenn er nur nicht die veränderte Gestalt der Dinge zum Deckmantel einer sträflichen Indolenz mißbraucht, wenn er im echten Geiste der Vorfahren arbeitet, so kann und muß Lübeck sich wieder heben. Wie hoch? das bleibt dann der Vorsehung überlassen. — „Was soll ich denn thun?“ Hier spricht nur ein schwacher Sterblicher, der durchaus nichts mitbringt, als sein gutmögendes Republikanerherz. Ist es ihm erlaubt, in dieser Blöße zu erscheinen und sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, so thut er's mit Freuden. — Wenn ich's noch erlebte, daß Fabrik und Landbau unter uns Fortgang gewönnen, wenn ich meine Vaterstadt diesen Zustand des Eingeschränktheins auf einen kränklichen Seehandel mit jener auf eigener Muskelkraft gegründeten Existenz vertauschen sähe (der Seehandel dürfte und müßte deswegen doch nicht aufhören), wie glücklich würde ich mich schätzen!“

Ein dritter belangreicher Vortrag vom Jahre 1799 betitelt sich: Ueber bürgerliche Verwaltung, Gemeingeist, Egoismus und Departementsgeist.

„Unjern gesammten äußeren und inneren Zustand zu verbessern, durch Mittel größtentheils, die wir in uns selbst finden, dazu ruft uns die Natur, das ist die Aufgabe unseres Lebens, dahin wollen wir uns leiten, von Anderen geleitet sein. Eosern die unerläßliche Bedingung dieser Aufgabe Freiheit ist, muß auch bürgerliche Freiheit in jeder Verfassung obenanstehen. Hierzu bedarf es der republikanischen Form keineswegs; denn auch in Monarchien findet bürgerliche Freiheit, in mehr oder minder vollkommenem Grade, ja in einzelnen Punkten fast noch mehr als in Republiken, statt. Aber die Verfassung sei noch so vollendet, noch so angemessen dem Volke und seinem eigenthümlichen Charakter, so ist sie doch nur todter Buchstabe, wenn nicht die Verwaltung ihren

Geist entwickelt und lebendig darstellt. Hier, in dieser Verwaltung, ist eigentlich Alles zu suchen, was jeder Verfassung practischen Werth zutheilt und sichert, was ein Volk glücklich oder elend machen kann. — Verwalten ist Handeln. Da hat es der Geist mit Denkraft nicht allein, auch mit der Neigung zu thun. Er kann sich nicht zurückziehen in sich selber, sondern er muß hinaus in die Welt, muß Eindrücke empfinden und verarbeiten, schwanken zwischen Lust und Schmerz, Wohlgefallen und Abscheu, Leidenschaft und Pflicht, muß kämpfen mit eigener und fremder Thorheit, muß an den Fesseln schleppen, die entweder natürliche Schwäche oder verwöhnter Wille ihm anlegen. Wie mißlich ist da im Allgemeinen die Ausbeute! Was ist oft die beste Handlung anders als ein Bastard der Pflicht, zu welchem der Eigennuß Vater ist? Da ließ sich denn wohl auch in den Angelegenheiten, die das menschliche Geschlecht in der Masse betreffen, nicht viel anders erwarten, als was wir alle Tage sehen: Mangelhaftigkeit des Thuns in der besten wie in der schlechteren Verfassung. Das ist so, wird auch wohl bleiben, so lange Menschen sind, was sie sind. Aber wenn wir das, was wir gern geändert sähen und nicht ändern können, näher ins Auge fassen, finden wir doch einen erstaunlichen Unterschied; dieser liegt in dem Geiste, worin fehlgegriffen wird. In den öffentlichen Angelegenheiten der Menschen, in allem ihren Thun giebt es einen gedoppelten Geist, wovon der eine sich gegen den anderen verhält, wie Schwarz gegen Weiß, Licht gegen Finsterniß, also einander gerade entgegengesetzt. Das ist der Gemeingeist und Egoismus. Sie kündigen sich als Widerjacher schon durch ihren Namen an. Der eine ist milde, er zieht den Menschen ab von seinem forderungsfüchtigen Ich, lehrt ihn alle Tugenden des Wohlwollens, der Bescheidenheit, der Selbstverleugnung und geht aus eben diesen Tugenden umgekehrt hervor. Er ist die Seele, das leitende Princip jeder Bürgertugend. Das, was du bist, flüstert er dem Bürger zu, bist du für das Ganze, nicht für dich allein; was du also kannst und vermagst, widme es dem Ganzen! Wenn du sammelst und erwirbst, frage dich: wie werde ich von der Frucht meines Fleißes dem Ganzen würdig opfern? Wenn du genießest, frage dich wieder: es geschieht doch nicht auf Unkosten des Ganzen? Gehezt, Du könntest außerordentlich gewinnen, aber Mittel dazu beeinträchtigen das Ganze, — so verwirf großmüthig den Gewinn! Du könntest deine Kräfte schonen, weil dein Vermögen dich unabhängig macht, deine Neigung dich zu gewissen Lieblingsgeschäften oder zur Ruhe ruft. Aber du müßtest dich dann dem Staate entziehen. Nein, entzieh dich ihm nicht; er hat Ansprüche auf dich, gib dich ihm hin, mit Allem was du kannst und so gut du es kannst! Du könntest dir zum eigenen Vergnügen manche angenehme Einrichtung ge-

flatten, deine Kräfte übersteigt sie nicht. Aber du behieltest dann vielleicht nicht übrig, um dem Staate abzugeben, ihm mit vollen Händen zu bringen zur Zeit des Bedürfnisses. Du verletzest dann vielleicht die wichtige Rücksicht des Beispiels, und Andere würden sich durch dich bestimmen lassen. Thu es nicht, schränke dich ein, lebe einfach und edel, mit hohem Geiste sparsam; und sei ein großherziger Verschwender dann, wenn der Staat anklopft! Die Gesetze schränken dich ein, fordern hier und da ein Opfer deiner natürlichen Freiheit; bring' es willig; es erhält und fördert das Ganze. Das ist Gemeingeist, und er ist insonderheit des Republikaners recht eigentlich einheimische, häusliche Tugend, ihre Lehren sein Brevier, sein Catechismus, sein A und O. — Engherzig dagegen, kalt und niedrig zeigt sich der Egoismus. Das angebetete, kleine Ich betrachtet er wie den Mittelpunkt der ihn umgebenden Welt. Der eigentliche Grund der Bürgertugend liegt allein in der Vaterlandsliebe, in der Liebe zu den Gesetzen und der Verfassung. . . . Ich habe,“ so schließt unser braver Patriot, „den Glauben an die Menschheit noch nicht so verloren, um zweifeln zu können, daß unter unserer Brust nicht noch dasselbe Menschenherz schlage, welches in so manchen großmüthigen Bürgen, die die Geschichte aufbewahrt, sich ankündigt. Freilich, die edle Frucht erzeugt Mutter Natur nicht auf gemeinen Stämmen; seltene Erscheinungen werden das immer sein. Doch wie die Schrift sagt: Das Reich des Schönen und Guten ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchjäuert war.“

Beachtung verdient auch in der Gegenwart noch Overbecks Wort über Handels-Moral. Er weiß wohl, daß die Lage des Kaufmanns, dem es um den inneren Menschen und um das höhere Leben zu tun ist, wirklich schwierig, da ihn, mehr als alle anderen Stände, die eigennützigen Triebe gleichsam ganz in ihrer Gewalt haben. Darum mahnt er:

„Daß nur nicht Alles unter uns so zur Alltagswelt herabgesunken und ein gewisser hoher Sinn nicht so ausgestorben wäre, der in der Geschichte des Alterthums hin und wieder so lebendig weht! Daß doch jeder Stand, auch der Kaufmann, es sich öfterer und ernster vorhielte, daß der große Endzweck unserer Natur, der Aufschluß unserer sonst so räthselhaften Existenz, nicht in dieser Welt der Erscheinungen und ihrem Staube und ihren Trümmern, sondern in der Unendlichkeit liegt! — Was den Menschen zum Menschen macht, ist die Moralität, die Vernunft. Denn die Vernunft ergreift eben das Unendliche, das Über-sinnliche, das von Lust und Unlust, von Gewinn und Vortheil Unabhängige, was sich in der Tiefe unserer Brust, in unserem Gewissen ankündigt. Dagegen leitet der Verstand alle seine Kräfte aus der Sinn-

lichkeit ab und hat über diese hinaus gar keine Begründung, keine Kompetenz. — Man lobe es denn immer, wenn ein Mann seinen Betrieb, sein Gewerbe mit Verstand zu führen weiß, woraus der Regel nach der äußere Vortheil entspringt. Nur erlaube man mir den Wunsch, daß mit Vernunft, mit Moralität sein Gewerbe getrieben, seinen Stand bekleidet zu haben, künftig noch rühmlicher, preiswürdiger heißen möge. Und wenn auch dabei der Glanz nicht zu erreichen stünde, der in die Augen fällt, der die Blumenhügel des Lebens besonnt, wenn auch mancher Gewinn, mancher Genuß dem Edleren gerade vorbeinge und nicht bei ihm rückkehrte, doch hat er etwas, das ihn schadlos hält: der Friede im Herzen, welcher höher ist als aller Verstand, köstlicher als alles Gold, belohnender als Ehre und Ruhm, sättigender als der Freudenbecher im Marmorsaale.“

Gar abwechslungsreich sind die von Overbeck im Laufe der Zeit gehaltenen Vorträge und ungemein vielseitig. Bald redete er über die unechte Acacie, den Torf, Soda-Schmelzung, Hüte aus vegetabilischer Wolle, bald schilderte er Michel von Montaigne, Johannes v. Müllers Geschichte der Schweizer, den Mann mit der eisernen Maske, Albrecht Dürer, bald verbreitete er sich über milde Stiftungen, Jahns Turnkunst, Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche, die Bell-Lancastersche Schule. „Pestalozzis neues Lehramt“ lautete das Thema seiner Besprechung des 1799 erschienenen Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Darüber äußert er sich u. a.:

„Hier wird eine — so verdächtig dies Wort auch klingt — ganz neue Theorie des Unterrichts vorgetragen. Es kommt nicht bloß auf eine andere Methode an, denn da wäre das Neue nichts Neues, sondern auf eine ganz andere Tendenz des Unterrichts, zumal für den gemeinen Mann. Bis jetzt hat man mit mehr oder minder Glück daran gearbeitet, aufzuklären; die Pestalozzische Theorie hat zum Zwecke, die Köpfe für die Aufklärung empfänglich zu machen und sie durch ganz einfache Kunstgriffe zu zwingen, menschlich zu sehen und zu denken. Ebenso neu ist es, daß er den ganzen Unterricht mechanisirt, so daß von einem Schulmeister weiter nichts als ein wenig Routine und Beharrlichkeit erfordert wird, um alle Kinder ohne Ausnahme sicher ans Ziel zu bringen. Pestalozzi selbst ist ein edler Greis, ohne Prahlucht, schon bekannt durch das geistvolle und herzliche Volksbuch ‚Lienhard und Gertrud‘, auch durch andere Schriften. Er steht mit den ersten Köpfen Deutschlands in Verbindung, und aus bloßer Neigung für sein System ist er Dorfschulmeister. Ich habe einen sehr gebildeten Mann hier kennen gelernt, der von der Pestalozzischen Schule wie von einem Wunder spricht. Er hielt sich eine Zeitlang bei Pestalozzi auf und ver-

sichert, daß dort die Kinder von sieben bis acht Jahren mehr intensive Kraft des Geistes hätten, als andere von zwanzig. Die Sache erregt schon hin und wieder Aufsehen.“

So hat Overbeck anregend, verbessernd, veredelnd in Lübeck gewirkt; seine Warnungen, Winke und Wünsche verhallten nicht ungehört. Nicht beim Alten stehen bleiben, sondern das gute Neue zu unterstützen, riet er unverdrossen. „Ist es nicht Geist der Alten“, fragt er einmal „recht angepannt aufmerksam auf die Zeit zu sein und ihre Veränderung, Launen, Bedürfnisse geschickt und thätig zu benutzen? Unsere Alten fanden eben auch gewisse Einrichtungen und Beschaffenheiten des hiesigen Handlungswezens vor und sahen, gerade so wie wir, Manches von dem, was bestand, in Abnahme und Verfall gerathen. Hätten sie nun die Hände sorglos in den Schooß gelegt, wäre jede Schwierigkeit ihnen in Riesengestalt erschienen, hätte jeder auch nicht unvernünftige Einwurf sie niedergeschreckt, — was wäre aus der Nachwelt geworden? was aus jener so glänzenden Epoche, von welcher wir gegenwärtig vielleicht die letzten Früchte verzehren? Unsere Alten waren also in vielen Stücken gar große Neuerer, und sie befanden sich vortrefflich dabei.“

Ja, das ist dieselbe Denkart, wie später Emanuel Geibel in einem Spruche mahnt:

Am guten Alten
In Treuen halten;
Am kräft'gen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird niemand gereuen.

Und wenn Overbeck ein andermal von dem Lübecker sagt, der redlich nur das Seine tut, mit gläubigem Sinn, und alles dann der Vorsehung überläßt, wem viele da nicht noch ein Geibelscher Vers ein, nämlich:

Tu du redlich nur das Deine,
Tu's in Schweigen und Vertrau'n,
Rüste Balten, haue Steine!
Gott, der Herr, wird bau'n. —

Mit vielen namhaften Persönlichkeiten stand Christian Adolph Overbeck in freundschaftlichem Briefwechsel und vertrautem persönlichen Verkehr. Diese Beziehungen datierten zum Teil schon aus seiner Studentenzzeit. Michaelis 1773 hatte er die Universität Göttingen bezogen. Dem sich damals auflösenden Hainbund war er zwar nicht mehr beigetreten, aber mit einzelnen Mitgliedern verbrüderete er sich, vor allen mit Johann Heinrich Voß. Die Freundschaft und enge Verbindung zwischen ihnen übertrug sich bald auch auf Ernestine Voß, die mit

Overbeck fleißig korrespondierte, seit ihrer Übersiedelung nach Jena und später Heidelberg.

Einzelne Mitteilungen daraus dürften noch jetzt interessiren.

Zu Beginn des Jahres 1814 war Lübeck auf eine traurige Weise bevölkert, durch die vertriebenen Hamburger, unter ihnen Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, mit Rebekka und zwei Töchtern. Ernestine Voß schrieb darauf an Overbeck und schickte ein Schreiben an Frau Claudius mit, worauf er unterm 16. März antwortete: „Den Brief an die liebe Claudius habe ich abgegeben. Sie ist nicht ganz wohl. Kein Wunder bei all den Gemüthsbewegungen! Der alte Papa schlägt sich wacker durch; nur muß es mit seiner Rebekka bald anders werden, sonst wirft er das Gewehr auch in den Graben. Vorgestern war ihr zweiundvierzigster Hochzeitstag. Claudius hat eine Predigt drucken lassen, in seinem bekannten Ton, worin er auffordert, Jesum Christum zu erkennen und sich Ihm zu ergeben, nachdem Gott dies Strafgericht über die Welt habe ergehen lassen. Es ist Alles warmgründig darin; aber die Welt wird es nicht achten, weil allerdings Christus darin nicht mit kluger Lehre gepredigt wird. Ob aber nicht auch mit allzu vieler Laienbruder-Einsicht?!“ — Worauf Ernestine erwiderte: „Gott gebe, daß sich die Claudius, diese treue Seele, bald wieder erhole, sie war immer schwach! Es wäre gar zu hart für den armen alten Mann, denn sie ist sein bestes Ich. Wie seine Predigt ist, kann ich mir denken, ohne sie gelesen zu haben. Die Zeit ist schon lange nicht mehr, wo Claudius' Werke wirken; aber er ist auch statt Bergauf zu gehen, immer mit starkem Schritt Bergunter gegangen.“ Am 2. Dezember 1814 meldete Overbeck: „Der alte Papa Claudius in Wandsbeck, wie's scheint, nähert sich der Auflösung“; und nach seinem Heimgange bemerkte Ernestine Voß: „Claudius ist nun auch zur Ruhe, wie so Manche, die wir liebten; aber sein Lebensweg war nicht so eben und sorgenfrei wie der unsere.“ Eine von Overbeck mitgeteilte Ode nennen Vossens eine Klopstock'sche Ode aus der besseren Zeit, jedes Wort darin habe volles Gewicht für Herz und Geist. „Wir sehen mit Furcht und Zagen dem Ende des Congresses entgegen, es wird nicht, was wir in der ersten Freude hofften; Gott wird ja geben, daß es nicht zu tief unter unserer Hoffnung bleibt. Voß hat nichts gesungen; er meint, er habe schon zu viel Wahres und Gutes über diese große Menschenangelegenheit gesagt, was nicht gelesen wird.“ Overbeck meinte indessen, Voß müsse fortfahren, zu singen, seine Lyra sei eine Autorität, er dürfe sich wahrlich nicht beklagen, daß er nicht gelesen werde. Seine Lieder ertönen noch alle Tage. „Diesen Sommer, beim Einzuge unserer Hanseaten, wurde z. B. sein Friedensreigen festlich aufgeführt und ent-

flamnte die ganze Volksmenge.“ — Herrlich ist Overbecks Aeußerung vom 28. April 1818, so klar wie klug, so furchtlos wie fromm, patriotisch und prophetisch: „Was mir von der Lage unseres Deutschen Vaterlandes von Zeit zu Zeit bekannt wird, gewährt noch immer weder viel Trost noch viel Erbauung. Wie ganz anders könnte es sein, wenn wir keine 38stel wären, keinen Bundestag hätten ohne Bund, keine Bundesgesandten mit maulsperrenden Instructionen! Dagegen aber frank und frei eine Deutsche Eidgenossenschaft und einen Deutschen Kaiser an der Spitze! Und dann Religion den Menschen in die Adern gegossen, wahre Bibelreligion! Ich möchte wohl sehen, wer dann den Deutschen etwas anhaben wollte!“ Hier spricht nicht Overbeck der Dichter, sondern der Richter und erfahrene Diplomat, das Oberhaupt der freien und Hansestadt Lübeck, der gereifte Staatsmann, der gläubige Christ, erfüllt von großer, weitschauender, Gott vertrauender Politik. — — — — —

Christian Adolph Overbecks größte Sorge sowie größter Stolz war sein jüngster Sprößling Friedrich, der früh schon ein seltenes Zeichen- und Kompositionstalent verriet. Des Vaters frommer Sinn, seine Sittereinheit und Scheu vor jeglicher Schuld und Sünde spiegelte sich wieder in diesem Sohne, in der kindlichen, keuschen, idealen Persönlichkeit desselben als Mensch, in seinem hohen, himmlischen, heiligen Schaffen als Maler.

Mit welcher innigen und innersten Anteilnahme er den Liebling auf seiner künstlerischen Laufbahn begleitet hat, das kennen zu lernen, ist von ganz eigenem Zauber.

Im Jahre 1806 ging der junge Overbeck zur Akademie nach Wien und schuf dort schon die erste Skizze zu seinem „Einzug Christi in Jerusalem.“ — Folgenden Spruch hatte ihm der Vater mit auf den Weg gegeben:

Selig, wer mit festem Blicke
Gutes an das Schlimme reißt
Und dem wechselnden Gesichte
Immer gleiche Stirne beut!

„Behalt in der Kunst Deinen religiösen Ausdruck; ich nehme mit Freuden wahr, daß er Dir eigen ist. Ist Dein Herz ein Tempel, so werden sich darinnen nur heilige Figuren und Götterbilder aufstellen; und auch in profanen Schilderungen wird dies Hehre, Himmlische durchschimmern. Dann gelingt Dir, was die Kunst auf den höchsten Gipfel hebt: Dein Pinzel haucht Töne der Veredelung, der Menschenbesserung, wie man denn gebeßert von jedem solchen Meisterstücke eines himmlischen



Carl Overbeck

Nach dem Gemälde von Karl Rudolf Subriandt.



Genies weggeht.“ Dieser väterliche Rat grub sich tief ein in die Seele des Sohnes und stand ihm mahnend, aufmunternd allzeit zur Seite bei seiner Lebensführung, bei seinem künstlerischen Wirken.

In Hamburg hatte Overbeck der Ältere mit Johann Heinrich Wilhelm Tischbein Freundschaft geschlossen. „Das ist Dir ein Maler!“ schrieb er. „So einer werde auch. Ich zweifle, ob es unter den Lebenden einen giebt, der ihn völlig aufwöge. Was für Sachen hat er mir gezeigt, was für Compositionen, was für Darstellungen! Der Blick, mit dem er die Natur ergreift, wie scharf, wie lebendig, und zugleich wie herzig und gefühlvoll! Die Kraft, mit der er componirt, wie dichterisch ist sie, und doch auch wie judiciös, verständig und gedankenreich! Sein Arm, wie sicher in den Umrissen, wie geschult bei der Antike! Wie hat er überhaupt des Idealen sich bemächtigt! Und sein Pinsel, wie gelehrt, lichtvoll, warm und blühend! Ich sehe ihn zuweilen an seinem Altarblatt für Bremen arbeiten: Christus und die Kindlein; welcher Genuß! zumal, wenn er selbst erklärt, welches er gern thut und so einzig naiv. Aber zwanzig Jahre in Italien verlebt zu haben, mit seinem Geist und Herzen; das mußte auch wohl zu Etwas hinaus. — — Was macht die Lectüre? was der Homer, Horaz und die anderen Schulstudien? Gieb sie doch um Gotteswillen nicht auf! Sie beschenken Deinen Geist mit einer Zierde, die wahrhaft königlich ist, und die Du dereinst, als Maler, nicht würdest missen wollen, um keine Güter der Welt. Das heißt, nicht bloß die Dichter, auch die Redner, Philosophen, Historiker. Sieh, mit diesen Alten, diesen herrlichen Alten Dich getränkt zu haben, das wird Dich zu einem Priester der Humanität unter den Künstlern machen, zu einem Heros unter ihnen, zu etwas ganz anderem, als die gewöhnlichen Bildermacher sind. Mein Fritz darf dies ambiren, er darf zu mehr, als dem Alltäglichen hinanstreben. Wer das Glück hatte, in früher Jugend zur höheren Bildung eingeweiht zu werden, der wird diese Perle nachher nicht wegwerfen wollen. Nein, gewiß nicht! Winkelmann und Raphael, so in Einer Person. Was dünkt Dich zu diesem Gedanken?“

Als Probe seines Könnens sandte der Lehrling mehrere den künftigen Meister verratende Skizzen nach Lübeck: den Lazarus und Christi Einzug. Von ersterem sagte Tischbein: „Das hat er nicht gemacht, das ist Copie von einem italienischen Meister!“ und wie man ihn hierauf des Gegenteils versicherte: „Ich konnte nicht glauben, daß ein Jüngling von neunzehn Jahren schon so was Gedachtes liefern könne.“ Über letzteren äußerte er: das sei eine schwere Aufgabe, schwierig auch insonderheit der zu wählende Moment, um das Ganze, bedeutend und anziehend, in einer sich selbst aussprechenden Handlung zu sein. „Daß Du bei der Poesie nachbarlich einkehren würdest,“ antwortete auf des Sohnes

Versicherung der Vater, „war zu erwarten, dient auch trefflich zur Befruchtung der Phantasie, zur Läuterung des Geschmacks. Nur Alles unter den Auspicien der vollkommensten Muster, insonderheit des klassischen Alterthums, damit auch hier schöne Form sich zu gediegenem Inhalt gefelle. Vor der neuesten Schule unserer Romantiker und Sonettenklinger ein Kreuz gemacht! Ich glaube, etwas Kraftspeise ist dann und wann Dir gut, um nicht ganz Dich den elegischen Gefühlen zu ergeben. So auch fleißige Blicke mitunter auf Rubens' Saft- und Kraft- und Flammen-Compositionen, um den Puls zu heben, um mit Feuer die Adern zu durchströmen. Und dann wieder bei Raphael und seines Gleichen zurück zum himmlischen Ideal!“

Anno 1810 zog es unseren Künstler nach Rom. „Mein Fritz mag vielleicht in diesen Tagen die weiland ewige Stadt betreten“, meldete am 31. Mai jenes Jahres der als Gesandter in Paris weilende Lübeckische Senator an Ernestine Voß. „So weit hat er's nun gebracht, von Wien aus. Sie wissen, welche Hoffnungen ich in ihn setze. Ich würde ihn brünstig dem Apoll empfehlen: aber leider! Apoll, Musen, Alles ist ja weg aus Rom. Nur die Mauerbilder von Raphael, Michel Angelo waren bisher nicht fortzubringen, doch hat man auch daran schon unheilige Hände zu legen gewagt. Es dauert mich um des armen Jungen enthusiastische Freude; er wird sich dort sehr getäuscht finden, die Künstler sitzen an den Wasserbächen Babelons.“ Seinem Sohne schrieb er nach Rom: „An Thorwaldsen wirst Du wahrscheinlich einen großen Mann erkennen, über Canova. Es haben Dich nunmehr die edlen Geister eines Raphael, eines Michel Angelo angehaucht: was Göttliches in Dir ist, das muß durch diesen Hauch zur Flamme aufschlagen; nun bald, oder nimmer! Beglommen hat, Gottlob! schon Manches, nun ist die Zeit der hellen Gluth gekommen.“ — Ernestine Voß konnte ihrem Oerbeck berichten, Niepenhausen habe geschrieben, was für ein großer Mann in Fritz aufblühe. Auch direkt hörte ersterer lauter Gutes und Erfreuliches: sein Sohn male ein Bild für die Königin von Bayern: Anbetung der heiligen drei Könige, und meine, nun schon in der Welt allein fortkommen zu können. „Nie wirst Du Ursache finden,“ vermahnte er, „das schöne Wort zurückzunehmen: Raphael soll mein Lehrer und Michel Angelo meine höchste Autorität sein. Mich dünkt, dies ist die Hauptsumme aller Kunstlehre.“

Aber nicht nur von der erhabenen Kunst handelten seine Briefe, auch von den traurigen Zuständen in der Heimat. „Ach, sähest Du unser armes Lübeck! Ein zweites Wismar, nur noch tiefer herunter! Und die schweren Contributionen haben kein Ende. Die einzige Bewegung auf der Gasse giebt das Militär. Die Bürgerhäuser gleichen

Gefängnissen, wo die Leute auf den Tod sitzen: Hoffnungslosigkeit ist jedem Antlitz aufgedrückt. Die Geschäfte des vormaligen Senats, nun provisorisch Municipalraths, wozu auch Bürger gezogen worden, sind zum Theil beschwerlich, und von Gehalt ist nicht die Rede. Die Stadtkasse liegt unter Beschlagnahme, keine Zinsen, keine Gefälle werden ausbezahlt, auch selbst nicht an die milden Stiftungen, die Saugbrüste der Armen. Mit Mühe erhielten neulich etliche Officianten ein Quartal ihres rückständigen Gehalts. Die große Ressource ist jetzt das Leihhaus, bald Heiliger Geist und St. Annen-Kloster. Auf 'Fallirt' triffst Du, wohin Du blickst: die größten Häuser sind gefallen. — Du Künstler! Was störe ich Deine Seligkeit mit solchen Schilderungen? Ach, die liegen dem Herzen so nahe; und hier ist keine Künstlerwelt, hier ist die Welt der jammerreichsten Wirklichkeit. — Aber laß uns hinausseilen! Nimm mich auf, Künstler, in Deine Paradiese, um dort zu gesunden vom herben, herben Kummer!"

Overbeck in Rom hatte auf andere Weise schweres Leid betroffen: seinen Bursenfreund Franz Pforr, einen talentvollen jungen Maler, raffte Lungenschwindsucht hinweg. Dieser Schlag schmerzte ihn tief bei seinem empfindsamem Gemüt, und es ging darüber keine Arbeit von statten. Dazu kam das Römische Klima, das im Sommer bei der schrecklichen Hitze und im Winter bei einer Kälte, gegen welche man sich nicht bergen kann, den Ausländer unmutig und ungeschickt machte zum Schaffen, sodaß er schon davon sprach, Italien zu verlassen, wenn man anders Werke von ihm sehen wollte. So unerwartete Nachrichten theilte der alte Overbeck an Boß in Heidelberg mit, worauf Ernestine den 20. August erwiderte: „In diesen Tagen haben wir viel mit dem jungen Schlosser aus Frankfurt gelebt, der drei Jahre in Italien war und Ihren Fritz dort oft gesehen. Der kann gar nicht aufhören, über den großen Künstler und herrlich kindlich unschuldigen, allgemein geliebten Menschen zu reden. Der hat doch nicht die Furcht, daß er Italien so bald verlassen wird; er meint, in den ersten Gefühlen über den Verlust seines Freundes könne nur diese Stimmung herrschen. Schlosser hat auch das Bild für die Königin von Bayern entstehen und fortschreiten sehen und spricht mit Staunen von dessen Schönheit.“

Voller Vaterstolz verzeigte er darauf: „Von meinem Maler muß ich denn auch wohl nachgerade groß denken, weil alle Welt es thut. Gottlob, er ist auch ein guter Junge, und das muß ich einzeugen, recht vorzüglich gut.“ Ihm selber riet er, doch nicht ausschließlich biblische Sujets zu wählen. Sollte es wohl jenseits Raphaeln je gereut haben, die Schule von Athen gemalt zu haben?

Um diese Zeit bereitete sich schon in der Seele des jungen Overbeck der Übertritt zum Katholizismus vor. „Fast Alles, was von Rom heim-

lehrt, kommt katholisch zurück, auch Schlosser," schrieb Ernestine Wofß an Vater Overbeck im Dezember 1812. „Ihr Sohn geht seinen eigenen Weg, sagte neulich jemand, der zugleich erzählte, von Zacharias Werner gehört zu haben, in sechs Jahren müßten wir alle katholisch sein, wo nicht mit Güte, so mit Gewalt.“ Im Herbst 1814 berührte sie dies Thema ausführlicher: „Die Unruhe über das Nichtschreiben des lieben Künstlers in Rom ward auch für uns eine Herzensangelegenheit. Wofß wollte sich an Schlosser wenden, verwarf dies aber wieder, weil er fühlte, daß ein Brief nicht sein kann, was ein Gespräch ist; und wirklich ist Schlosser jetzt hier gewesen. Wir haben unter uns schon oft die Vermuthung gehegt, daß unser Künstler katholisch werden würde; eine gewisse Schwärmerci in seinen Briefen deutete darauf hin, dazu die beständigen Umgebungen der Art und die Befehrungsjucht. Von Schlosser wissen wir bestimmt, daß er in Frankfurt nichts eifriger treibt, als den allein seligmachenden Glauben zu predigen. Wofß legte ihm also geradezu die Frage vor, ob er wisse, daß Overbeck übergetreten sei, und ob er selbst mit daran gearbeitet; nicht ohne einige Verlegenheit hat er beides verneint, daß der Freund Neigung zur Nachfolge spüre, leugne er nicht. Warum derselbe seinem Vater nicht schreibe, könne er nicht erklären, denn er bekäme keinen Brief, der nicht die größte Anhänglichkeit gegen die Seinen verriethe. Wofß sagte: Overbeck der Vater wäre Christ im edelsten Sinne des Wortes, und als Lutheraner könne ihm der Schritt seines Sohnes, wenn er ihn thun wolle, nichts weniger als gleichgültig sein.“ Unmittelbar darauf meldete der bekümmerte Vater aufatmend, es sei jetzt ein Schreiben von seinem Fritz eingegangen, worin er ein Symptom zu entdecken meine, daß er seinen Glauben noch nicht gewechselt habe. „Und ist's noch nicht geschehen, so geschieht es, denk' ich, nie. So viel Zeit zur Überlegung wird nicht vergeblich hingeflossen sein. Er spricht: Ich will nicht Parthei, sondern was über aller Parthei ist; ich finde auf der einen Seite viel Dünkel und auf der anderen viel falschen Umhang.“ So drückt sich wohl nicht aus, wer es bis zum Abschwören hat kommen lassen. Ich denke, nun muß es beim ersten Hin- und Herschreiben heraus. Während des Disputirens war es leider dahin gediehen, daß ich ihn bat, nur gänzlich von der Sache zu schweigen. Die Correspondenz an sich selber ging indessen ungestört, bis der Krieg einbrach. Er will seitdem gleichwohl mehrere Briefe geschrieben haben: diese sind unglücklicherweise verloren gegangen.“

Die Episteln des alten Overbeck sind erhalten, sie bieten ein anschauliches Bild aus der Franzosenzeit. Seit dem 19. März 1813 nannten Lübeck und Hamburg sich wieder freie Hansestädte; Russische und Preussische Armeen wollten Deutschlands Unabhängigkeit verfechten.

Indes war die Lage in Lübeck äußerst kritisch. Russische Kriegsvölker hatten die Stadt befreit, waren aber zu schwach, sie zu behaupten. Die Franzosen standen wieder zu Lüneburg und an der Elbe, wollten hinüber. „Wehe uns, wenn sie einbrechen! Unter diesen Umständen muß ich die Meinigen verlassen; ich bin beauftragt, nach Kalisch ins Russische Hauptquartier zu gehen.“

Am 4. Oktober: „Um uns her traurige Verödung! eine Menge Familien ausgewandert. Schanzen der einzige Betrieb in der vormaligen Handelsstadt. Kriegsheere in dichter Nähe. Dumpfes Erwarten der Ereignisse, beinahe allgemeine Verarmung, und der ungeheuren Lasten dennoch kein Ende, die Sachen nun bereits auf dem Punkte, daß Uner-schwinglichkeit für geschene Leistung gelten muß. Wer seine Vaterstadt in dieser Verfinsternung nicht sieht, wahrlich, er kann sich glücklich preisen.“

Seit dem 5. Dezember war die Freiheit wieder hergestellt. „Was wir die sechs Monate vorher unter Davouits Geißel gelitten haben, davon laß uns schweigen. Glücklicherweise wären wir, wenn unser innerer Wohlstand schnell wieder emporblühte.“ Ja, Freiheit und Ruhe erfüllten aufs neue den kleinen Staat, der sich mit Heilung seiner tiefgeschlagenen Wunden beschäftigte, wozu er indessen eines erstarkenden Handels und des friedlichen Ausgangs der Dinge zu Wien wesentlich bedurfte.

Als Napoleon im Jahre 1815 zurückkehrte, regte sich auch in dem jungen Künstler zu Rom die Deutsche Vaterlandsliebe so sehr, daß er nach Lübeck zu reisen, in der Hanseatischen Legion mitzukämpfen wünschte. Nur mit Mühe hielt ihn sein Vater davon ab: „Dein Leben muß, meiner und unser aller Ansicht nach, für Italien sein und bleiben; dort ist Deine Welt. — Allerdings viele unserer jungen Leute haben die Waffen ergriffen im heiligen Kampfe. — — Damals hatten wir den Böjewicht im Lande, und es galt, den hinauszuprügeln, da geschah all-gemeiner Aufruf; und damals, wer zur Stelle war, mit Jugendkraft in Ader und Gebein, konnte sich kaum das Zurückbleiben verzeihen; selbst aus weiter Ferne herbeizueilen, war damals so nützlich als schön. Diesmal aber sind viele geregelte Heere da, den Feind an die Grenze zu drängen; Contingente werden den einzelnen Staaten abgefordert, Lübeck hat eine gemessene Zahl von 540 Mann nebst der Hälfte an Reserve zu stellen und stellt sie. Alles ist da und in schönem Geiste da, Freiwillige in Schaaren und aus jedem Stande, sodaß in Berlin Lübeck eine heilige Stadt heißt.“

Selbst in diesen kriegerischen Zeitläufen flogen Gerüchte von Overbeds Künstlerruhm aus Rom herüber nach Deutschland. Das Gemälde in München erregte Aufsehen. Eine für die öffentliche Ausstellung nach Berlin geschickte Zeichnung erbat der alte Overbeck sich von Direktor

Schadow auf etliche Wochen; ihn verlangte, des Sohnes Kunst auf ihrem jetzigen Standpunkt kennen zu lernen. Beglückt wurde er durch die Zusendung einer Madonna, in deren Anschauen er täglich die reinsten Freuden genoß. „Das ist ein köstliches Bild durch und durch,“ dankte er. „Das ist ein Seelenhauch meines Fritz,

Der so aus der Seele malet.

Heil Dir! Engel Raphael

Hat Dein Leben sonder Fehl

Hell mit seiner Gluth bestrahlet!

Inniger, wärmer, zarter kann uns kein Bild ansprechen. Wie unendlich freue ich mich, daß ich dies süße Bild kenne, daß ich doch nun etwas von Dir kenne aus Rom! Es ist von 1811; aber man erkennt schon darin den Einfluß der Italienischen Studien. Was mußt Du nicht gegenwärtig leisten! Kein Wunder, daß Deines Ruhmes die Lande voll werden.“

An Voß schrieb Overbeck den 22. September 1815: „Von meinem Fritz — außer, daß er doch leider! übergetreten ist — höre und vernehme ich nichts als Lob und Preis. Man nennt ihn jetzt schon neben Raphael. Ich habe eine Madonna von ihm im Hause — zwar nur geliehen, aus Berlin —, die mir allerdings köstlich scheint. Sonderbar, er sehnt sich aus Italien zurück nach Deutschland. Ich muß seinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich der Fißch, meine ich, ins Wasser gehört. Der Übertritt ist mir ein schwerer, unverdaulicher Brocken; doch was soll ich machen? Ich muß mich an dem Troste halten, daß nie aus einer reineren Absicht unverständig gehandelt ward. Gott gebe, daß er vor dem Entzweitsein mit sich selber für immer bewahrt bleibe; denn vor dem anderen Extrem, Bigotterie, ist mir nicht bange, bei seinem Geist.“ Auf die Bemerkung von Ernestine Voß, sie dünkte vollkommen mit ihm gleich, berichtete Overbeck der Ältere weiter mit einem Anflug von Humor: „Mein Fritz hat sich ruhig angefiedelt und läßt sich weder Papst noch Großinquisitor noch Jesuitengeneral noch Clerus noch Priestereheverbot noch Kelchraub noch jüdisch-heidnisches Meßopfer vormachen, so grell ihm auch diese Figuren aufstoßen. Der Schooß der heiligen Mutter muß gar weich und sanft sein. Ich schwiege gern von all den Dingen, aber er selber knüpft immer wieder an. Und doch, von Herz und Geist, welch ein Mensch! Die Sehnsucht nach Deutschland schlägt er nieder, weil er wohl die Unmöglichkeit sieht. Wahrscheinlich aber wird er von Rom nach Florenz gehen.“ — Johann Heinrich Voß erwiderte dem alten Freunde: „Der Uebergang Deines Sohnes Raphael aus Luthers sonnenerhelltem Heiligthum in das dumpfige Dunkel der Pfläfferei hat auch mir wehe gethan. Aber ein Heuchler

und Eiferer, wie so mancher auf jenem Abwege, wird er nicht. Er denkt sein Christenthum in die vielfassenden Formen hinein und bleibt der Unjeringe.“

Über bedeutende poetische Erzeugnisse pflegte Overbeck seinen Sohn nach wie vor auf dem Laufenden zu halten. „Nichts Namhaftes in der Literatur seit langer Zeit,“ heißt es in der Weihnachtsepistel 1815, „als ein Buch von Goethe: sein Leben, unter dem Titel: Wahrheit und Dichtung, aus meinem Leben; bis jetzt drei Bände heraus — herrliche Seelenspeise (das Wort Seele platonisch genommen; freilich nicht christlich). Nur daß Einen oft die eingestandene Dichtung unjanst in den Nacken stößt, indem man nicht vermeiden kann, sich zu sagen: ist's auch wahr, was Du liestest? Sonst, hiervon abgesehen, ein gar köstlicher Bericht dieses literarischen Heros über sein inneres Leben, und wie er ward, was er ist, und wie seine genialischen Schöpfungen entstanden. Er ist vorgerückt bis an seine dreißiger Jahre etwa, Italien war noch nicht besucht. Ad vocem Goethe. Wolltest Du nicht in Verbindung sein mit ihm? Er könnte Dir Vortheil bringen, und er würde sich gewiß gerne hergeben, bei der Celebrität, die schon Dein ist.“

Nicht uninteressant dürfte ein ziemlich reserviertes Lob Goethes über die beiden Overbecks sein, das aus der nämlichen Zeit, Sommer 1815, stammt. Goethe, damals in Frankfurt am Main, wurde von August Kestner besucht, der über sein Gespräch mit ihm folgendes notierte: „Ich erwähnte Overbecks schöne Zeichnung. Auch Goethe lobte die Composition und die große Sauberkeit ihrer Ausführung; ich stimmte ein, doch setzte ich hinzu, daß zwar eine Reminiscenz des Raphael in dem ähnlichen Wilde aus dem Palast Vorghese unverkennbar sei*), aber dennoch in der Composition mehreres Eigenthümliche bleibe. „Kann man denn anders,“ erwiderte er, „als in den schönen Gedanken Raphaels fallen?“ Er hörte dann mit Interesse von mir, daß ich Overbeck aus seiner früheren Zeit kenne und er mir persönlich den angenehmsten Eindruck gemacht habe. Dann fragte er nach seiner Ausbildung und hörte von seinem Geburtsort Lübeck, wo er bei der brennendsten Begierde zur Kunst eine sehr mittelmäßige Anweisung gehabt, von wo er nach Wien unter Fügner's Bildung gekommen. Dann fragte er, ob nicht ein Verwandter Künstler gewesen; ich sagte ihm, daß sein Vater der bekannte Dichter, was ihm neu war. Als ich diesen an einigen kleinen Gedichten bezeichnete, schien er zu glauben, ich wolle ihn herabsetzen, und erwähnte mit einem Lobe, das nicht gar sehr erhebt, die Overbeck'schen Gedichte; er nannte sie ‚gar brave Gedichte‘, die eine lobenswerthe moralische Tendenz hätten, und wies dabei auf die Zeit hin, in der sie entstanden.“

*) Wohl so spozializio sowie Overbecks Geschichte Josephs gemeint.

Friedrich Overbeck fuhr fort, dem Vater von Wiederkommen zu reden und damit Herz und Gefühl desselben zu erregen. „Wie würdest Du aber das anfangen?“ fragte er, „hier im Norden zu leben, auf Deine eigene Hand? Was wolltest Du hier machen? Und eine Lustreise hin und zurück sind wohl der Meilen und der Wirthsrechnungen zu viele. Machst Du Dir etwa Hoffnung zu einer Anstellung im Vaterlande? In Frankfurt scheint etwas Neues zu entstehen durch ein ungeheuer großes Vermächtniß. Ein Mann dabei an der Spitze könnte schaffen, was er wollte. Da träume ich mit denn wohl einmal so was. Kann man den Frankfurtern nicht einen Floh ins Ohr setzen? Das müßte aber durch einen soliden Mann geschehen: Goethe etwa oder Niebuhr.“ Und in derselben Sache im Herbst 1817: „Ich kann Dir nicht bergen, daß Deine Idee einer Reise hierher, wenn es eine Besuchsreise sein sollte, nur an der großen Kostspieligkeit zu scheitern scheint; sollte es aber einer völligen Trennung von Italien gelten, so weiß ich nicht, wie die Zukunft Dir sich hier gestalten würde. — Es kommt hinzu, daß, was Dich betrifft, man Dich eigentlich in Lübeck gar nicht kennt, d. h. aus dem Anschauen Deiner Werke. Auch in dieser Hinsicht freut es mich ausnehmend, daß Du das Gütrowsche Bild ‚Flucht nach Aegypten‘ zu vollenden hast, was wir dann hier zuerst erwarten, sehnsüchtig und hochgepannt. Du mußt gewiß alle Deine Meisterschaft hineinlegen, und dann wird plebs Lubeca genöthigt werden, auszurufen: Ahhh!!! vielleicht mit einiger Wirkung!“

Nicht lange darauf sandte Overbeck seinem Sohn eine Lübecker Zeitung, woraus zu ersehen, wie seine Arbeiten in der Heimath jetzt gewürdigt würden. Ja, er konnte ihm noch mehr verrathen, daß es im Werke wäre, ihm eine Bestellung für eine der Kirchen auszuwirken. „Das Verdienst der ersten Anregung gehört unserem edlen Curtius.*) Wenn wir nun so auf diese Art ein Stück von Dir für die Vaterstadt erhielten, welche Freude wäre das! Aber damit sind wir doch keineswegs schon zufrieden. Unser Wunsch und Speculation geht dahin, Dich ganz für Deutschland zu gewinnen, und am besten wäre es, Du und Dein vortrefflicher Cornelius bliebet zusammen. Da ist nun das Augenmerk auf das Städelsche Institut in Frankfurt gerichtet, eine ganz neue Schöpfung für Kunst und deren Zwecke, mit reichen Capitalien ausgestattet. Senator Schmidt, Bremischer Bundestagsgeandter in Frankfurt, räth, Du und Cornelius möchtet einmal eine Reise daran wagen und Euch persönlich dort zeigen. — Die erwünschte Anwesenheit des Kronprinzen von Bayern macht auch an München denken. Hier könnte Dein edelmüthiger Freund von Rumohr zunächst sehr bedeutend mit-

*) Cyndikus von Lübeck, Vater der berühmten Brüder Ernst und Georg Curtius.

wirken. Liebste Du zwar die Academien nicht, so würdest Du nebst Cornelius, unter des Kronprinzen Auspicien, dort reformiren können. Aber noch eins! Im Spätsommer haben wir einen Monarchen-Congreß in Düsseldorf. Mein sehnlicher Wunsch ist, daß dahin ein Kernstück von Dir gelangt. Das wäre für Dich ein würdiger Schauplatz, um öffentlich aufzutreten und für Dein Interesse vielseitig zu sorgen. Denn, Du magst mir sagen, was Du willst, nachgerade fordere ich auch von Dir häuslicher Schritte für Deine Zukunft. Ausgebildet hast Du Dich — Gottlob! — in großer Ehre. Das hat Rom Dir geleistet. Aber viel mehr wird es Dir wahrscheinlich nicht leisten: das muß von anderen Seiten kommen, und dazu mußt Du das Deine thun. So viele Monarchen auf einem Fleck, so viele großmächtige Beschützer, Versorger und Abnehmer werden wohl selten geboten. D'rum also etwas zur Schau hinzustellen, das ist's, wozu Dich alles auffordert, was Dich „an einen alten Mann denken“ heißt.“

Ja, fieberhaft betrieb der Vater die Begründung einer gesicherten Existenz seines Fritz in Deutschland; er fühlte sich selbst nicht nur alt, sondern auch leidend, und befürchtete, daß ihm nur noch eine kurze Spanne des Lebens und Schaffens beschieden sei. So spornte er seinen Sohn an, suchte selbst alle Hebel in Bewegung zu setzen. Als er im Cottaschen Morgenblatt las, wie Kronprinz Ludwig von Bayern seinen Raphael besungen hatte, äußerte er: „Ein trefflicher Kronprinz, aber ein schlechter Poet! Gut gemeint indessen, und Gutes kann folgen, auf andere Weise.“ Als gleichzeitig sein Sohn ihm kurz über einen wichtigen Ruf nach Berlin berichtete, fragte er: „Was ist denn hieran das Eigentliche? Was für eine Stelle? Wirfst Du sie annehmen? Wie hoch das Gehalt? — Nun von einer ersten leisen Anregung! Ich hatte Dir unser Lübeck geschildert: an Sinn für Kunst, an Kraft zum Aufwande ärmlich. Curtius wagte dennoch den Anwurf. Was ist herausgekommen bisher? Mit Pein und Mühe möchte die Marienkirche sich zu zweihundert Thalern verstehen, und zu dem Übrigen Rath schaffen wer Lust hat. Auf den ‚Einzug‘, meint Curtius, müsse man es bestimmt anlegen.“ — Immer von neuem wünscht er seinen Friedrich nach Frankfurt. „Fünf bis sechs Tagereisen von der Vaterstadt — es wäre doch einmal, so Gott das Leben fristet, zu einander zu kommen und so die Sehnsucht zu stillen.“

Daß „der Einzug Christi in Jerusalem“, dieses große figurenreiche und stimmungsvolle Gemälde, das jetzt als eine Zierde der Marienkirche in Lübeck täglich die Bewunderung der Einheimischen wie Fremden erregt, überhaupt in des Malers Vaterstadt gekommen ist, hat die Munificenz des Kunstmäcens Karl Friedrich von Rumohr bewirkt. „Mein

Römer will das Bild diesen Sommer fertig malen," meldete der hochbeglückte Vater an Voß im Mai 1820, „damit wir es künftig Jahr hier sehen, nachdem Rumohr es ihm abgekauft hat.“ Und dem Sohne selbst schrieb er: „Mögen nun alle Genien und guten Geister sich an die Palette hängen und den ‚Einzug‘ vollenden helfen! Der Gedanke macht mich um zehn Jahre jünger. Tausend Dank dem Geburtshelfer Rumohr!“

Überbeck der Jüngere verbrachte den Sommer 1820 bei Rumohr in Florenz, die dortigen Reize der Natur und Kunst genießend und fleißig an dem für die Heimat bestimmten Werke schaffend. Die unruhige Lage der politischen Dinge dajelbst erfüllte Überbeck den Älteren mit Besorgniß. „Rumohr, der für sich selbst zu rathen hat,“ berichtete er im Herbst an Voß, „wird auch den Freund und Landsmann mit berathen. Fast scheint mir's, wenn sie Livorno erreichen könnten und setzten sich auf ein Schiff nach Hamburg, so thäten sie nicht übel. Was ist nun aus unseren Friedensschlüssen geworden? Und welcher Zukunft geht Europa entgegen?“

Eine doppelte Freude hatte er bald darauf. Das schöne Gemälde „Die Verkündigung Mariä“, das nach Parchim in Mecklenburg sollte, hatte den Weg über Lübeck genommen, wohin auch ein Karton gekommen war mit Darstellungen aus Tasso's Gedicht, und zwar der Episode von Tancred und Klorinde. „Ich merkte denn, mein Maler verdient genannt zu werden, wie man, seit Praxiteles und anderen, genialische Künstler nannte und zu nennen gestattete,“ — dies sind die letzten, einen berechtigten Stolz atmenden Zeilen Christian Adolph Überbeck's an Voß über seinen von ihm vergötterten Friedrich. Das für St. Marien in Lübeck gestiftete Meisterwerk mit seinen die Gesichtszüge naher Verwandten zeigenden Gestalten zu betrachten, ihn selbst, den Schöpfer, sein Lieblingskind, noch einmal in die Arme zu schließen, blieb ihm, dem zärtlichsten, stets fürsorglichen und verständnißvollen Vater eines guten, großen und genialen Sohnes leider versagt.

Ein sanfter Tod führte den ausgezeichneten Staatsmann, den hochgesinnten Patriot, den edlen Menschenfreund, den trefflichen Übersetzer und durch manches Lied volkstümlich gewordenen Dichter in der Frühe des 9. März 1821 hinüber in ein besseres Land.

In diesem Leben haben sich nicht wiedergesehen die beiden Überbeck.

Karl Friedrich von Numohr.

Gedenkblätter zu seinem sechzigsten Todestage.

Vor sechzig Jahren, am 25. Juli 1843, starb der Kunstkenner und Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr, eine der geistvollsten und gelehrtesten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Die Hoffnung, welche Heinrich Wilhelm Schulz ausdrückte in der bald darauf veröffentlichten Skizze von Rumohrs Leben und Schriften (ein durch Carus' Nachwort über Rumohrs Schädelbildung doppelt interessantes Büchlein), daß aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse noch manches Tüchtige ans Licht gefördert werden möge, hat sich leider nicht verwirklicht. Die literarische Hinterlassenschaft des merkwürdigen, mit den höchstgestellten und hervorragendsten Zeitgenossen eng verbundenen Mannes scheint spurlos verschwunden, speziell seine Korrespondenz. Auch Briefe von irgend nennenswerter Bedeutung haben sich nicht gefunden, sagt Poel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, indem er zugleich beklagt, daß Rumohr den lange gehegten Voratz einer Autobiographie unausgeführt ließ.

Herrn von Rumohrs Namen habe ich von meinem kürzlich entschlafenen kunstsinnigen Vater Theodor Gaederz in Lübeck oft und stets mit Verehrung nennen hören, dann in Berlin von Ernst Curtius und Wilhelm Wattenbach, welcher mit ihm verwandt war. Auch begegnete derselbe mir wiederholt bei meiner Beschäftigung mit Emanuel Geibel, sowie mit Goethe. Fesselnde Erinnerungen an Karl von Rumohr wurden mir berichtet, interessante Episteln von ihm kamen in meine Hände. So reifte der Entschluß, meinen berühmten Landsmann — denn die Hansestadt Lübeck war dem viel und weit in die Ferne gewanderten Forscher schließlich gewissermaßen zur zweiten Heimat geworden — an seinem sechzigjährigen Todestage der heutigen Generation wieder nahezuführen.

Zu Grunde liegen meiner Schilderung vornehmlich Rumohrs bisher unbekannte Briefe an Friedrich Schlegel und Warthold Georg Niebuhr aus den Jahren 1814 bis 1821; sie gewähren einen tiefen Einblick in seine wissenschaftlichen Studien und Bestrebungen und enthalten mancherlei über Kunst und Künstler in Deutschland und Italien, was noch jetzt interessieren dürfte, zumal über Peter von Cornelius und Friedrich Overbeck.

Das von Friedrich Schlegel in Wien herausgegebene „Deutsche Museum“, welches nur die zwei Jahrgänge 1812 und 1813 erlebte, hatte aus Rumohrs Feder Beiträge über die Baukunst im Mittelalter, den Ursprung der gothischen Baukunst, sowie Nachrichten von Alterthümern des transalbingischen Sachsens gebracht. „Indem ich meinen verbindlichen Dank für die Aufnahme mehrerer Stücke einer früher entworfenen Kunstgeschichte der Sächsischen Epoche abstatte,“ schrieb Rumohr an Schlegel unterm 4. April 1814 aus München, „ersuche ich Sie um gefällige Mittheilung, ob Sie das Museum instänftig fortzusetzen denken. Je weniger jene Fragmente, welche in der That rohe Entwürfe sind, sich für den Druck eignen, je mehr wünsche ich, da mir nun wieder Zeit und Gelegenheit zuwachsen, aus derselben Arbeit oder ähnlichen mehr erschöpfende und ausgefeilte Aufsätze darzubieten. Für den Augenblick ist mir das intendirte Werk der Kunstgeschichte des Zeitalters von 900—1025 zu sehr aus den Augen gerückt, auch selbst die Mittel nicht disponibel, um viele äußerst denkwürdige Inedita jenes Zeitalters in treue Kupferplatten bringen zu lassen. Indessen liegen die Materialien in ihren Rubriken; und die Auszüge aus denselben würden den Alterthumsforschern mehr Neues oder wenig Bekanntes mittheilen, als jene meist schon aus abhandelnden Werken zusammengezogene Einleitung, die durch mehrere weitere Abhandlungen, welche die letzten Jahre zum Druck gefördert haben, fast überflüssig geworden war. Wäre es möglich, alsdann noch für einzelne antiquarische Abhandlungen Raum zu geben, deren ich einige mehr für den Zweck ausgearbeitet habe, eine genaue Untersuchung ihres Gegenstandes zu veranlassen? Eine solche über die Zweifelhafteit einer Wendisch-heidnischen Architektur liegt für Sie bereit.“

Diese instructive Quellenuntersuchung über das Verhältnis der seit lange gewöhnlichen Vorstellung von einer prachtvollen Vineta zu unserer positiven Kenntnis der Kultur und Kunst der Deutschen Ostseeslawen erschien im ersten Bändchen von Rumohrs „Sammlung für Kunst und Historie“ (Hamburg 1816). Hier forderte er auch zur Bildung eines Vereins für Beförderung des Studiums der Deutschen Altertümer auf. Als Vater dieser später mit großem Segen realisierten Idee offenbarte er sich übrigens bereits in der Fortsetzung seines Briefes an Schlegel, worin es des Weiteren heißt: „Auch über die Beschaffenheit, Tüchtigkeit und Richtung des Münchener Kunstbestrebens läßt sich sehr Vieles sagen, welches für das Ganze ersprießlich wäre. Die hiesige Kunstschule, die zwar die Form einer öffentlichen Anstalt trägt, aber im Wesentlichen vieles Gemeinschaftliche mit den alten Kunstschulen hat, geht von den Erfahrungen der letzten Zeiten, von tüchtigen Studien und von der Arbeitsamkeit aus; aber die höhere Richtung ist durchaus nicht

zu verkennen. Der jüngere Langer*) ist in einem großen Fortschritt begriffen; der Kampf, den er gegen die Eindrücke der Französischen Schule rühmlich bestanden hat, erspart seinen Schülern die frischeren Jugendkräfte. Darüber ausführlicher, wenn Sie eine theilnehmende, aber treue Schilderung des ganzen Bestrebens in das Museum aufzunehmen den Umständen angemessen halten. — Sie haben jederzeit so viel Antheil an den Alterthümern Deutscher Nation gezeigt, daß ich glaube, Ihnen gelegentlich durch Mittheilung eines Planes zur Vereinigung einer freien Gesellschaft Deutscher Alterthümer Vergnügen zu machen. Die Bayerische Regierung war einmal schon nicht abgeneigt, denselben zu sanctioniren; und ich bin ihr wenigstens dafür dankbar, daß dieselbe, durch die eingegebene Vorstellung veranlaßt, sehr strenge Befehle für die Erhaltung der Alterthümer jeder Art ertheilte und bei der Sucht, zu erneuern, die den gewöhnlich gebildeten Menschen eigen ist, hierdurch vieles sehr Dentwürdige bereits gerettet hat. Ich hatte einst den Gedanken, Gesellschaften dieser Art zugleich die öffentliche Autorisation zur Aufsicht und Beschüzung der Monumente zu verschaffen.“

Rumohr, der schon als Zwanzigjähriger im Sommer 1804 eine Italienische Reise unternommen hatte, begab sich im Herbst 1816 abermals nach Italien und blieb jetzt jahrelang dort, von Ort zu Ort seinen Aufenthalt wechselnd, Bibliotheken und Archive durchstöbernd, Urkunden und Denkmäler prüfend, überall mit feinstem Spürsinn der Kunst in ihren verschiedenen Phasen und Erscheinungen nachgehend, woraus schließlich sein grundlegendes Werk „Italienische Forschungen“ entstand. Wilhelm von Humboldt riet dem jungen Rauch, er solle dies Buch ja mit nach Italien nehmen, es scheine ihm das erste, was über Kunstgeschichte in echt historischem und echt künstlerischem Geiste geschrieben sei.

Als Bahnbrecher neue Wege weisend, zeigt sich Karl von Rumohr in einer zweiten, außerordentlich inhaltreichen Zuschrift an Friedrich Schlegel, datiert Florenz, den 17. November 1817. Dieselbe fußt auf den gemeinschaftlichen Bestrebungen mit Niebuhr, der, seit 1816 Preußischer Gesandter in Rom, die nämlichen künstlerischen Interessen hegte wie er. Schlegel weilte damals in Frankfurt am Main als Geheimer Legationsrat bei der Osterreichischen Bundestagsgesandtschaft; seine Stiefföhne Johannes und Philipp Veit, aus der geschiedenen Ehe seiner Frau Dorothea geb. Mendelssohn mit dem Berliner Bankier Simon Veit, wirkten als Maler in Rom.

„Der Antheil, den Sie nothwendig an jeglicher Blüthe des Deutschen Geistes nehmen werden, der besondere Antheil, den Sie an der herr-

*) Robert von Langer, Professor in München, später Generaldirektor der königlichen Galerie, ein ebenso tüchtiger Zeichner wie Maler.

lichen Entfaltung der Talente Ihrer beiden Stiefföhne zu nehmen haben, giebt mir den Muth, Sie geradehin zur Beförderung aller zum Theil wohl noch hinlänglich verworrenen Pläne aufzufordern, welche die persönliche Zuneigung oder auch die frische Lust an dem gestaltenden Leben unjerer Römischen Kunstfreunde bisher veranlaßt hat. Unter diesen Entwürfen, die doch wohl meist dahin abzielen, unserm Vaterlande einen Theil der Wirksamkeit der Schule zuzuwenden, welche in Rom erst, durch Ideenaustausch und Wetteifer, eine festere Gestalt angenommen, wird Ihnen wenigstens der Entwurf zu einer Associrung, der durchaus von Niebuhr herrührt, zu Gesicht gekommen sein. Gewiß ist die Empfindung, von der dieser Entwurf ausging, sehr edel und lobenswerth, wie denn auch der Stifter in seinen besonderen Verhältnissen zu vielen Römischen Künstlern eine treffliche Gesinnung hinlänglich bewährt hat. Allein sein Entwurf scheint mir durchaus unpraktisch, und um so mehr, da er in viele Einzelheiten, welche doch nur nach den Umständen gestaltet werden können, vorzeichnend eingeht. Ich kann nicht umhin, dabei an jene sogenannten Organisationen zu denken, welche nie in Ausübung gebracht worden sind, oder, wenn sie mit der That hätten vereinigt werden können, an ihr selbst unfehlbar gescheitert wären. Auch würde eine Verbindung in dieser Form sicher Mißverständnisse veranlassen, und würde sie etwa nur in einzelnen Staaten ausgeführt, so möchte eine größere Absonderung daraus hervorgehen, als erforderlich und überhaupt wünschenswerth ist. — Obgleich von der Unausführbarkeit eines Planes dieser Art, welcher mit einer unanschaulichen Allgemeinheit so viel Beherrschendes und Begreifliches verbindet, vollkommen überzeugt, hoffe ich dennoch, daß er hier und dort Gedanken angeregt haben wird, und daß andere Pläne, deren Richtung entschiedener und dennoch weniger gebieterisch ist, leichter in schon vorbereitete Gemüther eindringen werden. Bei der Beschränktheit meines persönlichen Einflusses und in Beziehung auf die besondere Lage Overbecks habe ich versucht, die Freistadt Lübeck, deren ältere Geschichte viele romantische Ereignisse hat, und deren alte Bauwerke für die Frescomalerei geeignet sind, zu einer Unternehmung auf gemeinschaftliche Kosten zu bewegen, an deren Unkosten ich selbst nachbarlich theilnehmen will. Ich kann vor der Hand nicht auf ein schnelles Gelingen hoffen; allein ich bin gewiß, die Sache im Laufe der Zeit, die mir Overbecks gegenwärtige Arbeit reichlich gewährt, glücklich durchzusetzen. Zugleich suche ich die reicheren Hansestädte allgemach auf ähnliche Unternehmungen hinzuleiten, so wie ich mir verspreche, daß einzelne Bürger derselben zu einzelnen Bildern, welche die Verherrlichung ihrer eigenen Vorzeit betreffen, mitwirken werden. Wenn diese Städte sämtlich durch die Natur ihrer Verfassung schon vorzugsweise zu

solchen gemeinschaftlichen Unternehmungen bestimmt sind, so scheint mir Frankfurt der nächste Deutsche Staat zu sein, der ihrem Beispiel folgen könnte, da seine bürgerlichen Verhältnisse dieselben . . . Sicher, wenn Sie nie aufhören, mit Glauben und Muth von dem Kunststreben zu reden, auf dem für den Augenblick der Muth und Glaube eines ganzen Volkes zu beruhen scheint, so wird in vielen Anderen die Gefinnung erwachen und verstärkt werden, auf deren Vorhandensein am Ende aller Sinn und alle Lust für eine solche Kunst beruht. Für die mancherlei Gelüste der Privatliebhaber ist ein solches durchgreifendes, zusammenhaltendes, ernstes Wollen gar nichts. Der eine entbehrt einen gewohnten Sinnesthmel, der andere findet das Ding zu ernst. Eine solche Kunst ist für ein ganzes Volk, welches nicht an der Virtuosität im Einzelnen hängt, sondern an dem Gedanken und der durchherrschenden Empfindung. — Bis jetzt, ich gestehe es, geht mein Blick noch nicht weit über die Städte hinaus. Doch möchten die Gemeinden und Bruderschaften in ganz katholischen Ländern für den Sinn unserer Kunst gewonnen werden können. Man findet nicht leicht in Deutschen Ländern ein gutes Bild in den Kirchen. Sobald also der Sinn erwacht und mithin der Ekel an dem faden und manierten Machwerk der letzten Jahrhunderte entstanden wäre, möchten zunächst in begüterten Städten und an noch immer reichlich begabten Wallfahrtsorten Stiftungen veranlaßt werden können. Endlich wäre möglich, daß einzelne Fürsten und Herren statt der üblichen Musterkarten der Kunstgeschichte einmal Geschmack daran faßten, von den zusammenhängenden Erzeugnissen einer einzigen Kunst umgeben zu sein. In allen diesen Fällen bitte ich Sie im Namen des Volkes, der Religion, der Kunst anregend und fördernd einzugreifen.“ Zum Schluß berichtet er an Schlegel Gutes von der Malerei seiner Stiefjöhne, von der stillen Gemüthlichkeit, dem tiefen Farbensinn des älteren Johannes, von dem überraschenden Vorschreiten Philipp Weitz, der hohen Schönheit der Religion in seinem Karton für den Vatikan, dem glücklichen Scharffinn in der Verwandlung einer „lederngemeinten“ Aufgabe.

Zu diesem bedeutsamen Briefe besitze ich, was Lübeck betrifft, eine Bemerkung des Bürgermeisters Overbeck an seinen Sohn Friedrich in Rom: „Der Alpenfuß ist für die Künstler le bout du monde, jetzt mehr wie jemals, bei der allgemeinen Erschöpfung. Alma Luheca in specie ist ein gar ärmlich kleines Licht, und nicht einmal brennt das winzige Flämmlein, es harret nach dem goldenen Morgen der Erweckung, begraben in ziemlich krasser Barbarei. Unser lieber Rumohr hat wohl schöne Pläne; wenn nur die Lübecker seinen Enthusiasmus, item seinen Beutel hätten!“

Übrigens bewährte sich der allerdings mit Glücksgütern gesegnete, ledig gebliebene Herr von Rumohr als Mäcen. Beträchtliche Zahlungen an Overbeck, Rehbenitz und andere Talente leerten bisweilen seine Reisetasche.

Über feinen Abschnitt aus Rumohrs Leben bekommen wir wertvollere Aufschlüsse als aus den Jahren 1819 bis 1821. Es ist wohl das wichtigste Triennium seines zweiten Italienischen Aufenthaltes, den er hauptsächlich in Siena und Florenz zubrachte. Ein getreues Spiegelbild seines Fühlens und Denkens, mit hellen Streiflichtern auf die politischen, sozialen und künstlerischen Zustände und mit treffender Charakteristik eminenten Persönlichkeiten, entwirft Rumohr in seinen Briefen an Niebuhr:

I.

Siena, 2. November 1819.

Diese bedenklichen Zeiten nehmen Einem alle Lust zu wissenschaftlichen Beschäftigungen. Ich fange selbst an, in meiner kunstgeschichtlichen Arbeit lau zu werden; denn der Himmel weiß, ob ich bei den Aussichten für den Buchhandel Jemand finde, der die Druckkosten meines *Vasari**) bezahlt, oder noch mehr, der ihn liest. Ist eine gewisse unbefonnene, schwankende, ja vielleicht schiefe politische Richtung seit der Franzosenzeit in Deutschland allgemein geworden, als noch Manches mittelmäßig gut war, wie wird es jetzt sein, da alle Übel im Hause sind?! Ich erfahre zum Glück nichts Anderes, als was die Zeitungen bringen; doch kann ich nicht leugnen, daß der Grimm und Haß gegen alle den Deutschen eigenthümliche Dinge, wie er sich kürzlich in einer Schrift, die mir von Genz**) zu sein scheint, ausgesprochen, mich um so mehr empört hat, als diese Schrift mir zugleich eine grenzenlose Dummheit zu sein scheint. Sie sichert sowohl dem Russen als Franzosen eine Partei und bereitet uns für die Zukunft grenzenloses Uebel. Ich habe seit sechs Jahren nie ein politisches Pamphlet gelesen, eben weil mir die letzten, die ich sah, gar zu stümperhaft schienen. Sollte aber Keiner so viel Verstand gehabt haben, darauf aufmerksam zu machen, daß der Anfang und Grund der revolutionären Schwärmerieen in dem allmählichen Umsturz des guten alten Deutschen Reiches liegt und aller der trefflichen Einrichtungen, die die Rechte des Privatmannes sicherten, die Wissenschaften förderten und unzähliges Gute, dessen wir

*) Giorgio Vasari, der ausgezeichnete Künstlerbiograph des 16. Jahrhunderts, dessen Sammelwerk „Vita de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti“ erst 1832—39 in deutscher Übersetzung erschien, von Schorn und Ernst Förster besorgt.

**) Friedrich von Genz, der einflußreiche Politiker und Publizist, hatte damals an den Beschlüssen des Kongresses von Aachen, Karlsbad usw. hervorragenden Antheil genommen in Bekämpfung des Zeitgeistes.

uns nur noch wie eines Traumes entsinnen? Wenn man an einem alten Gebäude einzureißen anfängt, muß man gewöhnlich doch am Ende zu einem neuen Bau schreiten, wobei, wie ich oft bemerkt habe, unter den Mauer- und Zimmerleuten gar ein erbärmliches Streiten und Lärmen entsteht. Der Eine will werfen, der Andere halten, und bisweilen schlägt das Wesen Allen zusammen die Köpfe entzwei.

Ich bin sehr begierig, zu erfahren, ob Ihr Brief Cornelius in Venedig erreicht hat; denn ich fürchte das Gegentheil. Wollte Gott, daß er sich aus den Münchener Verhältnissen losrisse! Ich wünschte, daß er eine so schöne Arbeit durchführen könnte; allein die Bedingungen sind zu erbärmlich, und Klenze und Dillis*) werden gewiß eben darum entgegenarbeiten, weil Cornelius in Rom wirklich Gunst genoß, was ein Höfling selten leiden kann. Die Langers fürchte ich nicht, weil sie zwar herrische und hornirte, aber doch rechtliche Leute sind. Vielleicht könnte er sich aus der Arbeit herausreißen, indem er den jungen Langer, der, als besoldet, dieselbe für weniger Geld machen kann, vorschläge. Zum Glück trifft er den Prinzen in München, wenn er dort angekommen sein sollte, und persönlich lassen sich viele Dinge mit besserem Erfolge behandeln.

Nachricht.

Sehr betrübt mich's, daß Sie von Cornelius keine Antwort haben. Seine Arbeit hätte allerdings in sechs Jahren vollendet werden können, aber bei völliger Regheit und Heiterkeit des Geistes und mit guter Hilfe. Indessen sollte er deshalb eine sichere Aussicht in die Zukunft entbehren müssen, wie ihm Ihre Vermittelung dieselbe darbot, so würde er doch ohne Frage dabei sehr viel einbüßen, vielleicht nicht einmal mit völliger Zufriedenheit und gutem Fortgang arbeiten. Sollte ihm seine Direktorstelle nicht gerettet werden können?

II.

Siena, 2. April 1820.

Sollten Sie mit Herrn Albers aus Bremen zusammentreffen, so verschmähen Sie nicht, ihm einige aufmunternde Worte zu sagen in Bezug auf sein rühmliches Streben, unseren Künstlern ein wenig unter

*) Hofbaupinspektor Leo von Klenze und Galeriedirektor Georg von Dillis in München. Peter von Cornelius war bekanntlich dorthin berufen zur Ausschmückung der Glyptothek mit den großen Freskomalereien aus der Griechischen Mythologie und zum Direktor der Akademie der Künste in Düsseldorf ernannt worden. Johann Peter von Langer und sein früher schon genannter Sohn Robert wirkten gleichzeitig an der Münchener Akademie. Vergl. über Ersteren, sowie über Cornelius meine Monographie „Goethe und Maler Kolbe“ (2. Aufl. Leipzig 1900).

Gaederp, Was ich am Wege fand. N. 7.

die Arme zu greifen. Ein reicher Junggesell kann gegenwärtig nach meiner Ansicht nichts Besseres thun. Von unseren Fürsten ist kaum zu erwarten, daß ihnen je ein Deutsches Kunstwerk so viel Interesse einflöße, als eine Pariser Galanteriewaare. In Beziehung auf Begünstigung unseres Fleißes jeglicher Art sind wir ja das unglücklichste Volk der Erde. Der Großkultan hat ohne Frage mehr Vorliebe für seine Unterthanen. — Der arme Overbeck dauert mich vorzüglich; ein Deutscher Künstler hat höchstens dann eine Begünstigung zu erwarten, wenn er ein Preussischer Unterthan oder Bayerischer ist. Dies neue Abdera, ich meine Overbecks Vaterstadt, wird sich schwerlich je entschließen, den ausgezeichnetsten Mitbürger, den sie seit Jahrhunderten aufzuweisen hat, auf irgend eine Weise zu belohnen. Die Sache wird noch dadurch erschwert, daß seine Familie Partei ist, also nichts für ihn thun kann. Wäre es Ihnen, wäre es Cornelius selbst nicht möglich, ihm für die Zukunft ein ähnliches sicheres Loos vorzubereiten, als jenes, welches sich durch viele Qual am Ende doch für Cornelius gefunden hat?

Zur Ehre Lübecks muß hier konstatiert werden, daß schon im Jahre 1818 Overbecks Arbeiten dort Anerkennung fanden und die Bestellung eines Gemäldes für die Marienkirche im Werte war. Freilich konnte es nimmer der Ort für sein künstlerisches Schaffen werden. Sein Vater wünschte, den Sohn an der Seite von Cornelius zu sehen. „Hier könnte Dein edelmüthiger Freund von Rumohr zunächst sehr bedeutend mitwirken.“ Im Juni 1820 kam Friedrich Overbeck nach Florenz und überbrachte einen Brief Niebuhrs an den dahin übergesiedelten Rumohr. Dieser bewies sich jetzt wieder sehr freigiebig gegen den Künstler, der sein Porträt malte, und ebenso weise wie vorsichtig durch Zahlung des ausbedungenen Preises in Raten, wofür mehrere triftige Gründe sprachen, die Niebuhr durchaus billigte.

Lebhaft verwandte Rumohr sich damals auch für den Architekten Franz Christian Gau, der von seiner Reise durch Egypten, über die Katakomben des Nils bis nach Nubien, mit einem Schatz von Stizzen zurückgekehrt war. „Die Proben seiner Studien“, schrieb er an Niebuhr, „sind so außerordentlich, daß ich von Herzen wünsche, daß er sie bald veröffentlichen könne, vorzüglich weil Manches auch von seinen Reisegefährten gezeichnet worden, dessen erstes Bekanntmachen unserer Nation zur Ehre gereichen würde, dessen Wiederholung aber leicht den Ausländern als — Plagiat erscheinen dürfte. Nun dünkte ich, daß Gau sofort auch Ankunst in Rom ein Heft von sechs Platten herausgäbe, welches zugleich als Ankündigung dienen könnte, darin eine Probe von Allem: Architektur, Skulptur, Malerei und Landschaft, diese mit Deutschem

und Französischem Text begleitete, der überhaupt nur ein historischer Reisebericht sein müßte, soviel ich überhaupt von der Geistesrichtung dieses trefflichen Künstlers weiß und begreife. Nun scheint ihm dazu der Vorschuß um so mehr abzugehen, da er schon die ganze Reise auf eigene Kosten gemacht hat; ein Aufwand, welcher für ihn nicht gering sein mag. Ich fordere deshalb Sie, der so leicht jedes Bemühen, welches das Vaterland ehrt, in Schutz nimmt, auf, einige Theilnehmer zu suchen. Ein Viertel übernehme ich gern für mich und würde mich zu mehrerem erbieten, wenn nicht meine Finanzen durch die starken Auslagen im vorigen Jahre in Unordnung wären. Ich will den Versuch machen, auch Andere hier dafür zu interessieren. Ich dachte, daß diese Summen als eine Subskription angesehen und durch eine verhältnißmäßige Zahl von Exemplaren erstattet werden müßten. Auch die Preußische Regierung würde wohl viel leichter darauf eingehen, wenn die Petition zugleich mit diesem ersten Hefte antäme oder doch davon unterstützt würde. Auf den immer langsamern Geschäftsgang der Regierung zu warten, würde den armen Gau wahrscheinlich um alle Ehre bringen, diese Dinge zuerst ans Licht gefördert zu haben.“ Auch Niebuhr äußerte sich sehr günstig, in das Lob einstimmend, mit dem Wunsche baldiger Herausgabe zum Ruhme Deutschlands. Nach mannigfaltigen Bemühungen gelang die Publikation des großartigen Reisetwerkes, das in Deutscher und Französischer Sprache bei Cotta 1821—1827 erschien.

Niebuhr erhielt Anfang Oktober ein Abschieds schreiben von Rumohr: „Ich habe zwar nur selten und nie auf lange in Ihrer Nähe sein können, indessen gewährte mir der Briefwechsel vielen Ersatz. Es thut mir wehe, Italien in einem Augenblick zu verlassen, da mir noch gewiß auf ein Jahr lang zu thun bliebe; es thut mir wehe, von Ihnen zu scheiden, von dessen Güte ich noch neuerlich Beweise erhalten habe. — Für die Kunstgeschichte habe ich nun so viel Vergebliches vorgearbeitet, daß ich entschlossen bin, das Gesammelte als lange Waare für das Kunstblatt*) zu verarbeiten. Kommen bessere Zeiten, kommt mir auch die Vorarbeit zu gut. Indessen haben die Liebhaber etwas zu kauen. — Von Overbeck habe ich einen sehr freundlichen Brief. Mancherlei Erfahrungen haben ihn aus dem Irrthum gezogen, nur nicht aus dem über seine Frau. Mich dauert der arme Mensch, der sein Schicksal wahrlich nicht verdient hat. Es wird ihn wohl bald auch ein neuer Schlag treffen, der Tod seiner Mutter, der zwar noch nicht erfolgt ist, aber nach aller Wahrscheinlichkeit nicht ausbleiben kann. Sollte es dazu kommen, so bitte ich Sie, ihm die Nachricht recht schonend beizu-

*) Zu Schorns Kunstblatt erschien eine Reihenfolge kunsthistorischer Abhandlungen, als Vorläufer der „Italienischen Forschungen“.

bringen. Er war ihr Liebling, und er mag sich vielleicht gar denken, sie könne nicht selig werden. Indessen habe ich Overbeck in allen Gesprächen dieses Gegenstandes*) ebenso vernünftig gefunden, als seine Frau anmaßlich unsinnig. — Zu Gunsten des armen Rehbenitz**) möchte ich doch immer noch reden. Sein Studiengang ist fast durchgehend verrückt gewesen; was er kann, hat er in wenigen, wohl angewendeten Monaten erlernt. Ich bin geneigt, ihm viel eigenthümliche und tiefe Empfindung zuzutrauen, selbst ihm das technische Talent nicht abzusprechen, weil ihm doch bisweilen in Zeichnungen eine Gewandpartie oder ander Nebentheil außerordentlich gefingt. Sein langjames Fortschreiten möchte von jener widersinnigen Studienmethode herrühren, welche die romantischen Maler aus einigen dictis Lessings abstrahirt zu haben scheinen, während sie doch von seiner Schönheit nichts mehr hören wollen. — Postscriptum: Ich bitte, den eingelegten Brief an den Prinzen Gustav abzugeben, wenn sich derselbe noch nach seiner früheren Absicht auf Rom begeben sollte. Er hatte die Gewogenheit, mir zu schreiben, daß er meine Anwesenheit in Rom wünsche, weshalb es wohl schicklich ist, daß ich meine Abwesenheit entschuldige. Die Frau Herzogin von Württemberg schreibt mir, daß Herr von Stein nach Italien kommen werde. Dies wäre für mich ein neuer Grund zum Verweilen; ich höre, daß er in Begleitung seiner Töchter reist, die sehr lebenswürdig sein sollen. Haben Sie doch die Güte, mir mit umgehender Post zu melden, was Sie von meiner Abreise halten: ob Sie für besser halten, meinen hiesigen Studien weiter zu folgen, noch ein halbes Jahr zu verweilen, dann ganz entschieden nach Deutschland zu gehen, oder gegenwärtig einem zu flüchtig hingeworfenen, vielleicht ganz folgenlosen Wort aus einer Art Gewissenhaftigkeit nachzugehen. Vielleicht erreicht mich Ihre Antwort noch in Florenz und soll mir dann statt eines Looses dienen. Verzeihen Sie meinen scheinbaren Wankelmuth! Es sind so viele Gründe zum Hierbleiben; und auf der anderen Seite führt mich ein gewisses Princip der Redlichkeit an, zu erfüllen, was ich mehr ausgesprochen als versprochen habe, was aber, als Versprechen genommen, die Handlungen anderer Menschen zu bestimmen scheint.“

Ein paar Tage später: „Ich bin noch immer in Florenz und wäge die Gründe für und wider ab, ohne die Nadel zur Ruhe zu bringen. Unterdessen erhalte ich anliegenden Brief für Overbeck: er enthält die umständliche Todesnachricht seiner guten Mutter. Ich weiß

*) Beide, Rumohr und Overbeck, waren zum Katholizismus übergetreten.

**) Theodor Rehbenitz aus Holstein, Historienmaler und Zeichner, studierte damals in Rom, wo sein Schwager Overbeck ihn künstlerisch beeinflusste.

nicht, an wen ich mich besser wenden könnte, um ihn so schonend als möglich auf diesen Schlag vorzubereiten, als gerade an Sie. Die wackere Frau liebte den Maler ganz vorzugsweise, und er ist ihr jederzeit sehr anhänglich gewesen. — Overbeck hat mein Porträt gemalt, welches wohl in seinen bedrängten Tagen nicht so ausgefallen ist, als er es selbst wünschen konnte, immer jedoch ähnlich und von großer Wirkung. Er hat sich von der Nützlichkeit solcher Unternehmungen völlig überzeugt. Könnten Sie ihm nicht hier und da einen Fremden zuwenden, der sich sein Brustbild für zehn bis zwanzig Louisdor von ihm malen ließe? — Wie wird es Cornelius freuen, wenn ich ihm berichten kann, wie treu Sie Ihren alten Überzeugungen über seinen Werth sind!“

Herr von Rumohr entschied sich schließlich zum Bleiben in Florenz den Winter über, um so mehr, als sich um den Prinzen Christian Frederik von Dänemark eine Holsteinische Gesellschaft dort gebildet hatte aus angekommenen distinguierten Fremden, die ihn sehr interessierten. Baron von Stein erschien ihm doch zu schroff, als daß er sich zu ihm hätte hingezogen fühlen können; „aber seine jüngste Tochter ist ganz allerliebste“. Treulich nahm er sich der durch die Munificenz des Großherzogs Karl August in Italien studierenden Malerin Luise Seidler an. „Sie hat ein recht schönes Porträt der Gräfin Holstein gemacht“.

Niebuhr suchte ihn wieder nach Rom zu locken. „Der Wunsch, Sie wiederzusehen“, antwortete ihm Rumohr, „Ihren Rath bei meiner Arbeit zu nutzen, die Hilfsquellen, die Sie mir in Römischen Archiven eröffnen wollen, auszus schöpfen, zieht mich sehr hinüber. Auf der anderen Seite fürchte ich das Zusammentreffen zweier Fürsten, deren einer wohl mein künftiger Beherrscher werden wird, der andere von jeher viel Vertrauen und Güte für mich geäußert, auch sonst so viel neue Ansprüche auf meine Dankbarkeit hat.“*) Dr. Ringseis wird Ihnen alles Erfreuliche von der Lage und dem Wirken unseres Cornelius gemeldet haben.“

In diese Zeit fällt eine ihn sehr aufregende und fast zum Konflikt sich zuspizende, weitere Kreise berührende Kunstdebatte mit Johann David Passavant, der, ursprünglich Kaufmann in Frankfurt am Main, später Inspektor des Städel'schen Institutes daselbst und verdienstlicher Kunstforscher, zu den Deutschen Künstlern in Italien gehörte, deren Studien Rumohr mit Rat und That förderte. Durch ihn war Passavant auch in nähere Verbindung mit Cornelius und Overbeck getreten, hatte aber mit mehreren in ihrer Art gemalten Bildern keinen Beifall

*) Der Bayerische Kronprinz Ludwig und Dänische Thronfolger Christian Frederik.

gefunden und sich auf die Schriftstellerei gelegt, indem er zuerst eine Broschüre veröffentlichte unter dem Titel: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist.“ Humohr las dieselbe mit Bewunderung. „Sie enthält wohl viel Gutes“, schrieb er an Niebuhr, „aber doch auch so viel schieß Gedachtes und vorzüglich einen so jämmerlichen, aus Luigi, Vasari und anderen zusammengeschnittenen historischen Apparat, der auch, als Kompilation angesehen, von Flüchtigkeiten wimmelt, daß ich nicht bezweifle, daß er den neudeutschen Künstlern höchst nachtheilig werden wird. Darin ist ein Versuch gemacht worden, die Capitolinischen Ansichten in ein System zu bringen. Wissenschaft und Geschicklichkeit werden als ganz untergeordnet, ja als überflüssige Dinge dargestellt, da sie doch, wenn sie gerade zu haben sind, der Probstein echten Genies sein möchten. Um dieses einzuführen, wird Giotto selbst ganz schieß gefaßt. Seine Landsleute und Zeitgenossen sehen in seiner Richtung nur allein das Streben auf Lebendigkeit. Er war in der That der erste, der die strenge Beobachtung des Überlieferten aufgab und den Ausdruck, die Lebendigkeit der Handlung an die Stelle einer großartigen Ruhe setzte, wie etwa in dem einzig sicheren Bilde des Cimabue. Was soll dabei herauskommen, wenn die Untüchtigkeit und Stümperei sich hinter einem verborgenen Seelenhaß versteckt; etwa, was bei den Ausartungen der sogenannten romantischen Poesie?“

Eine von ihm im „Kunstblatt“ (1821. Nr. 32) gebrachte, gerechte und gründliche Rezension reizte den Autor zu einer ungezogenen Epistel an seinen Gönner, der in dieser Angelegenheit den 26. Juni 1821 Folgendes an Niebuhr erklärte: „Luise Seidler hat es übernommen, Ihnen einen sauberen Brief des Passavant mitzutheilen, den ich ihm als nicht an mich gerichtet zurückzustellen bitte. Dies sind keine Einwendungen gegen meine Beurtheilung, sondern Beschuldigungen moralischer Niedrigkeiten; es war mir bis auf diese Stunde vorbehalten, solcher Dinge angeklagt zu werden. Ich brauche Sie nicht zu versichern, daß ich keiner Winkelzüge fähig bin. Ich habe nur gegen mich selbst gefehlt, indem ich glaubte, ohne mich zu befudeln, als Mittler zwischen streitende Buben auftreten und hier noch Schaden abwenden zu können, wo Alles bis in die Seele hinein verdorben ist. Passavant citirt seine Freunde, die mit ihm die Sache berathen haben; sein Unwillen muß also ziemlich öffentlich geworden sein. In der That hatten hiesige Deutsche in Florenz davon Kunde. Demungeachtet hat Niemand unter so vielen Leuten, die ich mehr oder minder verbunden habe, mich davon benachrichtigt oder den Skandal zu verhüten gesucht. Ich bin auf

Paffavants Autorſchaft nicht neidiſch.*) Aber das geſtehe ich, daß ſeine freche Art, die Hiſtorie zu behandeln, mich innerlichſt angeekelt hat; daß ein feckes Kompiliren aus zwei, drei der befannteſten Druckſchriften, die ich in den meiſten Fällen erkannt und nachgeſchlagen habe, mir eine verwerfliche Frivolität ſchien. Auf der anderen Seite widert es mich eben ſo ſehr an, daß er bei den Haaren eine Verbindung zwiſchen neuer und alter Kunſt herbeizieht, wo keine vorhanden iſt, daß er Leute, wie Cornelius und Overbeck, nur als Blüthen eines gemeinſchaftlichen Beſtrebens darſtellt, dem er eine Verbreitung ins Unbeſtimmte giebt. Was haben Männer von Genie und Tüchtigkeit, die eine Idee faſſen und ein Werk zu Stande bringen können, mit liebhabernden Faſelern zu thun, die nie mehr als höchſtens ſchiefe Gedanken haben und genau genommen nur nach pikanten Naturerſcheinungen jagen und dieſe durch einen Anſtrich von Garſtigkeit zu heben ſuchen? Dieſe Leute, die ſich ſo gern als ein Ganzes darſtellen möchten, bilden ja nicht einmal eine Sekte; ſie ſind ja nicht einmal über drei, vier unklare Begriffe einig, die ihren geſamten Geiſtesreichthum ausmachen.“

Sehr tröſtlich war ihm zu vernehmen, was Niebuhr darüber dachte: war er ſich doch der reinſten Abſicht bewußt; allein er durfte auch fürchten, ſeine Ausdrücke nicht immer gewogen zu haben. Nun beruhigte ihn Niebuhr über dieſen Punkt und zeigte ſich erfreut über die Beurtheilung.

„Ich habe Bunſen“, erwiderte Rumohr, „einige Bemerkungen über Paſſavants Schrift zugeſandt. Dieſe Probe wird, denk' ich, hinreichend darthun, daß ein ſolches Produkt nur in perſönlichen Rückſichten einige Entſchuldigung finden kann. Ich ſende Ihnen einen älteren, in Rom nicht vorhandenen Aufſatz, der vollends die Anſicht zu Boden ſchlagen muß, als habe ich den Herren Künſtlern etwas anſticken wollen. Wie niedrig iſt nicht dieſe Konjektur, und welches Licht wirft ſie nicht auf die Gemüther, in denen ſie entſtehen konnte?! — Jenes ‚nüßlichere‘ hatte ich im Manuſkript durch ‚andere‘ erſetzt, und nur aus Mißverſtändniß des Setzers iſt das erſte Wort in den Druck gekommen. Ich fühlte, daß ihn die Erinnerung an ſeine kaufmänniſche Laufbahn kränken könnte, obgleich ich ſelbſt eben dieſe an und für ſich nicht für unehrlich halte. Es kam mir nur unwillkürlich in die Feder, dem Plunder gegenüber, dem ich nun ſo gut als möglich das Wort reden ſollte. Welchen Ekel mir dieſe Miſchung von Frechheit und Pedanterie in dem ſogenannten hiſtoriſchen

*) Paſſavant hatte ausgeſtreut, Rumohr habe aus Mißgunſt und Aerger, daß er ihm mit dieſer Abhandlung zuborgekommen ſei, da er ſelber eine ähnliche beabſichtigt und den Künſtlern in Rom zugeſagt habe, jene ungnüſtige Kritik drucken laſſen. Noch neuerdings, in der Allgemeinen Deutſchen Biographie, kann man ſolch Weichwäg leſen, weſhalb ich den wirklichen Sachverhalt hier nicht mit Schweigen übergehen durfte.

Theile der Untersuchungen Passavants einflößte, welchen Widerwillen das Aus- und Zueinanderkaufen von ein paar Gedanken, die sich auf einer Seite in octavo viel besser und deutlicher ausdrücken lassen, das kann ich nicht beschreiben und begreife noch nicht, wie ich das habe verbergen können. — Ich hatte nach Stuttgart an das Kunstblatt geschrieben, um jene zweite Recension zu unterdrücken, denn es schien mir nicht nicht rathsam, nachdem ich es mit der modern-ästhetischen Partei verdorben hatte, nun auch die ältere mir auf den Leib zu ziehen. Allein es sind schon zwei Bogen hier, und ich komme daher zu spät. Eine hinkende Klugheit ist schlimmer, als gar keine. Wenn man mich nicht in Ruhe lassen sollte, so werde ich die Wahrheit ganz herauszagen. Die Herren wären mir so großen Dank schuldig, daß ich mich überhaupt in ihre Streitigkeiten gemischt und sogar gegen Leute aufgetreten bin, die Goethe beherrschen und allenfalls gegen mich aufheben könnten. Jetzt retraktiren sie sich durch einige Organe, denen ich nicht unbedingt traue. Uebrigens fallen denn auch Drohungen vor, wenn ich nicht Alles für gut hinnehme. Nebenbei möchte wohl mit mir rechten, wenn er zu schreiben wüßte oder in meiner Nähe wäre. Bunsen scheint, wenn ich ihn recht verstehe, auf den Fall, daß ich mich nicht verjöhnen lasse, mir Anmaßung und Hochmuth beilegen zu wollen. Die Herren begreifen nicht, daß man wohl ein geschehenes Unrecht verzeihen, aber nicht so leicht wieder Zutrauen zu denen fassen kann, die es so leichtsinnig begangen haben. Zudem bin ich noch gar nicht überzeugt worden, daß sie's wirklich bereuen. — Horns*) Vertrauen haben sie mir nun ganz entzogen. Auf eine elende Zeichnung hatte ich ihm kurzen Bescheid gegeben. Er hat mir nicht darauf geantwortet, aber seinen Freunden in Rom darüber Mittheilung gemacht. Hierauf hat der große Passavant sich ins Mittel geschlagen und mich, wie Sie gelesen haben werden, väterlich zurecht gewiesen. Über diese Sache, die mich mehr, als alles Ubrige, empört, habe ich mich gegen Bunsen ausgesprochen. Meine an ihn gerichteten Hirtenbriefe werden in Rom gewiß sehr ungnädig aufgenommen.“

Ablenkung und Erquickung war der anregende Verkehr mit dem für alles Schöne und Edle empfänglichen Kronprinzen Christian Frederik.

Die Dänischen Herrschaften verweilten länger als geplant in Florenz, so daß Rumohrs Abreise nach Deutschland sich abermals verspätete. Aus Lübeck erfuhr er noch mit Gewißheit, daß die Vaterstadt ein Over-

*) Einer von den vielen jungen Deutschen Künstlern in Italien, für die Rumohr stets so reichlich gesorgt hatte, häufig ohne Dank zu ernten, der Landschaftsmaler Franz Horn, unter Heinrich Meyer, dem Goethe'schen Kunst-Meyer, in Weimar gebildet, war 1816 nach Rom gekommen und starb schon 1824 in Clebano.

beckisches Gemälde*) übernommen habe, was er hocherfreut an Niebuhr berichtete. Ihm schrieb er im Herbst 1821 von München: „Indem ich mich Ihrer jetzt recht lebhaft erinnere, fühle ich den ganzen Belang Ihrer Freundschaft und, den Verlust, den ich erlitten, indem ich Ihnen nicht mehr so nahe bin und nicht mehr so oft mich Ihnen mittheilen kann. Indessen weiß ich, daß es Ihnen Vergnügen machen wird, wenn ich Ihnen sage, daß Cornelius mit seiner kernhaften Persönlichkeit und mit der ganzen Energie seines Talentes, welche mir hier erst recht anschaulich geworden ist, einen großen Ersatz für Alles gewährt, was ich in Italien zurückgelassen habe. Sein Werk ist ein wahres Riesenwerk an Umfang und Tiefe. Wenn es vielleicht an Korrektheit und Schönheit hinter der Raphaelischen Schulart der Behandlung des Mythos zurückbleibt, so gewinnt es hingegen ohne Zweifel in der intellektuellen Auffassung des Gegenstandes große Vorzüge über die größten Leistungen der Cinquecentisten. Als Verzierung genommen, ist es nicht möglich, mehr Ordnung mit mehr leichtem Spiel der Phantasie zu vereinigen; als Bedeutung nicht möglich, das alte Götterwesen tiefsinniger zu fassen. Und in der Ausführung geht es unendlich weit über die Römischen Versuche hinaus. Die Freskomalerei ist hier erst zu ihrer Vollendung gekommen, wie sich hier erst in der ganzen Genossenschaft des Cornelius eine eigentliche Wirksamkeit und Anwendung auszubilden anfängt. Von allen Seiten strebt man nach dem besten Material, nach der besten praktischen Behandlung; und die von mir mitgebrachten Versuche, sterilen Gegenständen durch eine sterilere Behandlung ein Ansehen von Fremdartigkeit zu geben (ich sage nicht Alterthümlichkeit, weil ich sie nicht darin finden kann), haben der Schule des Cornelius durchaus mißfallen. Das Bestreben, das Beste auf die bestmögliche Weise zu leisten, wird sich hoffentlich von hier aus weiter verbreiten, und die kümmerlichkeit des Geistes wird sich ferner nicht mehr hinter Ahnung und Sehnsucht und Stümperei verbergen können. Diese gräßliche Wienerseuche der Furcht vor der Tüchtigkeit — die doch wohl nicht Manier ist — kann nicht lange mehr bestehen. Wenn z. B. der junge Heß**) bald nach Rom kommen wird, wie ich glaube, so wird man doch zugeben müssen, daß Geschmack und Gefühl, Nüchternheit und Tiefe recht wohl vereinbar sind. Er hat freilich noch viel zu lernen und Manches abzulegen. Aber gewiß hat keiner unserer besseren Künstler glänzender begonnen. Und doch ist vielleicht noch einer hier, der ihn

*) „Der Einzug Christi in Jerusalem“, eine Zierde der Marienkirche zu Lübeck.

**) Heinrich Heß ging 1821 nach Rom, wo er im Auftrage des Königs von Bayern das gefeierte Bild „Apollo und die Mufen“ ausführte, und wurde bei seiner Rückkehr Professor der Münchener Kunstakademie.

bald übertreffen kann. Ich kenne nur dessen Arbeiten für Cornelius, die vorzüglich sind. *) An Verbreitung und Tiefe des Geistes wird freilich keiner so leicht unsern Cornelius überragen. Es ist äußerst ermunternd, ihn in der Mitte seiner Gehilfen zu sehen, wie jedem der Theil zugemessen ist, der ihm gelingen kann, und wie er sie zusammenzuhalten weiß, daß Alles doch einen gemeinsamen Anstrich bekommt und sich lange nicht so sehr abhebt, als etwa die Decke der Farnesia oder die Loggien Raphaels. — Cornelius hängt sehr an Overbeck, und sein sehnlichster Wunsch ist dahin gerichtet, ihm einmal nützlich sein zu können und mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten.“

Die letzten Zeilen Rumohrs an Niebuhr datieren noch aus München, den 20. Februar 1822, worin er den aus Lübeck erhaltenen Auftrag entledet, dem Maler Friedrich Overbeck ungesäumt die Summe von 1500 Mark Banco, à conto seines väterlichen Erbtheils, auszahlen zu lassen. „Mein hiesiger Aufenthalt naht sich allgemach seiner Endschaft; er war im Ganzen angenehm. Cornelius arbeitet in Düsseldorf und schrieb mir immer in einem sehr aufgeweckten Ton. Hier hat er mächtige Feinde, die jedoch nichts über die Meinung zu vermögen scheinen, welche der Kronprinz von ihm gefaßt hat.“

Aus der Zahl der jüngeren Maler, die Rumohr an sich zu ziehen und zu tüchtigen Künstlern zu erziehen mußte, sei noch besonders Friedrich Mehrlich erwähnt, der einen väterlichen Beschützer an ihm fand und später unter dem italienisirten Namen Federigo Nerly durch vortreffliche Landschafts- und Genrebilder allgemein bekannt geworden ist. Ihn hatte er auf seiner dritten Reise nach Italien im Frühjahr 1828 als Schüler und Begleiter zur Seite, mit ihm stand er bis zuletzt im vertrautesten persönlichen und künstlerischen Verkehr. Ein Brief **) an ihn scheint hervorragend interessant. Nerly hatte über seine erfolgreiche Tätigkeit in Rom Bericht erstattet, worauf Herr von Rumohr, im Begriff von Dresden auf sein unweit Lübeck gelegenes Gut Rothenhäusen überzusiedeln, am 20. Mai 1833 antwortete. Er habe die Badekur in Teplitz abgebrochen, um während der Anwesenheit des Preussischen Kronprinzen denselben dort zur Hand zu sein. „Mit Vergnügen bin ich Deinen Meldungen nachgefolgt, aus welchen ich, so lakonisch sie sein mögen, doch Vieles machen kann. Es freut mich, Dich so rüstig und heiter zu sehen und voll Muth. Gern wäre ich einmal wieder in Rom und sähe dort Deinem Wesen und Treiben zu. Es schmeichelt mir, was Du von der Ausbreitung der Rothenhäuser Schule

*) Wilhelm Kaulbach, der größte Schüler von Cornelius.

**) Aus der Autographensammlung von Kurt Loewenfeld in Charlottenburg.

meldest. Auch in München scheint Morgenstern*), so viel er mich verstanden hat, Manches eingepflanzt zu haben. Nach und nach werden die Künstler wohl abgehen von der nutzlosen Nachahmung bald dieser, bald jener anderen Kunstepoche und die Natur als ihre einzige Lehrerin anerkennen, das heißt die große und weite und gesammte; nicht die 3 Paoli-Natur. Aus Kunstwerken mögen sie dann abnehmen, was in der Kunst der Kunst allein angehört, d. i. Vortheile der Anordnung, Vortheile des Handwerks. Nicht mehr, ohne eine Spur von eigener Begeisterung, ihre Nüchternheit mit den Brocken und Scherben der Werke alter Begeisterung aufzuheben, sondern lebendig und stark empfinden, was sie selbst, was ihre Zeit noch bewegt. Allein eben diese bessere Generation wird auch sich erst selbst ihr Publikum schaffen müssen. Denn wer heut zu Tage nach Bildern sich umsieht, sucht darin eben nur Erinnerungen aus alten Bildern und mißverstehet jedes eigenthümlich frische Streben. Woher Du die laue Aufnahme Deiner Bilder zu Berlin erklären mußt; denn zum Theil entstand sie freilich aus maliziöser Aufstellung. Nimm Dich bei dem Bilde für den Kronprinzen in Bezug auf die Harmonie recht zusammen! . . . Schade, daß Deine Ansicht des Domes in Siena geblieben ist. Ihrzeit hättest Du damit dem Kronprinzen Vergnügen machen können. — Ich habe vor meiner Abreise eine Tour durch die Sächsische Schweiz gemacht. Es ist ein monotones Ding. Indes wenn die hiesigen Landschaftsmaler was Rechtes lernen wollen, könnten sie in dieser Gegend schon sich bilden, ohne in die fadaises einzugehen, welche die Menschenhand hineingebracht hat. — Unter den hiesigen Künstlern ist Dahl**) noch immer der erste, vornehmlich der einzige, der etwas beschafft und zu Stande bringt. Schade, daß er zu sehr allein steht und zu eigensinnig ist, von Manchem abzugehen, was der Erscheinung seiner Sachen Eintrag bringt. Sehr gut sind Dehme und Wagner.***) Es kann mich sehr verdrießen, wenn ich sehe, um wie wenig Schritte die armen Leute von dem Vortrefflichen entfernt bleiben, an welchen Armseligkeiten es liegt, daß sie nicht vorwärts kommen. Das Wesen, wie man's eine Zeit her getrieben, wird ungeachtet aller Bettel Pensionen und allen Geschwäges sich nicht zehn Jahre lang fort-

*) Christian Ernst Bernhard Morgenstern aus Hamburg, Ehrenmitglied der Münchener Akademie, ausgezeichneter Landschaftsmaler.

**) Johann Christian Claussen Dahl, Norweger von Geburt, lebte seit 1818 in Dresden, wo er als Akademieprofessor 1857 starb; er entnahm seine Motive meist den Küstengegenden seiner nordischen Heimat.

***) Ernst Ferdinand Dehme, geboren und gestorben in Dresden, verweilte 1819—25 in Italien, und Otto Wagner, Schüler der Dresdner Akademie, auf Studienreisen durch Italien 1830 weitergebildet, zwei gute Landschaftler.

krüppeln können. Was gut gedacht ist, soll auch gut gemacht sein, in einem wie im andern ein frisches Leben.“

Nach vieljähriger Abwesenheit kehrte der rastlos seinen Wohnsitz wechselnde Kunstenthusiast auf sein väterliches Gut Rothenhausen zurück, wo er, allerdings mit häufigen und langen Unterbrechungen — wir sehen ihn bald wieder in Italien, in Dänemark, in Berlin, Dresden und anderwärts — seine eigentliche Heimstätte hatte, wo er eine Gastfreundschaft erwies, wie solche selten gepflegt wird —; wohl kein hervorragender Fremder, der Hamburg, Lübeck und Kopenhagen berührte, versäumte es, auf der Durchreise Rumohr zu besuchen: Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler. — Gleich schon das Landhaus einem Museum voller sehenswerter Kunstschätze, so schmückte er vollends das später in Lübeck gekaufte Stadthaus noch prächtiger mit den köstlichsten von ihm in Italien entdeckten Werken. Besondere Freude machte es ihm, kunstbegeisterte junge Leute auf seinem Gnie zu begrüßen und zu bewirten. Die Lübecker Primaner, speziell Emanuel Geibel, Ernst Curtius, Markus Niebuhr, Wilhelm Wattenbach und mein unvergeßlicher Vater, besahen dort mit Staunen die Bilder, Kupferstiche und Zeichnungen, welche die reichhaltigen Mappen bargen, und lauschten gespannt den belehrenden Erzählungen des welterfahrenen Mannes. Aber auch ihr Magen ging dabei nicht leer aus. Gut essen und trinken, darauf legte Rumohr großen Wert. In Theorie und Praxis kannte er die leckersten Speisen der verschiedensten Nationen. Was ihm selbst Wohlgeschmack und Gaumentzgel bereitete, suchte er mitzuteilen; so entstand sein noch heutigen Tages gern gelesenes Buch „Geist der Kochkunst“. Curtius sagte mir einmal allen Ernstes: es hätte sich schwer entscheiden lassen, ob Rumohrs Kunstsammlungen oder Küche und Keller höheres Lob verdienen.

Die Hansestadt Lübeck hat nicht nur dem großen Kunstkenner viel zu danken für Erhaltung mancher Altertümer und Denkmäler, sondern noch speziell für seine Entdeckung und rechtzeitige Begünstigung eines jungen Dichtertalentes. Rumohr war es, der den König Friedrich Wilhelm IV. auf Geibel aufmerksam machte; was er für ihn auswirkte, habe ich in meiner Biographie „Emanuel Geibel, Sängler der Liebe, Herold des Reiches“ klargelegt, darin auch bemerkt, daß der Dichter für seinen „Meister Andrea“ den Stoff fand in Rumohrs „Italienischen Novellen von historischem Interesse“. Den Preußenkönig kannte Herr von Rumohr schon als Kronprinzen und hatte die Ehre gehabt, ihm die Kunstschätze in Siena und Florenz zu zeigen. Fortan wurde er oft um Rat befragt bei Neuerwerbungen für das Berliner Museum, ja er war als Direktor der königlichen Gemäldegalerie in Aussicht genommen. Doch seine Unabhängigkeit ging ihm über alles. Gern



W. W. W.

Nach einer Selbstzeichnung.

acceptierte er dagegen die Mitgliedschaft bei der Königlichen Akademie. Das Vertrauen Friedrich Wilhelms IV. genoß er in höchstem Maße bis zuletzt. In Berlin verkehrte er nicht bloß am Hofe; die geistvollen Kreise der Bettina von Arnim und Rahel Barnhagen von Enke besuchte er mit Vorliebe. Die persönliche Bekanntschaft der erstgenannten originellen Frau hatte er bereits in München gemacht unter den Auspizien Goethes, worüber mein Buch „Bei Goethe zu Gaste“ neue Mittheilungen enthält. Ein Billet von ihm an sie, das ich nachträglich fand, charakteristisch für beide, lautet: „Wenn es Ihnen recht ist, werthe Freundin, so komm' ich den Nachmittag um vier oder etwas früher zu Ihnen. Den Morgen hindurch bin ich noch in meinem Geschäfte, denn Sie müssen wissen, daß meine Seele nun bald in Papp und Leder gebunden wird, das ist noch schlimmer als Schmetterlings-Puppendeckel; Papp und Papp mag am Ende wohl auf Eins herauskommen. Leben Sie wohl! Fast hätte ich Sie gestern bei Savigny noch gesucht, konnte doch nicht zum Entschluß kommen.“ — Nicht minder interessant ist eine ungedruckte Zuschrift Ruhmors an Rahel, Berlin, 21. März 1832: „Recht vielen Dank für Ihre geistreiche Deutung und Auslegung meines Jornes! Ich fühle, daß es Ihnen Ernst ist, daß Sie nicht etwa bloß über den geselligen Verstoß mich trösten wollen, den ich eben — so kindisch bleiben wir Menschen! — noch immer nicht verschmerzen kann. — Es lag etwas Behagliches in unserem gegenseitigen Lauern, an welchem gelegentlich auch Fürst Büdler Theil nahm; und nur eine rechte Störung, das wilde Wesen auftreten zu sehen, mit allen Incidentien. Niemand weiß A. besser zu würdigen als ich; aber auch, daß sie nur ein tête-à-tête aushält, schon durch die dritte Person in der Gesellschaft zu Gekereien hingerissen wird, welche kaum zu ertragen sind, wenn man nichts vor hat, wie viel weniger, wenn man auf interessante Bekanntschaften sich einläßt. — Geneigt wäre ich, da es mit meinem Fuße etwas besser steht, diesen Abend auf ein Stündchen zu Ihnen zu fahren. Wenn ich oben Niemand finde, wär's mir gar recht, da ich mich vor der Hand noch gar nicht gern zu produciren wünsche.“

Trotz hoher Ziele und edelster Bestrebungen, bedeutender Leistungen, freundschaftlicher Beziehungen zu den Besten seiner Zeit und eines uneingeschränkten Lebensgenusses ist Karl Friedrich von Rumohr ein armer Reicher gewesen. Das liest man schon zwischen den Zeilen in dem Nachrufe Poels. Wahrhaft ergreifend aber verkündet es ein alter Brief, der vor mir liegt, vom 25. Januar 1838. „Rumohr von Nothenhäusen kam zu mir“, schreibt eine durch Geist und Gemüt ausgezeichnete Lübeckerin, „bat sich eine Tasse Thee aus und war so liebenswürdig, ja es schien ihm so behaglich, daß es uns Allen auch ganz wohl bei

ihm war. Ich kann gar nicht sagen, wie wehmüthig mir das Ganze war. Erst war ich allein, da erzählte er mir sein Leid, den Unsegen der Familie von Jugend auf, und wurde dabei so ergriffen, daß ich nur alle Mühe hatte, nicht in Thränen auszubrechen. Ich sagte ihm, was sich denn so sagen läßt, wenigstens einige herzliche Worte. Dann kamen die Kinder, er war so gemüthlich und unbefangen mit Allen; die Götter spielten um ihn herum, er herzte und küßte sie, zeichnete ihnen was vor, dabei schien die Sonne freundlich ins Zimmer. Mir war's so eigen und weh, und ich dachte nur: wenn er eine gute und noble Frau getriegt hätte und Kinder, die er lieb hätte, wie anders es mit dem armen Manne stände, dem nun all sein Geist und Gaben, Wohlhabenheit, Bekanntschaft und was sonst nicht all, nicht das einfachste friedliche Glück zu ersetzen im Stande sei. — Einmal sagte er: „O, wäre ich ein Handwerker geboren, der von seiner Hände Arbeit hätte leben müssen!“ dann: „o, wäre der Tod jetzt mein Loos!“ — Ja, ich halte was von Rumohr, ganz abgesehen von dem, was er vor der Welt ist und gilt.“

Auf der Reise von Lübeck in ein Böhmisches Bad überraschte ihn der Tod plötzlich am 25. Juli 1843 zu Dresden; vom Schlage getroffen sank er mit dem Rufe: „Kinder, betet für mich!“ in die Arme seiner Diener. Die Nachricht von seinem unerwarteten Heimgange erregte in der gebildeten Welt allgemeines Bedauern, in Deutschland wie in Italien. Um ihn trauerten persönlich drei kunstbegeisterte Könige, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Ludwig von Bayern und Christian VIII. von Dänemark.

Die freie und Hansestadt Lübeck verlor in Rumohr ihren vornehmsten, für Kunst und Altertum unermüdehlich tätigen Mitbürger. Besonders tief bewegt war Emanuel Geibel. „Ich hätte ihm so gern noch etwas zu Liebe gethan“, gestand er, „um mich hat er das Beste verdient. Möge er den Frieden finden, den er hier sehnsüchtig gesucht, und immer vergebens! Es war doch viel Liebe in ihm, wenn auch oft seltsam verpuppt und überkleidet, — unbesriedigt bei äußerem Reichthum, durstig bei innerem; ein glänzender Stern, aber ein Irrstern. Nochmals: Friede mit ihm und ein treues, liebevolles Andenken in unserem Herzen!“

Bettina von Arnim und Markus Niebuhr.

Die Gestalt einer der genialsten Deutschen Frauen tritt uns hier anschaulich vor Augen: Elisabeth von Arnim geborene Brentano, gewöhnlich Bettina genannt.

Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Barthold Georg Niebuhr, dem Vater der Römischen Geschichte und Preussischem Vertreter am Vatikan, brachten es mit sich, daß sie sich von ihm, bei seiner zweiten längeren Anwesenheit in Berlin nach der Rückkehr aus Italien, während des Winters 1824 auf 1825, viel von seiner Gattin und seinen Kindern erzählen ließ. Diese weilten bereits zu Bonn am Rhein, wo der ehemalige Gesandte fortan als Professor sich ganz der historischen Wissenschaft und akademischen Lehrtätigkeit zu widmen gedachte.

Mit besonderem Stolge sprach Niebuhr von seinem einzigen Sohne, dem am 1. April 1817 in Rom geborenen Markus, der ein sehr aufgeweckter Knabe von ungewöhnlicher Begabung war. Bettina, „das Kind“, hörte mit dem ihr eigenen lebhaften Interesse für alles Außerordentliche die begeistertsten Mitteilungen des Vaters von den künstlerischen Talenten seines Sprößlings an. Ihrer impulsiven Natur entsprechend, schrieb die originelle und geistreiche Frau, bald nach der Abreise ihres alten Freundes nach Bonn, im Mai oder Juni 1825, dem kleinen Jungen den folgenden naiven, dem Verständnis eines kindlichen Gemütes freilich nicht durchweg angepaßten Plauderbrief:

Lieber Markus, ich kenne Dich schon ein wenig durch Deinen lieben Vater, der Dich sehr lieb hat und oft nach Dir und Deinen Geschwistern gesehzt hat, weil er nirgendwo glücklich seyn kann als nur bei Euch. Ich wollte, wir wären Alle in einer Stadt, dann müßten wir Deinen Vater nicht entbehren, wenn er sich glücklich fühlt. Hier hat ihn jedermann lieb und mögte ihn nicht weg lassen; aber keiner hat ein Recht an ihn wie seine sieben Kinder, die sehr glücklich sind einen solchen Vater zu haben. In Griechenland haben die Kinder

Gaebery, Was ich am Wege fand. N. 5.

auch zu den Göttern für ihre Eltern gebetet um Schutz in Gefahren und um langes Leben. Die aber, welche ausgezeichnet edle Eltern hatten und die im Staat als solche anerkannt waren, hatten das Recht, öffentlich den Göttern zu danken, daß es grad diese Eltern waren, von denen sie abstammten. Du kannst also sicher dieses Gebet auch beten, lieber Markus, denn Du bist vor vielen andern, ja vor tausend und tausend Kindern glücklich. Und ich kann mir's recht denken, wie Du vor Freuden außer Dir seyn wirst, wenn Du den Vater wiedersehst; und wenn Du diesen Brief liest, wird er Dich schon eine ganze Weile in seine Arme geschlossen haben.

Du liebst die Kunst und zeichnest recht viel, und was ich von Dir gesehen habe, gefällt mir sehr wohl.*) Denn ich weiß wie schwer es ist. Ich bin auch sehr eifrig im Zeichnen, allein ich habe, wie ich noch so jung war wie Du, gar keine Übung gehabt, und nun muß ich mich sehr besinnen, wenn ich etwas machen will. Der Gummi ist mein bester Freund, wenn der nicht wär', so würden die Leute mich auslachen, daß ich so zeichnenlustig bin; aber ich wünsche immer aus und zeichne so lange, bis es etwas natürlich aussieht, und sehe mich fleißig nach den Menschen um, die (!) ich begegne, wie ihre Glieder gebaut sind; und solche Knaben wie Du, die meine Söhne sind, halten mir oft Stundenlang still, damit ich nach ihnen zeichnen lerne; so mache Du es nur auch und male Deine Schwestern ab, wenn es auch nicht so ganz ähnlich wird, man lernt dabei die Natur des Menschen in sich finden und wird später ganz sicher und kann alle Gedanken gleich entwerfen. Dazu hält man sich ein Skizzenbuch, deren Du gewiß in Rom manche gesehen. Das beste aber ist ein Zwickbüchlein, das ist ein solches, was man immer bei sich haben muß, woran ein Bleistift und auch ein Federmesser fest gemacht; und wenn Du spazieren gehst und siehst ein Blümchen oder Kräuter und Gras, was Dir besonders schön deucht, so setze Dich nieder und zeichne es geschwind und nur flüchtig auf, das nennt man gezwickt, wenn man der Natur etwas abstiehlt, und darum heißt ein solches Buch ein Zwickbüchlein. Es ist solches Buch sehr viel werth und kann Einem beim Malen größerer Bilder sehr viel helfen, indem man sich der Natur dabei viel deutlicher erinnert, als bei besser ausgeführten Bildern, die man nicht selbst gemacht hat.

*) Markus Niebuhr hat als junger Mann noch ziemlich viel und recht gut gezeichnet. So illustrierte er im Sommer 1834 Weibels wunderfeine Historie vom Veringsjalat; vgl. darüber Gaedery, „Emanuel Weibel“ S. 85 folg. Später, als Niebuhr äußerlich und innerlich so sehr in Anspruch genommen war, hörte diese künsterliche Betätigung auf; nur auf Reisen hat er noch Skizzen gemacht.



Deina Geschiedenis
Bettine von Arnim.

Ich schicke Dir hier eine kleine Katzenfamilie, die ist gewiß auch vom berühmten Katzenraphael der Natur abgestohlen und dann aus dem Zwischbüchlein wieder abgemalt. Dein Vater hat Dir schon mehrere Blätter, die diesem ähnlich sind, geschickt, worunter aber hoffentlich diese nicht ist, so wird es Dir Freude machen, die ganze Kolonie beisammen zu haben; verliere nur ja solche Sachen nicht, sondern sammle Dir Alles, wenn es auch noch so schlecht scheint, wie zum Beispiel diese Bilderbogen, die ich Dir noch mitschicke; wenn sie nur an die Natur erinnern, so sind sie Einem unverhofft von großem Nutzen.

Ich höre auch, daß Du ein Dichter werden willst, und so merke ich wohl, daß Du alles Große und Schöne so sehr liebst, daß Du es in Deiner Seele und in Deinem Herzen einheimisch machen mögest. Dieses ist wohl der Wunsch von Vielen, und jeder Mensch sehnt sich danach, selbst wenn er es nicht weiß; denn man ist nur dann mit sich einig, wenn man nach dem Besten strebt; die Kunst und die Poesie sind gewiß das himmlischste, wenn auch noch manches Andere den Anspruch macht das Beste zu seyn. Ich wünsche Dir daher Glück, daß Du schon so früh ein so himmlisches Ziel im Auge hast, und darum hab' ich Dich auch recht lieb. — Wenn die Linde noch an ihrer Blüthe ist, da schwärmen die gierigen Bienen heran und drängen sich, sie fliegen unbefriedigt hin und her; wenn aber der nächste Morgen ihre Blüthen erschlossen, da mischt sie ihren Honig mit dem jungen Thau und träufelt allen Sättigung und Fülle. So will ich Dich auch von Freunden umschwärmt wissen, denen Du Treue und Zuversicht einst in Deiner Blüthe überschwänglich belohnen mögest. Dies wünscht Dir

Deine Freundin

Bettine von Arnim.

Ob die Zeichnung von Gottfried Mind, in seiner Heimat der Berner Friedli, in der Kunstgeschichte der „Katzen-Raphael“ genannt, den Franz von Sauty in einer gleich betitelten Novелlette verewigte, ob die Erzählung des Vaters von der klugen und kinderlieben Dame, der Jakob Grimm seine Kindermärchen widmete, ob der Brief an und für sich, den der jugendliche Empfänger oft gelesen und immer besser verstehen gelernt hat, oder ob alles zusammen es bewirkte: schon früh faßte Markus Niebuhr eine schwärmerische Verehrung und ein unbegrenztes Vertrauen zu Bettina, mit der er später in nahe Verührung treten sollte.

Östern 1827 wurde ein Hamburger Philologe, Johannes Classen, der nachmalige ausgezeichnete Gelehrte und Scholarch, sein Erzieher.

s*

Er hatte sich als Privatdozent in Bonn habilitiert, dann in Kiel, wohin auch der alte Niebuhr mit seiner Familie im Sommer 1828 für eine Zeitlang gegangen war. Doch begegnen wir ihm und den Seinen bald wieder in der Rheinischen Universitätsstadt, wo er am 2. Januar 1831 starb. Classen erhielt Ostern 1832 eine Oberlehrerstelle beim Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin. Wahrscheinlich wird während dieses Berliner Aufenthaltes Markus Niebuhr, der bei Classen in Pension war, zuerst Bettinas persönliche Bekanntschaft gemacht haben, freilich vorläufig nur eine flüchtige und von kurzer Dauer, denn bereits ein Jahr darauf übersiedelte er mit seinem Mentor, der eine Professur am Katharineum in Lübeck angenommen hatte, nach der freien Hansestadt.

Hier hatte Markus Niebuhr das Glück, an seinem Mitschüler Emanuel Geibel einen intimen Freund zu finden. Beide waren gleichzeitig Primaner, nur mit dem Unterschiede, daß Geibel, der anderthalb Jahre ältere, geboren den 17. Oktober 1815, ein Semester vor ihm die Universität bezog, und zwar Bonn, wohin er ihm im Herbst 1835 folgte, von seinem Kommilitonen sehnsüchtig erwartet. „Der junge Niebuhr“, jagt Goedete, „war von einer Tiefe des Wissens, einer Redlichkeit des Charakters und einer Heiterkeit des Geistes, daß er für eine bedeutende Stellung in der Welt geschaffen schien.“ Auf Geibel hat er den größten und besten Einfluß geübt, wie ich im fünften Kapitel meiner Biographie: „Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches“ nachgewiesen habe. Die beiden Jünglinge verband die durch Classens Beispiel genährte und zu voller Begeisterung entflammte Liebe für Goethe. Schon als Schüler hatten sie seine Werke eifrig gelesen, die Dramen mit vertheilten Rollen.

Gerade in ihre Bonner Studienzeit fiel das Erscheinen von Bettinas Korrespondenz mit dem Dichtersfürsten. Man kann sich vorstellen, welche Aufregung „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ verursachte, worüber man in dem oben erwähnten Werke charakteristische Bekenntnisse nachlesen möge. „Die arme Bettina ist hier arg verrufen“, schrieb damals der junge Niebuhr: „Die Besten wollen von dem Buch nichts wissen; aus Troß habe ich es mir mit Geibel zusammen angeschafft. Heute hörte ich einen kleinen Westphälischen ungarischen Professor sagen: die erste Hälfte des ersten Bandes sei amüßant, nachher werde das Buch langweilig! Das war ein kleiner, vertrackter Himmelsstürmer, einer von denen, die meinen, sie haben den Pelion auf den Ossa gesetzt, wenn sie ein paar Pflastersteine zusammengeschiebt, und Helios vom Himmel geschmettert, wenn sie eine Gassenlaterne zertrümmert haben. Meinen solche Leute, der stärkste Gegensatz ihres eigenen Wesens sei die Längeweile, hat das Kerlchen allerdings recht! Wenn diese Leute im Fege-

feuer sitzen und oben den Gesang der Cherubim hören, werden sie den auch langweilig finden, weil sie ihn nicht verstehen. In den Briefen eines Kindes ist auch Engelsgesang; und wenn die Leute sagen: das Kind lügt, ei, warum sagen sie nicht auch: Goethe lügt in Wahrheit und Dichtung?! Und soll in Briefen bloß Erzählung des Erlebten Platz finden? warum nicht auch Phantasiebilder, in denen erlebte Gefühle und Seelenlagen ausgesprochen werden; räumt man das ein, kann man dann eben so gut sagen, Mignon und Ottilie sind erlogen, als der Spanische Schiffer, und die Nächte im Freien usw. — Den Goethianern arbeitet hier eine mächtige Majorität entgegen, nicht am wenigsten Tante Lene Jacobi.*) Diese, achtzig Jahre alt, von vielen Verlusten noch in der letzten Zeit hart betroffen, Rest einer Zeit, die der unsrigen so fremd ist, wie die Zeit Augusts den Zeiten, da Longobarden, Griechen und Sarazenen sich um das zerfleischte und barbarisirte Italien rissen, umgeben von drei jüngeren Generationen, hat dennoch eine bewundernswürdige Elastizität und Kraft des Geistes behalten, so sehr, daß die flüchtigsten Erscheinungen des Tages ihre Aufmerksamkeit erregen. Dabei aber hält sie mit erstaunlicher Konsequenz an den ältesten, vielleicht sechzigjährigen Vorurtheilen fest.“

Im Sommer 1837 setzte Markus Niebuhr seine juristischen Studien an der Universität Berlin fort. Sein Vormund und väterlicher Freund war der Justizminister Friedrich Karl von Savigny, der eine Schwester Bettinas zur Frau hatte. So ergab sich von selbst die engste Verbindung mit seiner Gönnerin. „Am liebsten verkehre ich bei Arnims“, berichtete er am 22. Juni einer Landsmännin. „Savigny liebe ich zärtlich, habe aber eine gewisse Angst vor ihm; vor der Arnim braucht man sich nicht zu scheuen, und doch ist es ein Umgang, bei dem man sich zusammennehmen muß. Ich muß ihr bei der Englischen Übersetzung helfen, eine harte Geduldprobe; ich trage es indes gern, da sie mir sehr gut ist, und ich sie sehr liebe und achte. Über Wenige ist so schändlich gelogen, und Wenige sind so falsch beurtheilt worden. Sie

*) Ueber sie, die Schwester des Philosophen Friedrich Jacobi, enthält Goethes Briefwechsel mit einem Kinde mehrere Mittheilungen; besonders amüßant ist folgende Episode: „Ich wußte es Jacobi begreiflich zu machen, daß ich ihn lebenswürdig finde, als auf einmal Tante Lenens vorjorgende Bosheitspflege der feinen Gefühlstokerie einen bösen Streich spielte; sie holte eine weiße langgestricke wollene Zipfelmütze aus ihrer Schürzentasche, schob sie in einander und zog sie dem Jacobi weit über die Ohren, weil die Abendluft beginne rauh zu werden, gerade in dem Augenblick, als ich ihm sagte: Heute versteh ich's recht, daß Sie schön sind, und er mir zum Dank die Rose an die Brust steckte, die ich ihm gegeben hatte Jacobi wehrte sich gegen die Nachtmütze, Tante Lene behauptete den Sieg, ich mochte nicht wieder aufwärts sehen, so beschämt war ich.“

hat das beste Herz von der Welt, und nicht allein eine überreiche Phantasie, sondern auch einen sehr scharfen und treffenden Verstand, der auch in Dingen des gemeinen Lebens richtig sieht, wozu sie ihn nur selten anwenden mag. Des Abends sind immer viele junge Leute da, die ihren Töchtern mehr oder weniger den Hof machen: diese sind recht hübsch, lebendig, klug und sind sehr reizend durch eine große Unschuld, mit der sie sich über viele Schranken des geselligen Lebens hinwegsetzen, ohne auch im Leisesten den feinsten Anstand zu verletzen. — Seit ich hier bin, kommt Geibel auch ziemlich oft zu Arnims.“ Derselbe hatte seine Wahl zum Prinzeninstruktor nach Athen in erster Linie Bettina zu verdanken. Hierüber meldet Niebuhr am 20. März 1838: „Von Berliner Personen und Geschichten mündlich besser; nur die Bemerkung, daß Bettina bei Geibels Beförderung sich wieder ganz in ihrer Vorzuefflichkeit gezeigt hat.“

Beachtenswert ist noch Niebuhrs Mitteilung über Bettina vom 8. Juli desselben Jahres: „Aus Berlin ist um diese Zeit Etwas in Hamburg angelangt, das Sie müssen zu fassen suchen: ein Brief der Frau von Arnim an Cyndikus Sieveking, um ihn zu bitten, zu einer Lotterie für einen trefflichen wahnsinnigen Maler mitzuwirken: einer der schönsten Briefe, den sie je geschrieben hat.)* Bitte, machen Sie auch in Lübeck die Reichen darauf aufmerksam; es ist ein sehr schönes Landschaftsbild zu gewinnen. Das Loos kostet einen Louisd'or und ist von Cyndikus Sieveking, wenn der sich der Sache freundlich annimmt, zu bekommen. Der unglückliche Blechen**) war Ladenjunge; die Nächte durch zeichnete er die schönsten Stücke. Eine Schneidermamsell, zehn Jahre älter als er, gab ihm Geld zur Ausbildung und einer Reise nach Italien unter der Bedingung, er solle sie heirathen. Was er in Italien begeistert aufgefaßt, malt er mit unglaublicher Friische und Gluth der Tinten; seine Bilder werden jetzt mit dem drei- und vierfachen des Einkaufspreises bezahlt. Das kommt ihm aber nicht zu Gute. Er ist unterdeß dem Verhungern nah, weil er nicht mehr malen kann, da seiner Frau Behandlung und das unwürdige Leben mit der rohen Person seinen Geist zerrüttet und schlechte Behandlung im Irrenhause, in dem er fünf Monat war, ihn völlig in ein dumpfes Brüten versetzt hat, aus dem nur Trennung von der Frau und Zerstreuung ihn vielleicht noch herausreißen können.“

*) Er hat sich bisher, trotz wiederholter Nachforschungen, in der Familie Sieveking nicht gefunden.

**) Bettinas Schützling, der Landschaftsmaler Karl Blechen, Mitglied der Berliner Akademie, sollte von seiner Gemütskrankheit nicht genesen; er starb bald darauf, am 23. Juli 1840.

Nachdem Niebuhr im Mai 1839 beim Kammergericht als Auskultator eingetreten war, begab er sich am Ende des Sommers nach Halle, wo er als Referendar am Landgericht arbeitete und den längst gehegten Entschluß befestigte, nicht die Universitätslaufbahn zu ergreifen, sondern zur Regierung überzugehen.

Schon vier Jahre früher hatte er einer vertrauten Freundin bekannt, nach gründlichem Versenken in die historischen Werke seines Vaters: „Ich lese die Römische Geschichte; sie ist keine leichte Lectüre und erfordert die ganze Kraft des Nachdenkens. Denn man muß die Kritik jedes einzelnen Punktes studiren, um das Resultat zu verstehen: steile Berge ertlimmen, um freie Aussicht genießen zu können; aber wie prächtig und belohnend ist diese, und der Weg geht nicht immer über Klippen, auch über manche schöne Au! Die Erzählungen ergreifen mich tief: Vaters herrliches, dichterisches und ganz reines Gemüth strahlt in jedem Wort. Ach, ich war seine Hoffnung, überhäuft mit seiner Liebe, wie es mir jetzt erst recht klar wird . . . Ich kann jetzt kein großer Mann werden; ich habe meine schönen, frischen Kräfte verschwendet und meine Sinne zu sehr an das Gütliche und Richtige gehängt; die redlichste und tüchtigste Anstrengung meiner Kräfte kann mich nur dazu führen, ein geachteter Beamter zu werden, der seinem Könige und Vaterlande nützt; nur dahin wird sie mich leiten, meinen Vätern keine Schande zu machen: dies Ziel steht vor mir, kein höheres und glänzenderes; aber nach diesem will ich auch redlich streben. Meine Laufbahn wird eine stille und bescheidene sein; wenn nur Unglück und Gewissensbisse mich auf ihr nicht verfolgen. Meine geheimen Wünsche stehen allerdings nach Ruhm und Ehre, aber eine strenge Prüfung meiner Kräfte läßt nur jenes bescheidene Ziel zu. Das kann ich erreichen.“ Das klingt immerhin noch sanguinisch und jedenfalls nicht so pessimistisch, wie seine etwas sarkastische Äußerung vom 30. Mai 1840 an die Freundin: „Daß der Aufenthalt in Berlin Ihnen ein sehr angenehmer gewesen ist, kann ich mir wohl denken; denn auf kurze Zeit muß das sehr erregte dortige Leben freilich interessant sein. Auf die Länge ist es anders, wenn man erst anfängt, Blicke in die Verhältnisse und die einzelnen Persönlichkeiten zu thun, wobei unglaublich viele mit Pfauenfedern geschmückte Sträßen zum Vorschein kommen. Als junger Mann gehe ich um keinen Preis wieder nach Berlin; als älterer Beamter sehr gern. Doch ich sehe es kommen, daß, zur Strafe für meine Liebhaberei an kleinen Städten in der Jugend, ich in immer kleinere Nester gerathen werde und endlich in einem Polnischen Loche sterben, in dem ich der einzige Mensch bin, der Wasser äußerlich braucht. Mein nächster Schritt wird mich schon ziemlich weit abwärts führen; denn Ostern gehe ich nach Merseburg oder Gumbinnen.“

Markus Niebuhrs Aussichten standen in Wirklichkeit besonders günstig, da der Kronprinz für ihn als den Sohn seines Vaters viel Wohlwollen hegte und es schon wiederholt bekundet hatte; zudem war ihm seine Persönlichkeit sympathisch.

Zu diese Zeit der Unentschiedenheit und des Schwankens, der Unzufriedenheit und des Zweifels fällt ein Antwortschreiben Bettinas an ihn, vom 2. Oktober 1840, worin sie über Persönliches und Politisches in buntem Durcheinander plaudert. Im Vordergrund steht ihre Sorge um die mit Feuereifer von ihr betriebene Berufung von Jakob und Wilhelm Grimm, derentwegen sie keine Schritte scheute, bis an die Stufen des Thrones, den inzwischen der Kronprinz als König Friedrich Wilhelm IV. bestiegen hatte. Zu Gunsten der „Göttinger Sieben“ war in Leipzig ein Verein gebildet und das Grimmsche Bruderpaar von dem Weidmannschen Verlag daselbst für das Deutsche Wörterbuch gewonnen worden. Da Bettinas Bemühungen, Grimms in Berlin den ihnen gebührenden Wirkungskreis zu eröffnen, noch immer keine greifbare Gestalt, trotz offenkundigen Interesses von Seiten des Kronprinzen, anzunehmen schienen, grollte sie und wollte die Brüder fürs erste lieber Leipzig gönnen. Indes mit dem Regierungsantritt des Königs kam die Sache endlich in Fluß, wobei der unerschrockenen und enthusiastischen Vorkämpferin der Berliner Universitätsprofessor Karl Lachmann, der hervorragende altklassische und altdeutsche Philolog, tatkräftig jetunderte. Er berichtete an seinen Fachgenossen Moriz Haupt in Leipzig am 21. November 1840, daß der Kultusminister Eichhorn ihm vor zehn Tagen gejagt habe, was er an Grimms geschrieben, und daß sie annehmen wollten. „Hierher scheinen sie nur an die Arnim geschrieben zu haben.“

Übrigens war Bettina damals mit ihrem geliebten König nicht zufrieden. Verschiedene Vorgänge bei den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg erregten ihren Unwillen, die Reden des neuen Herrschers, sowie die Nichterfüllung der alten Verfassungsversprechungen bei dem Landtagsabschied in Königsberg enttäuschten ihre freimüthigen Erwartungen. Die Huldbigung im Berliner Schlosse war zum 15. Oktober anberaumt, wozu sie, um ihrer Töchter willen, von ihrem Gute Wiepersdorf nach Berlin abzureisen im Begriffe stand. Nicht minder fesselte mancherlei Äußerungen rein privater Natur. Bettina nimmt kein Blatt vor den Mund; unverblümt kritisiert und debattiert sie in Bezug auf das ihr bei aller persönlichen Theilnahme nicht ganz sympathische und verständliche Leben und Streben von Markus Niebuhr, dessen momentane unbehagliche Stimmung freilich bald darauf in eine hoffnungsfrohe, aussichtsvolle sich verwandelte durch seine Verlobung mit Anna von Wol-



M. Niebuhr

Nach einem Bildnis im Besitze der Familie von Niebuhr.

zogen, der Enkelin der aus Schillers Leben bekannten Frau von Wolzogen auf Bauerbach.

Bettinas Feilen nun lauten folgendermaßen:

Guter Liebuhr, grad ist die Feder im Lauf, wo ich Ihren Brief erhalte. Ich überspringe die erste Seite und komme zur Mitte der andern und frage: was berechtigt Sie zu glauben, ich empfinde Langeweile bei solchen Menschen, die anscheinend kalt ich doch für meine wahreren Freunde halte, und mir gefallen die andern aufstrebenden Sprudelnden besser? — Das sind Ihre eigenen Worte. Verweilen wir nicht dabei. Sie selbst müssen's im Gedächtniß noch haben, daß ich von jeher Ihnen nicht nur allein Rede stand, sondern auch oft der Erguß meiner eigenen Anschauungen, die mich grad gepackt hielten, Ihnen nolens volens zuströmte; und wenn wir von Langeweile reden wollen, so kann ich mich rühmen, daß ich sie eher in Ihnen weckte mit dem ewigen Geschwäg von dem vertrackten Lachmann pp., und daß Sie deswegen gefälligst mieden, mir so oft in den Weg zu kommen, als sonst wohl geschehen sein würde. Nun, dieser Lachmann hat mir doch endlich zur glücklichen Entwicklung über Grimms Verhältnisse zum Staat und Mitgelehrten geholfen, deutlich, energisch, abgerundet, triftig, unwidersprechlich; dem König hab' ich's zugeschiekt mit allen Vorwürfen an die absurden Widersprüche der Zeit, als sich eben die letzte Blüthenkrone des Kronprinzen abblätterte und er zur Königskerze aufschloß, die aber bis jetzt ihr Licht in dieser Angelegenheit noch nicht leuchten ließ; im Gegentheil hat sie sich hier gewaltig verdunkelt, obchon mir von ihm als Kronprinz ein himmlisch schöner begeisterter Brief hierüber zugekommen war.

Um in der Reihe Ihrer brieflichen Angelegenheit zu bleiben, komme ich auf sie zurück und frage: Warum Sie sich einbilden, daß Sie nicht mehr in meine Familie passen würden? — Und Warum Sie, die größte Scheu vor Berlin haben? Hat man Ihnen je was dort zu nahe gethan? — und wenn auch, sind Sie nicht ein Mann, der wie Ihr Vater dazu berufen ist, sich selbst zu behaupten? wie jeder, der groß Denken, groß Handeln für den einzig wahren Beruf seines Lebens hält. — Und in der Welt ist da kein Halle, kein Berlin von einander verschieden. Es ist grad, wie wenn Einer sagt: gehen will ich zwar, aber keinen Fuß vor den andern setzen; denn grad mein erster Schritt würde mich veranlassen, die Beine von einander zu bringen, und die sind doch jetzt so schön aneinander gewöhnt. — Nicht wahr, es ist eine Dummheit von Ihnen, daß Sie meinen, Sie möchten nicht nach Berlin? — Wären Sie noch vor

Neujahr dahin gekommen, ich würde Sie mit ‚sprudelnden Köpfen‘ bekannt gemacht haben, die Ihre Sehnsucht, sich über den Staat zu orientiren, vollkommen befriedigt haben würden, und Ihre Gedanken, über deren Verpuppung Sie klagen, würden sich in dieser Beziehung als freie Schmetterlinge in die Lüfte geschwungen haben, dafür stehe ich Ihnen.

Eigentlich schmeichelt's mir, daß Sie das Bedürfniß empfinden, grad mit mir sich über den Staat zu unterhalten, da ich doch ein Confusionsrath bin; aber ich merke, Sie schnuppern nach loyaler Luft; der Geist Deines Vaters, mein Freund, schwebt über Dir hin. Seine Liebe zu seinem Marcus, der ihm oft das Höchste zutraute, sie dringt durch die Nebel jener Geist erstickenden Politik und fragt: Auch Du, mein Marcus? — und auf diese Frage in Ihrem Gewissen mit reiner Schrift von des Vaters heiligem Enthusiasmus geätzt in das einzige Pfand, was er der Welt hinterließ, hoffend, ja vertrauend, die große Gesinnung der Römer werde in ihm zum Licht sprießen, ja auf diese Frage, lieber Niebuhr, wagen Sie wohl nicht mit lauter Stimme zu antworten! — Ich dächte, Sie fürchteten nicht den Laut, den eingeborenen Ihrer Ahnen, und ließen ihn begeistert widerhallen und vertrauten und freuten sich des Vaters Stimme in der eignen Brust. Frei sein im Geist, frei im Gemüth, frei im Willen: was kann ich anders predigen? gegen Ihre Melancholie, deren Sie sich anklagen? — Was ist Beengung? Was ‚Verstimmung‘ und unerträgliche Empfindung des Daseins anders als Gefühl, daß die Macht des Willens nicht den inneren Forderungen gewachsen sei? sonst, wie könnte denn nur von Melancholie die Rede sein in einem Moment der Umwälzung, wo das Gefühl des Rechts so mächtig in Anspruch genommen ist.

Sie meinen, ich werde wohl über die Königsberger Ereignisse anders urtheilen als Sie; doch mögen Sie mich gern darüber reden hören? Lassen Sie sich ein paar Worte eines Dritten an mich abschreiben hierüber: Wenn Einem die ausgeblasensten Eier als frisch vorgesetzt werden, der wurmstichige Apfel der Unredlichkeit unter dem fromm-glänzenden Tuche der Pietät zum hundertsten Male wieder aufgetischt wird, dann hätte man ein Recht zum Fluchen, aber der Fluch bleibt Einem in der Kehle stecken. Das ist der Dank für unsere Bärtlichkeit. Haben wir ihn nicht geliebt wie ein schönes Kind, auf das man alle seine unerfüllten Hoffnungen überträgt! Der Schein log, wir büßen nun für die Sünde, von einem Monarchen das letzte Heil erwartet zu haben, da die Vorsehung reinere Wege geht, und durch das Volk thun wird, was des Volks ist. Wir hin-

gegen suchten in unseren Wünschen feigere, schwache Vermittelungen, für das neue Leben die Geburtshilfe eines Fürstgeborenen — — was wär's, wenn in der Begeisterung Schlachtenblut vergossen die Erde befruchtete zu Heldencharakteren! was ist das gegen den Geistermord, der immer wieder mit jeder Festlichkeit und jedem Regierungsact in Deutschland begangen wird? —

Ich habe Ihnen mit Fleiß hier die Ansichten eines Andern ¹⁾ hingeschrieben und die meinen zurückgehalten, von denen Sie im voraus glauben, daß sie sehr von Ihrer Gesinnung abweichen werden. — Mit jenen, die Alle in ein Horn blasen, werden Sie doch wohl nicht einstimmen? — Nun denn, in der Harmoniefolge, der Reihe von Accorden, in welche meine Gesinnung eingreift, giebt's Wendungen und harmonische Auflösungen, in die Alles, was nicht falsch ist und die Gottgefällige Sprache des innern Bewußtseins nicht läugnet, mit einflingen muß. Werden Sie nicht falsch, lieber Niebuhr, ehe der Dreiklang Sie in seine Mitte fordert, lassen Sie die ‚Geschichte‘, die Muse Ihres Vaters, den gesegneten Einfluß auf Sie bewahren, von dem Sie mir schreiben, dann bin ich überzeugt: wir werden uns einst im Einklang wieder finden, und des Vaters Geist wird nicht wehmüthig erseufzend vor uns fliehen.

Sie fragen, was ich zur Ausstellung der Grimm meine, nämlich daß die bis jetzt nicht erfolgte? — Nun ich meine, daß ein Vock geschossen ist, — und was Sie meinen, daß persönliche Rücksichten, die Sie sehr wohl begreifen, hier im Spiel seien, so begreife ich diese auch, aber als absurd. — Die Grimm hab' ich dem König gegönnt, ich hätte gewünscht um seinerwillen, daß er sie an sich riße, jetzt streite ich mich mit ihm um ihren Besitz! — ich will sie ihm nicht lassen. Der Leipziger Verein mag sie noch einstweilen bewahren, und daß er es mit Feuer, mit Begeisterung thue, dafür laßt mich sorgen. O die Schweiz! die liebe Schweiz, sie nimmt auf, was wir nicht zu fassen, zu halten werth sind; und was in unserer Mitte geboren und groß gezogen, doch auch so wohlthätig auf uns wirken würde. Wir lassen unser geistiges Blut dahin fließen, und sie, die Republik, kommt wie eine barmherzige Schwester und wischt es auf und wärmt's und nährt's, und wir sehen zu und schämen uns nicht.

¹⁾ Vermuthlich Johann Jacobi zu Königsberg, praktischer Arzt, ein Mann von umfassenden Kenntnissen, großer Tatkraft und Begeisterung für die Menschheit, Recht und Wahrheit; er veranlaßte 1840 die bekannte Königsberger Petition. Die Flugchrift „Vier Fragen, beantwortet von einem Dispreußen“ (Leipzig 1842) verurtheilte eine Criminaluntersuchung gegen ihn, welche mit seiner gänzlichen Freisprechung endete. Bettina nannte diese Affaire in einem Briefe an den König „ein Trauerspiel in Ew. Majestät erstem Regierungsjahr“.

Sie fragen, was ich dazu meine, daß Sie gesonnen sind, dem Staate sich zu widmen? — Ich meine, der Staat verdient Ohrfeigen. Sind Sie nun eine solche für den Staat, dann werden Sie zu rechter Zeit an Ihrem Platze zu stehen kommen. Ja, lieber Freund, bilden Sie sich durch und sammeln Ihre Kraft, Ihre Selbstverläugnung, und helfen in Ihrer sogenannten ‚Staatslaufbahn‘ (ich würde es Hinfbahn nennen) ihn zur Besinnung bringen, dann könnte nichts Besseres zu des Staats Wohlfahrt geschehen; das heißt: helfen Sie den Staat frei machen von Despotismus, dann freilich sind und bleiben Sie der freie Mann, wo nicht, so rassen Sie, wie die andern, auch mit den eigenen Ketten und thun sich was drauf zu gut; das wär’ von Ihnen aber schlecht, während es von andern nur wahr-schaafig ist. —

Lassen Sie sich diese meine Zeilen im ersten Augenblick vom Empfang Ihres Briefes geschrieben als einen Beweis gelten meiner Achtung, meiner Liebe für Sie, und daß es mir nimmer gleichgültig sein würde, Sie nicht herzlich zu denen zählen zu dürfen, denen ich von Haus aus das Beste zutraue, erscheine es auch unter welcher Gestalt es wolle.

Wir reisen morgen nach Berlin, da meine Kinder auf dem Huldigungsball paradiren werden. Wie lange mein Aufenthalt dort dauern wird, weiß ich nicht. Über die Grimm wird sich’s doch entscheiden, hinter dem Berge halten kann man nicht lange. Adieu! Haben Sie was zu schreiben, so lassen Sie sich nichts abhalten und vertrauen Sie, daß mein Herz fähig sei, auch in jeder Epoche das reine Vertrauen würdigend aufzunehmen.

Ich und die Kinder grüßen herzlich Sie und die lieben Wolzogen.

am 2ten October.

Bettine.

Martus Niebuhr sollte wirklich eine „Staatslaufbahn“ und keine „Hinfbahn“ durchmessen. Er kam an die Regierung nach Merseburg, wurde seit 1848 in die politischen Arbeiten und Kämpfe hineingezogen und ein Jahr darnach in den besonderen Dienst des Königs, als Geheimer Kabinettsrat, berufen.

General Leopold von Gerlach schrieb 1853 an Bismarck: „Minister Manteuffel schließt jetzt Niebuhr dichter an sein Herz als mich“ und 1854: „Niebuhr ist sehr thätig und eifrig und hat sich, wie immer, geschickt und vortrefflich benommen.“ Fürst Bismarck selbst bemerkt in seinen Gedanken und Erinnerungen: „Als der König zu Anfang des Jahres 1854 das Ziel, mich zum Minister zu machen, direkter ins

Auge zu fassen begann, wurde seine Absicht nicht nur von Manteuffel bekämpft, sondern auch von der Camarilla, deren Hauptpersonen der General Gerlach und Niebuhr waren. Diese, ebenso wie Manteuffel, waren nicht geneigt, den Einfluß auf den König mit mir zu theilen.“

Der in höchstem Maße beschäftigte Günstling Friedrich Wilhelms IV. scheint später in keiner Privatkorrespondenz mit Frau von Arnim gestanden zu haben; allerdings ist kaum anzunehmen, daß obige Epistel die letzte gewesen sein sollte, wenn sich das Gegentheil auch nicht behaupten läßt. Jedenfalls besitzt die Familie bloß die beiden durch mich zum erstenmal veröffentlichten Briefe, welche der kürzlich verstorbene Sohn, Landgerichtsrat Gerhard von Niebuhr in Godesberg bei Bonn, mir übergab mit der Erklärung, sein Vater sei zu derartiger Korrespondenz wohl nicht mehr viel gekommen, er könne Mitteilungen über eine sonstige Fortsetzung der freundschaftlichen Beziehungen auch nicht machen, glaube aber, daß seine Mutter noch Frau von Arnim besucht habe; ganz dunkel schwebt ihm vor, als Kind einmal bei ihr gewesen zu sein.

Bettina entschlief am 20. Januar 1859. Zur Charakteristik dieser mutigen Deutschen Frau stehe hier noch eine Stelle aus ihrem bisher ungedruckten Schreiben an den General Kühle von Lilienstern*) vom 6. Februar 1846: „Gestern habe ich ein paar Spritzteufelchen in die königliche Nähe abgebroxt. Davon ein Mehreres mündlich. Sie können mir's glauben, daß ich mich darnach sehne, mit Ihnen zu seyn. Mit wem sonst könnte ich ein vertrauliches Wort sprechen von der Wahrheit der Dinge, wie sie sind, und wie sie seyn sollten?!“

Ihr, der idealen Verfechterin der Volksrechte, war der in den Adelsstand erhobene Markus Niebuhr zu sehr Höfling geworden, mit dem sie weder in politischen und sozialen, noch in religiösen Fragen mehr zu harmonieren vermochte. Indessen ihre Achtung hat sie ihm zeitlebens bewahrt.

*) Die Beziehungen Kühles zu Goethe habe ich in meinem Buche „Bei Goethe zu Gaste“ (Leipzig 1900) erörtert unter Mitteilung eines unbekanntes Goethe'schen Schreibens vom Jahre 1805. Aus der nämlichen Zeit datiert ein vor mir liegendes, ebenfalls noch nicht veröffentlichtes, bedeutungsvolles Billet des genialen, unglücklichen Heinrich von Kleist, damals in Dresden. Dasselbe lautet: „Mein liebster Kühle, schenke mir oder leihe mir, auf mein ehrliches Gesicht, zehn Thaler, zum Lohn für das, was ich Dir gestern gethan habe. Wenn ich auf Dich böse bin, so überlebt diese Regung nie eine Nacht, und schon als Du mir die Hand reichtest, beim Weggehen, kam die ganze Empfindung meiner Mutter über mich und macht's wieder gut.“ — Bemerkenswert ist auch aus Kühles Schreiben an seine Gattin geb. Henriette von Frankenberg, datiert Frankfurt den 3. Dezember 1813, der folgende politische Passus: „Zeit gestern ist Alles wieder anders! Morgen früh gehe ich mit dem Minister nach Karlsruhe. Napoleon wünscht sehrlich den Frieden — unter jeglicher Bedingung.“

Schon am 1. August 1860 verschied der einzige, hochbegabte Sohn von Barthold Georg und Enkel von Karstens Niebuhr. In den letzten Tagen seines schweren Leidens beschäftigte er sich noch viel mit seinem Vater. Die irdischen Gesichtspunkte aber waren zurückgetreten, es bewegte ihn die Sorge, ob sein Vater, der der Wahrheit des Evangeliums zwar keineswegs ablehnend gegenüber gestanden hatte, doch nicht zu einer freudigen Glaubensgewißheit durchgedrungen war, auch wohl der Seligkeit teilhaftig geworden sei; und es tröstete ihn eine Erscheinung, die er hatte, indem ihm das Bild seines Vaters von himmlischem Lichte umstrahlt entgegentrat.

August Bethmann-Hollweg schrieb dem Jüngling, fast dreißig Jahre früher, in sein Stammbuch unter Hinweis auf Paulus an die Korinther 1, 6: „Wir sind und bleiben verbunden, mein lieber Markus, ich bin's gewiß, nicht nur im Andenken Deiner theuren, unvergeßlichen Eltern, sondern in der Liebe zu Dem, an den auch sie geglaubt und den sie nun jelig schauen.“ Und Ernst Moriz Arndt trug damals mit dem Wunsche des schönsten Glückes diese Worte für freundliche Erinnerung ein: „Strebe, Deinen edlen Vätern ähnlich zu werden!“

Man darf wohl sagen, daß Markus Niebuhr mit Ernst und nicht ohne Erfolg darnach gerungen hat. Ihm hatte ja auch Bettina „von Haus aus das Beste zugetraut“.

Neues von einem alten Hamburger Dichter.

„Mich kennt mein Vaterland und sieht auf mich,“ so durfte Johann Diederich Gries, der einst vielgepriesene Nachdichter des Ariost, Calderon und Tasso, von sich sagen. Goethe, seines Lobes voll, rief ihm zu: „Heil dem Übersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt konzentrierte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!“

Gries war aber auch selbst ein guter Poet und als Mensch eine der markantesten Gestalten aus Karl Augusts goldener Zeit.

Um ihn in dieser zwiefachen Beziehung der heutigen Generation nahe zu bringen, klopfte ich bei seinen Verwandten und Bekannten in Hamburg und Jena an, auch anderwärts. Ich hatte die Genugtuung, daß mein Buch „Bei Goethe zu Gast“, worin Gries eine große Rolle spielt, mir die Herzen öffnete und die Hände zum Mitteilen.

Aus dem, was also freundlich und in Fülle mir zufloß, und was ich selber noch besaß, setzen sich die folgenden neuen Denkwürdigkeiten aus Gries' Leben zusammen, untermischt mit bisher ungedruckten Gelegenheitsgedichten.

Als Sohn eines begüterten Hamburger Kaufherrn und Senators, der mit den vornehmsten Familien der freien Reichs- und Hansestadt verschwägert war und ein gastliches Haus machte, erblickte Johann Diederich Gries am 7. Februar 1775 das Licht der Welt. Ursprünglich für den Handelsstand bestimmt, wußte er von seinem Vater die Erlaubnis zum Studium der Rechtswissenschaft zu erwirken. Im Herbst 1795 bezog er die Universität Jena und genoß das Glück, dort, dank seiner literarischen und musikalischen Talente in den geistreichen Kreisen gern gesehen, mit hervorragenden Persönlichkeiten in angenehme Berührung zu kommen. Schon damals lernte er Goethe kennen, dem er später näher trat, sowie Schiller, dem er sich gleich angeschlossen, der sein erstes größeres Poem „Phaeton“ in den Musesalmanach aufnahm und ihn das Wallensteinmanuskript lesen ließ.

Gries wurde Mitglied einer Verbindung, die zwar „Gesellschaft der freien Männer“ hieß, aber nur wissenschaftliche, keine politischen

Tendenzen verfolgte und darum nicht zu den verbotenen zählte. Ihr gehörten Erich von Berger, Johann Friedrich Herbart, Johann Georg Nist und andere nachmals bedeutende Männer an; kein Geringerer als der berühmte Philosoph Fichte erschien häufig unter ihnen. Bei ihren Zusammenkünften pflegten schriftliche Aufsätze vorgetragen und kritisiert zu werden. Gries hat in den Jahren 1796 und 1797 sechs Vorlesungen gehalten, die sich in seinem Nachlaß fanden. Darin steckt viel Beherzigenswerthes und Lehrreiches. Gleich die erste Abhandlung verdient Beachtung. „Vor nicht gar langer Zeit,“ heißt es, „war Preßfreiheit und Toleranz das Feldgeschrei hungriger Autoren in Deutschland, das sie durch das Sprachrohr der Journale und Flugschriften mit heiserer Kehle in die Welt hineinschrien. In den letzten Decennien unseres Jahrhunderts, besonders seit Gründung der Amerikanischen Republik, schienen Freiheit und Revolution alles Andere verdrängen zu wollen; doch mußten sie sich am Ende selbst von den Französischen Luftbällen verdrängen lassen, und es schien, als ob von Frankreich aus mit einem Male aller Wind in das übrige Europa ausgefahren wäre, denn alle Welt sprach und schrieb von nichts als von aërostatischen Maschinen. Indes die Freiheit, die von Natur ein bißchen zudringlich ist, hob bald ihr Haupt wieder empor, und — unsere Augen und Ohren haben's erfahren — seit der Französischen Revolution ist Freiheit! das Geschrei des Knaben und des Greises. Doch gleichwie nach Salomo Alles hienieden eitel ist, so hat auch die Freiheit sich diesem königlichen Urtheil unterwerfen und erfahren müssen, daß sie nicht mehr in der Mode sei. Zwar läßt sie noch genug von sich hören; doch muß sie schon, gleich den veralteten Reizen einer bejahrten Schönen, hier und da ein Schönpflästerchen hintreiben, ein bißchen Roth auflegen oder wenigstens ihren altfränkischen Hut von irgend einem literarischen Modeträger zustützen lassen, wenn sie sich noch mit Anstand produciren will. Auch diese Göttin hat jetzt sich etwas vom Schauplatz zurückziehen müssen, ein neuer Gott ist an der Ordnung des Tages, ja, wahrlich ein Gott — der Genius der Zeit. — Gibt es einen solchen? und wenn, was ist er denn?“ Bei den Ägyptern, Griechen, Römern möchte wohl ebenso wenig an einen allgemeinen Geist der Zeit zu denken sein, meint Gries, wie im strengsten Sinne des Wortes in der Geschichte des Mittelalters. Ob aber seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis jetzt? „Soll dieser Ausdruck einen gewissermaßen gleichförmigen Zustand der Kultur, eine gewisse gemeinsame Bildung der Nationen, die zu derselben Zeit blühen, bedeuten, so kann man sicher entscheiden, daß es einen solchen Geist des Zeitalters noch nie gegeben habe. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die so verschiedenartige Bildung der Nationen auch der neueren Zeit; wo ist

der Punkt, in dem sie alle zusammenträfen? Vergebens forscht man nach einem nur irgend gemeinschaftlichen Genius. Auffallend ist es, wie sich bei jedem Volke seine Literatur zu verschiedenen Zeiten gebildet, wie jedes von dem anderen so verschieden seine goldene Zeit gehabt hat. Am frühesten“ — führt Gries aus, schon hier seine Vorliebe und Kenntniss der Spanischen und Italienischen Dichtkunst bekundend, — „bei den Spaniern, die hernach fast ganz aus der literarischen Welt verschwunden sind. Ihre großen Schriftsteller blühten, als das übrige Europa noch in tiefem Schlummer lag. Vielleicht läßt sich diese frühe Blüthe des Spanischen Geistes aus dem Verkehr der Spanier mit den Arabern erklären, die bekanntlich während ihrer Herrschaft in Spanien schon einen großen Grad von Kultur errungen hatten. Aber nur kurz dauerte diese Blüthe. Unter der Last der Fesseln des Despotismus und Priestertums erlag der stolze Geist der Spanier und erliegt noch. Ebenso ist auch Italien annullirt in literarischer Hinsicht. Seit dem vierfachen Akeblatt ihres Dante, Petrarca, Ariost und Tasso haben die Italiener keinen Dichter mehr gehabt; sie begnügen sich jetzt damit, die alten Kunstwerke zu zeigen, da sie keine neuen mehr hervorbringen können. — In England ragt der einzige Shakespeare weit über sein Jahrhundert hinaus. Vor ihm und nach ihm ist nichts, was seinem mächtigen Genius gleiche. Das was man die goldene Zeit der Briten nennt, blühte erst viel später, unter der Regierung Karls II. Aber auch diese ist dahin, und nun scheint der Genius der Handlung sich so ziemlich alle Genien Albions unterthänig gemacht zu haben. — Diejenige Nation, welche, wir mögen uns noch so sehr gegen diese Wahrheit sträuben, unstreitig den meisten Einfluß auf Deutsche Kultur gehabt hat, ist die Französische unter Ludwig XIV., der mit seinen siegreichen Waffen zugleich Französische Moden und Französische Literatur durch ganz Europa verbreitete. Indes beweist seine Regierung, daß Kultur der Kunst nicht immer mit Kultur der Vernunft im Einverständniß steht. Fast gar nichts ward in dieser Epoche gethan für wahre Aufklärung, für Philosophie. Doch sie kam, die Morgenröthe — durch Rousseau.“ — „Ob Deutschland sein goldenes Zeitalter schon gehabt habe, ob es noch blühe, ob wir es noch zu erwarten haben, oder ob uns überhaupt gar keins zu Theil werden wird?“ so fragt Gries, noch nicht ahnend, daß, wenigstens für die Literatur, mit den beiden Großen in seiner unmittelbaren Nähe, mit Goethe und Schiller die klassische Ära gekommen war, und er klagt: „Unsere Deutschen Eigenthümlichkeiten bestehen ohne Zweifel darin, daß wir fast gar nichts Eigenes besitzen.“ Doch ein Blick in die Geschichte Germaniens lehrt, daß wir durch eigene Kraft auch eine beträchtliche Stufe der Bildung erstiegen. „Wo ist die Nation alter und neuer

Zeit, mit der wir nicht kühn uns messen könnten in jedem Zweige der Kultur? Und wir sollten nun all' die schwer errungenen Vorzüge aufgeben, all' die hart erkämpften Vortheile und wieder umkehren zu dem Punkte, von dem wir ausgingen? Was wir thaten, was wir duldeten für die Welt, das ist unser Stolz, unser Triumph. Lernen wollen wir von Griechen und Römern, Galliern und Briten, aber unsere Selbstheit behalten. Hinweg mit der Letze! wir wollen nicht vergessen, was wir haben. Und wir haben es ja, dem wir nachjagen, das ist das Gute; denn hätten wir's nicht, wie könnten wir ihm nachjagen! Aber immer mehr wollen wir haben, zu dem was wir schon besitzen; und daß wir so viel erlangen, wie wir erlangen können, das ist das große Ziel, welches die Natur uns aufsteckte!"

Fürwahr, prophetische Worte!

Reizvoll ist eine zweite Rede von Gries über die Freundschaft, mit wahren und warmen Betrachtungen über Wert und Wesen derselben. „Es gibt eine Zeit, wo man unmöglich glücklich sein, ja wo man nicht leben kann ohne Freundschaft. Gewöhnlich möchte der Jüngling in dieser Periode sich wohl mehr zu einem Wesen gleicher Art, zu einem Freunde hingezogen fühlen, zu dem er natürlich mehr Zutrauen haben wird; aber auch dann, wenn ein Ungefähr ihm ein weibliches Geschöpf entgegenführt, möchte die erste Empfindung für dasselbe wirkliche Freundschaft sein, die erst hernach, wenn sie von ihrer Reinheit verliert, vielleicht in Liebe übergeht. Überhaupt scheinen Freundschaft und Liebe, wenn wir diese in ihrer edleren Bedeutung nehmen, ganz aus derselben Quelle zu entspringen, nämlich aus dem Bedürfniß der Mittheilung. — Ewig währe der Bund, den unsere Herzen hier schlossen,“ ruft er den Brüdern zu, „und neben dem Altar der Grazien und Musen laßt uns einen Tempel errichten der göttlichen Freundschaft!“

Das Thema des dritten Vortrages lautet: über das Ideal. Sein Ideal ist nicht ein Bild von der höchsten Vollkommenheit der Menschheit, sondern diese höchste Vollkommenheit selbst, das Fortschreiten zum Vollkommenen im Lichte des Schönen und Eitlichen. Gries bemerkt dazu: „Seitdem ich dies schrieb, hat Fichte in seiner Moral die ganze Unterjochung über das Sittengesetz als Ideal und die einzige Moralität des mit Bewußtsein Guthandelns so befriedigend angestellt, daß ich mit Recht Alles unterdrückte, was ich sonst noch über diesen Punkt zu sagen hatte.“ Und in seinem „Zuruf an die freien Männer“ erinnert er daran, daß über ihrer Verbindung ein günstiger Stern waltete, indem sie das Glück hatte, daß ein Mann, den Alle mit Ehrfurcht nennen, daß Fichte sich für sie interessirte, zu ihrer Einrichtung mitwirkte, durch seine persönliche Gegenwart ihre Versammlungen belebte.

Ein anderes Mal, bei der Abreise eines Bundesbruders, sprach er über den Eintritt in das bürgerliche Leben, der für den aufstrebenden und weit umherblickenden Geist des Jünglings meist mit einem äußerst zurückstoßenden Gefühle begleitet ist. „Indem wir für die Menschen, wie sie sind, arbeiten, müssen wir vergessen, wie sie sein sollten, um unsern Eifer nicht erkalten zu lassen. Wir selbst aber sollen uns unablässig bestreben, uns dem Ideal zu nähern, welches der Endzweck des Vernunftwesens ist, und indem wir uns selbst ihm nähern, werden wir mit Freude gewahr, daß auch die, mit denen wir zu thun haben, auf der unendlichen Bahn fortrücken.“ Zum Schluß der Scheidegruß: „Die Zeit des Veisammenlebens eilt dahin, die Trennung rückt heran, die Sorgen des reifern Alters, die Mühseligkeiten des Sommers —

Sie nahn auch uns — das heitre, schöne Leben
Es weichet bald der Bürgerfesseln Qual,
Die Schreden öder Wirklichkeit umgeben
Uns bald, und fern entweicht das Ideal;
Doch soll auch dann die Freundschaft uns erheben,
Und sie vermag's — so laßt an dieses Thal,
An diesen Kreis der Freundschaft Band uns knüpfen,
Und mög' es nie der fernen Hand entschlüpfen!“

Vorwiegend persönlichen, biographischen Inhalts und für die Charakteristik des jungen Gries wertvoll, zugleich lehrreich für jeden jungen Menschen, besonders einen Hanseatischen Kaufmann, auch pädagogisch und kulturhistorisch interessant ist seine die Geschichte seiner früheren Jugend schildernde, die klassische Schulbildung rühmende Rede bei der Aufnahme in die Verbindung am 27. Januar 1796: „Es gibt wohl wenige Städte in Deutschland, wo neben einem herrschenden Handelzgeiste Wissenschaft und Künste so sehr blühen und geschätzt werden, wie in dem Orte, wo ich Dasein und Erziehung erhielt: in Hamburg. Erst kürzlich hat einer der ersten Männer unserer Nation*) dieser Stadt das verdiente Zeugniß gegeben, daß sie auf Deutsche Literatur und Bildung den vortheilhaftesten Einfluß gehabt habe; und jeder, dem der Gang Deutscher Kultur nicht unbekannt ist, wird dies zugeben müssen. Ich hatte das Glück, mich einer vorzüglich guten Gelegenheit zur Ausbildung meiner Fähigkeiten freuen zu können. Theils in den öffentlichen Lehranstalten, theils durch Privatunterricht legte ich den Grund in wissenschaftlichen Kenntnissen, ohne eben auf eine besondere künftige Bestimmung Rücksicht zu nehmen. Sei es Ehrgeiz gewesen, der, wiewohl keine sehr lautere Quelle, doch manchmal bei jungen Leuten, besonders

*) Wieland im Deutschen Merkur, Februar 1795.

in öffentlichen Lehranstalten, etwas Gutes hervorbringt, oder möge irgend eine andere Triebfeder hierzu mitgewirkt haben, genug, es gelang mir, einige Fortschritte zu machen. Aufgemuntert durch den Beifall meiner Lehrer und angereizt durch das Belohnende, was in solcher Beschäftigung selbst liegt, hätte ich vielleicht in der Folge auf diesem Wege weiter vordringen können, wenn nicht eben damals meine Bestimmung sich entschieden und ich, durch äußere Umstände veranlaßt, den Handelsstand gewählt hätte. — Man findet es wohl nur in großen Handelsstädten, daß junge Leute von einiger Erziehung sich der Handlung widmen. In Hamburg hat der Kaufmannsstand allerdings eine sehr blendende Außenseite. Die Leichtigkeit, mit der man große Summen gewinnen sieht, die besondere Achtung, deren der Kaufmann im Staate genießt, der Antheil, welcher ihm an der Regierung zukommt, die Aussicht, sich so manche Bequemlichkeit des Lebens verschaffen zu können, das Alles mag wohl für manchen lockend genug sein. Wenn diese Betrachtungen auf mich weniger Eindruck machten, so kam dies wohl daher, weil ich schon früh auch mit den Nachtheilen bekannt geworden war. Doch wählte ich diesen Beruf ohne Widerwillen und ohne jeden Zwang, obgleich nicht ohne den Einfluß äußerer Verhältnisse. Seitdem hörte ich zwar noch nicht ganz auf, mich mit den Wissenschaften zu befassen; aber theils fehlte es an hinreichender Zeit, die ich jenen hätte weihen können, theils gewöhnte ich mich allmählich daran, sie aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten und in ihnen nicht mehr meinen Zweck, sondern nur Mittel zur Verschönerung meines künftigen Lebens zu erblicken. So fing ich an, sie gleichgültiger zu behandeln, bis ich sie in meinem siebenzehnten Jahre ganz und gar aufgeben und mich nun allein den Handlungsgeschäften widmen mußte. — Hier beginnt eine neue Periode in der Geschichte meines Lebens, eine Periode, die so fremdartig mit allem Übrigen in derselben ist, daß ich sie mit einem langweiligen Intermezzo in einem Schauspiele vergleichen möchte, das mit diesem nichts gemein hat, als das Theater. Für meinen nachmaligen Zweck war diese Periode so gut wie gar nicht; obgleich ich noch immer eine heimliche Vorliebe für die Wissenschaften nährte, mangelte es mir doch an Muße, diese zu befriedigen. Für eigentlich gelehrtes Studium war ich nun verloren. Alles, was ich in den wenigen freien Stunden that, war, daß ich las, soviel ich konnte, aber ohne Wahl und Ordnung, und so meine Liebe zu literarischen Beschäftigungen wenigstens hinhielt. So ward das Feuer heimlich genährt und glomm unter der Asche fort. Geraume Zeit trug ich dies Joch, ohne daß mir auch nur der Gedanke entstand, es abzütteln zu können. Wirkliches Interesse habe ich für die Handlung nie gefühlt, und nun ich näher mit ihr bekannt geworden war, ward

sie mir bald zuwider. Diese ewige, kleinliche Beschäftigung mit Dingen, die meinem an edlere Gegenstände gewöhnten Geiste nie Geschmack für sie einflößen konnte, wurde mir zuletzt zu einer wahren Folter. Nach einem Tage voll kalter Zahlen und todter Buchstaben war es dann meine einzige Erholung, zu dem warmen und lebendigen Geiste eines Schriftstellers meine Zuflucht zu nehmen. Welcher es denn auch sein mochte, sein Buch war mir Nektar gegen die Arbeit des Tages, vor der mir ekelte; wie in einen kühlen Abendsschatten rettete ich mich nach der Hitze des Mittags zu ihm, und so war ich in stetem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht. — Außerst auffallend war es mir in der Folge, wie ich Goethes Wilhelm Meister las, in diesem Roman ein so treues Bild meiner damaligen Situation zu finden; und nie habe ich noch ein Buch mit solchem Interesse gelesen, wie dieses, welches mir bis auf diese Periode die Geschichte meines Lebens, nur anders motivirt, darstellt. Man kennt die Apologie oder vielmehr den Panegyrikus, welchen Goethe seinen Werner der Handlung halten läßt; aber wer hat die Unzulänglichkeit desselben wohl besser gefühlt, als ich? In der Theorie mag das wohl Alles ganz vortrefflich sein, aber wie bald schwindet beim nähern Anschauen der Nimbus, mit dem eine blühende Phantasie ihren Gegenstand umgibt! — Ewig konnte indes dieser peinliche Zustand nicht dauern; in dem Grade, wie meine alte Liebe zu den Wissenschaften sich wieder vermehrte, wuchs auch mein Widerwillen gegen die Handlung. Endlich brach die verborgene Flamme aus; ich vermochte dem Drange in mir nicht länger zu widerstehen. Drei Jahre hatte dieser wider-natürliche Zustand gedauert; nach drei verlorenen Jahren kehrte ich, treuer wie jemals, zur Fahne der Musen zurück, fest entschlossen, ihnen mein ganzes künftiges Leben zu weihen. Aber welche Schwierigkeiten hatte ich jetzt zu besiegen, um diesen Entschluß auszuführen! Die schönste Zeit meiner Jugend, die, welche auf die Bildung des Geistes vielleicht den größten Einfluß hat, war mir ungenützt verstrichen. Eine zwecklose Lektüre hatte meinem Geiste eine gewisse Oberflächlichkeit mitgetheilt, die immer ihre nur allzu sichere Folge ist. Zum eigenen Denken führt diese Methode oder vielmehr dieser Mangel an Methode nie. Originalität kann sie durchaus nicht hervorbringen, vielmehr muß sie jede Spur davon unausbleiblich verwischen. Entstand mir auch manchmal ein eigener Gedanke durch das, was ich las: so war das ebenso gut, als wäre er gar nicht entstanden. Ich hatte ja keine Zeit, ihn ausbilden zu können, ich hatte ja keine Selbstständigkeit, es zu wollen. — Kaum war der Entschluß gefaßt, die Handlung zu verlassen — und es war hohe Zeit, daß ich ihn faßte, sonst wäre unausbleiblich jeder Funke einer edleren Thätigkeit in mir auf immer erstickt worden —, als ich mich mit wahren

Heißhunger über die Wissenschaften herwarf. Die alten bestäubten Klassiker wurden aus ihrem Winkel wieder hervorgefucht und mit jenen Schriftstellern des Tages glücklich wieder vertauscht. Ein neuer Eifer belebte mich jetzt. Es bedurfte verdoppelter Anstrengung; denn wie wenig Zeit blieb mir noch übrig zur Vorbereitung auf die Akademie, wenn ich nicht in dem Alter hingehen wollte, in welchem andere zurückzukommen pflegten! Nur ein Jahr konnte ich diejer Vorbereitung widmen; und unmöglich wäre es gewesen, mich in so kurzer Frist nur einigermaßen in das Nothwendigste hineinzusetzen, wenn nicht eine nicht ganz unglückliche Anlage und der Fleiß früherer Jahre mich hier unterstützt hätten. Durch die erneuerte Beschäftigung mit den Gegenständen, die mich ehemals so sehr angezogen hatten, wurden, vermöge der Gesetze der Ideenverbindung, auch die ehemals entstandenen Ideen wieder aufgeweckt, die so lange in mir nur gleichsam geschlummert hatten, und die ich jetzt mehr auszubilden mich bestrebte. Ich knüpfte mein zwanzigstes Jahr unmittelbar an das siebzehnte; aber wie viel fehlte, daß ich jetzt da gewesen wäre, wo ich damals war! Jene dreijährige Periode hatte an Erfahrung des Lebens mich wohl bereichert, mit der Welt war ich wohl bekannter geworden; aber Manches war mir in dieser Zwischenzeit wieder fremd geworden, was mir ehemals geläufig gewesen. Materialien hatte ich wohl gesammelt, aber sie waren zum Theil unbrauchbar, zum Theil sogar zweckwidrig; und was allenfalls gebraucht werden konnte, lag in solcher Unordnung mit dem Übrigen durcheinander, daß das Ganze ein wahres Chaos bildete. Hier mußte durchaus erst ausgeräumt werden, ehe Grund gelegt werden konnte, hier mußte ein sicherer, fester Grund gelegt werden, ehe ein haltbares Gebäude aufzuführen möglich war. — Man hat in früheren Zeiten die alten Klassiker zur alleinigen Quelle alles menschlichen Wissens gemacht, Alles aus ihnen herleiten, auf sie zurückführen wollen. Neuerdings hingegen hat man das Studium der Alten als unnütz, als schädlich sogar, verjehrien und die modernen Schriftsteller auf ihre Kosten zu erheben gesucht. Offenbar ist man in beiden Fällen zu weit gegangen. Aber das hat mir wenigstens meine Erfahrung bestätigt, beginnen sollte man allerdings mit dem Lesen der Alten. Wäre nicht bei mir glücklicher Weise mit ihnen der Anfang aller Arbeit gemacht worden, nimmermehr würde ich auch nur im mindesten in der Ausführung meines Entschlusses erfolgreich gewesen sein. Auch jetzt war es mein Erstes, zu ihnen zurückzukehren; und der Beschäftigung mit ihnen habe ich es größtentheils zu danken, wenn es wieder etwas heller wurde in dem Innern meines Kopfes. Ihrer edlen Simplicität gelang es, einige Ordnung in das wüste Chaos zu bringen, und ich fing an, wieder auf dem verlassenem

Pfade zu wandeln. — Ich fing an, aber ach! wie wenig konnte ich auch hier leisten. Auf das, was unendlich weit über alles Übrige erhaben ist, was der Mittelpunkt des ganzen Studiums sein sollte, — auf Griechische Literatur mußte ich nun gänzlich Verzicht thun. Nur aus der Ferne anstaunen konnte ich die Herrlichen, von denen das reine Licht des Edlen und Schönen ausging in die übrige Schöpfung, nur in schwachen Nachbildungen bewundern die, deren näheres Anschauen mir verjagt war; in der Halle des Tempels mußte ich stehen bleiben, des Heiligthums Inneres blieb mir verschlossen. — Mit Mühe gelang es mir, die alte Bekanntschaft mit den Römischen Klassikern zu erneuern; doch auch hier konnte ich, wegen Kürze der Zeit, nur ein kleines Stück des vor mir daliegenden Feldes bearbeiten. Ich hielt es für besser, je eher desto lieber die Zerstreungen, welche in großen Städten unvermeidlich sind, zu verlassen und mich in die ruhige Stille des akademischen Lebens zurückzuziehen, welche dem Studiren so günstig ist. Wie mangelhaft aber meine wissenschaftliche Bildung bleiben mußte, fällt leicht in die Augen. An eigentliches Studium der Philosophie war noch gar nicht zu denken gewesen, so sehr ich auch das Bedürfniß desselben fühlte. Dagegen aber hatte ich mich feierlich in das Borgemach der heiligen Jurisprudenz einführen lassen, weil man doch einmal dem Kinde einen Namen geben mußte. — So kam ich nach Jena, mit diesen Vorsätzen, mit diejem Eifer, aber auch mit dieser unausfüllbaren Lücke drei verlorener Jahre. Es ist so natürlich, bei einer wichtigen Epoche des Lebens, auf den zurückgelegten Theil zu sehen. Auch mir drängen die Erinnerungen sich auf, doch nicht mit dem frohen Gefühl, welches der Rückblick auf eine Reihe wohl angewandter Jahre hervorbringt. Es ist vielmehr das Gefühl eines Wanderers, der von einer Anhöhe herab den zurückgelegten Weg überschaut und jetzt erst gewahr wird, welchen Umweg er gemacht hat. Er bemerkt den Pfad, der ihn so viel früher und leichter seinem Ziele genähert hätte, indes er seinen langen Weg hindurch mit tausend Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt hat. Mit einem geheimen Weidruisse sieht er die Schaaren glücklicherer Wanderer, die kein glänzendes Irrlicht gleich ihm vom rechten Wege ablockte. Er sieht sie und eilt ihnen nach; aber wird er sie je erreichen, die einen so großen Vorsprung voraus haben, gesetzt auch, sie winkten ihm und riefen aus der Ferne ihm zu? Vergebens verdoppelt er seine Schritte; die Entfernung ist zu groß, die Kühle des Morgens ist vorübergegangen, seine besten, noch ungeschwächten Kräfte hat er verschwendet.“

Mit diejem Bilde, das richtig das Verhältnis zwischen ihm und den Kommilitonen darstellt, schließt der jugendliche Gries die Erzählung seiner Frühzeit, welche in psychologischer Hinsicht zu weiterem Nachdenken

reizen kann. Mit verdoppeltem Fleiß lag er, pflichttreu, den Pandekten ob und promovierte zum Doktor beider Rechte; indessen die Poesie war und blieb seine Braut. Einen Richter, keinen Dichter wünschte der Vater, war aber endlich einverstanden, daß der Sohn sein unleugbares Talent als Übersetzer in den Dienst der Menschheit stellte. Schon im Jahre 1800 erschien die erste Verdeutschung: Tassos Befreites Jerusalem, in Quart bei Frommann in Jena. Fünf, erneuert durchgesehene Auflagen verschafften dieser meisterhaften Übertragung weiteste Verbreitung und dem Namen Gries guten Klang. Nicht weniger Beifall fand seine Verdolmetschung des Rasenden Roland von Ariost, deren vier Teile 1804—9 ebenda herauskamen.

Sein Verleger Friedrich Frommann hatte eine Hamburgische Landsmännin, Johanna Wejsehöit, geheiratet. Ihr Haus wurde bald seine zweite Heimat. Wiederholt wechselte Gries seinen Wohnort oder begab sich auf große Reisen, — doch immer kehrte er zurück nach Jena, wo der Umgang mit bedeutenden Männern und Frauen ihm unentbehrlich geworden war. So bewog ihn der Niedergang der alten Thüringischen Gesamtuniversität und der Verlust vieler Freunde daselbst, im Frühling 1806 nach der aufblühenden Badischen Musenstadt Heidelberg zu ziehen. Dorthin schrieb ihm Goethes Urfreund, Karl Ludwig von Knebel, die folgenden zwei Briefe:

I.

Jena, den 15. Juli 1806.

Ob Sie gleich meiner mit keiner Zeile gedenken, so muß ich Sie doch versichern, daß wir Ihnen dieses auf keine Weise wett machen, und daß wir mit theilnehmendem Vergnügen von Ihrem Wohlsein hören. Da Sie nun einmal der Hippogriß weit von uns hinweg und in die Zaubergerilde versetzt hat, so wünschen wir, daß Sie auch derselben genießen und Ihre Spazierfahrten von da in die ätherischen Gegenden leicht und gefällig sein mögen. — Der größte Theil dieses Sommers war uns auch hier günstig, und ich kann nicht sagen, was man von der Pflanzen bildenden Natur leicht mehr hätte fordern können. Sie wissen aber, daß nicht immer der fette Boden für die Geister auch gedeihlich ist; und so ist es mit diesen ziemlich auf dem alten Flecke geblieben: ja, an Mißgeschicken hat es sogar für diese nicht gefehlt, indem, ich weiß nicht, welcher Dämon dem edlen sanstherzigen Eichstedt ein kleines Kapitäälchen von sechs- oder achthundert Thalern abgetragen hat, worüber die Verzweiflung ihn nächst, wie man sagt, zu dem Orkus hinabführen wird.

Uebrigens kann ich versichern, daß wir vor Ihrem hohen Heiligthum im Richterschen Hause niemals ohne Ehrerbietung vorübergehen,

und noch glauben wir zuweilen die angenehmen Töne Ihres Klaviers von da erschallen zu hören

Von den Freunden, die uns gegen Heidelberg vertaucht haben, höre ich auch nirgend, als an den geheiligten Orten der Literaturzeitaltern oder aus ihren eigenen Werken. Thibaut haben ohne Zweifel ganz die Würden verschlungen, und wo der Geist herrscht, darf, wie ein gewisser Staatsmann sagt, das Gemüth nicht walten. Vom guten Kastner habe ich in den Heidelberger Studien gelesen und mich seines Geistes daselbst erfreut. Die Poesien, die ich im ersten Bande fand, haben mich unendlich neugierig auf den Verfasser gemacht. Man sagt, dieser befinde sich anjetzt in Heidelberg. Ich bitte Sie, mir so viel und so Umständliches von ihm zu melden, als Ihnen nur möglich ist.

Unser Freund Robinson*) hat mir ein sehr artiges Präsent aus England geschickt, nämlich Good's Übersetzung des Lutrez. Die Engländer zeigen doch ihren Reichthum überall

Da Sie die Lust nun so viel näher von Frankreich und von Ihrem Beschützer Napoleon vorziehen, so kann es nicht fehlen, daß Sie nicht in dieser Sicherheit sich recht glücklich fühlen sollten. Das nördliche Teutschland wird das Elend vor allen ferneren Kämpfen bewahren; und so leben wir beiderseits unter dem Delzweige der Minerva, nur daß er hier etwas trocken ist.

Diesen Morgen war ich bei Frommanns, wo mit Freundschaft Ihrer gedacht wurde. Hegel und Seebeck besuchen mich fleißig, sonst bin ich ziemlich abgeschnitten.

Goethe hat vor seiner Abreise nach Karlsbad circa vierzehn Tage bei uns zugebracht und will bei seiner Rückkehr wieder hier verweilen.

II.

Jena, den 4. December 1807.

Den dritten Theil des schönen Ariost haben wir durch Frommann erhalten und uns dessen mächtig erfreut, da wir sehen, daß er an Anmuth und Kraft noch vor den vorigen gewonnen hat. Auch Meister Goethe, der jetzt bei uns ist, fällt gleiches Urtheil davon, grüßt unsern Freund Gries aufs Herzlichste und dankt mit mir.

Wir haben seit ein paar Tagen noch einen Musensohn von der Ostsee hier, nämlich Herrn Werner, den Verfasser der Kraft-Weihe usw., welcher bedauert, nicht nähere Bekanntschaft mit Herrn Dr. Gries in Heidelberg gemacht zu haben. Es ist ein braver, man könnte

*) Über Crabbs Robinson vergl. mein Buch „Bei Goethe zu Gaste“ S. 224 f.

jagen, etwas schwärmerischer Mann, der uns gestern einige Sonette und Canzonen von sich vorgelesen hat, die uns große Freude gemacht haben. Er hat durchaus einen eigenen Charakter und nicht die Präntensionen unserer Halbdichterlinge.

Von Robinson hab' ich kürzlich einen Brief aus Stockholm erhalten, wohin er sich geflüchtet hat, da er in Hamburg beinahe schon ergriffen war. Wir haben seitdem immer abwechselnd Briefe von ihm, und er denkt seiner Jenaischen Freunde mit großer Herzlichkeit. Auch die wackere Dichterin des „Mädchen von Lesbos“*) hat einige Zeilen beigefügt, ist munter und fleißig und denkt bei den langen Schwedischen Winternächten noch ein größeres Gedicht zu absolviren. Sie mag übrigens ihr Vaterland nicht vergessen und hat zwei artige Kinder: Buben und Mädchen.

Ihre ehemalige Hauswirthin, Jungfrau Richter, ist gestern Abend gestorben und hat den Professor Suckow zum Universalerben ihres ansehnlichen Vermögens eingesetzt. Ich hoffe, Sie wird ein gutes Legat auch für Sie ausgeworfen haben — — — — —

Nach Fertigstellung des Ariost belohnte Gries sich selbst mit einer längst ersehnten Schweizer Reise im Sommer 1808. Aus seinem fleißig und regelmäßig geführten Tagebuche verdienen die nachstehenden Eintragungen wohl eine Veröffentlichung:

17. August. Alpenfest, welches die Berner den Olympischen Spielen an die Seite setzen, in Untersee. Abends wanderte ich wieder nach Interlaken, wo ein großer Ball das Fest beschloß. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Der Kronprinz von Bayern nebst anderen Fürsten, Frau von Stael, die Malerin le Brun und viele andere bedeutende Personen waren zugegen. Wilhelm Schlegel suchte ich vergebens, er war in Coppet zurückgeblieben.

29. August. Wir fuhren früh Morgens bei schönem Wetter über den lieblichen Luganersee bis Capo di Lago. Hier nahmen wir eine Chaise bis Como. Der Weg führt durch Mendrisio, die südlichste Stadt der Schweiz. Hier scheint die Natur alle ihre Reize entfaltet zu haben: Alles ist ganz südlich, ganz italienisch. Der Wein, in Guirlanden von Baum zu Baum gezogen, rankt sich bis in die Gipfel der Maulbeerbäume hinauf, die mit zweierlei Blättern und zweierlei Früchten prangen. Das ganze Land scheint wie zu einem ewigen Feste geschmückt. Bald erreichten wir die Grenze des Königreichs Italien. Der erste Anblick

*) Amalie von Helwig, geborene von Imhoff; vergl. über sie mein Buch „Bei Goethe zu Gaste“ S. 214 folg., 219—225, 260 folg., sowie das Kapitel „Der Sänger des Frithiof in Deutschland“ im vorliegenden zweiten Band „Was ich am Wege fand“.

des Comersees und der Stadt Como ist unbeschreiblich reizend. Schon in der Vorstadt sahen wir herrliche Italienische Villen, mit Säulen geziert. Wir bestiegen ein Boot, um nach der Villa Pliniana zu fahren. Ein ganz einziger Fleck, zwischen hohen Felsen und dem See. Die periodische Quelle, welche Plinius beschreibt, fließt noch so regelmäßig wie vor 1700 Jahren. Der Palast ist zum Theil über diesen Quell erbaut. Die Souterains und Badgewölbe sind antik. In einem Säulengange steht der Brief des Plinius, der sich auf die Quelle bezieht, lateinisch und italienisch an die Wand geschrieben. Der Garten zieht sich in Terrassen an den Felsen hinauf, herrlich kühl durch Wasserfälle und Grotten. Hier sahen wir die ersten Lorbeern und Cyressen. Die Rückfahrt über den See war höchst anmuthig. Der Vollmond spiegelte sich in dem klaren Gewässer; die milde Luft umschloß uns so warm und behaglich, und ich sagte mir zum ersten Male mit freudigem Bewußtsein, daß dieses nun wirklich das ersehnte Italien sei!

14. September. Nach Coppet. Ich ging aufs Schloß und besuchte meinen alten Freund August Wilhelm von Schlegel, den ich sehr unerwartet überraschte. Leider konnte ich, weil wir weiter wollten, nur anderthalb Stunden bei ihm zubringen, die schnell genug verfloßen. Aus eben dem Grunde mußte ich die freundliche Einladung der Frau von Staël zum Mittagessen ablehnen.

2. Oktober. In Zürich führte uns der Archiater Hirzel zu Salomon Gekners Witwe, die mir mit großer Bereitwilligkeit die treffliche Sammlung der Gouache-Gemälde und radirten Blätter ihres Mannes zeigte. Zürich hat den alten Ruhm einer Wissenschaft und Kunst liebenden Stadt noch nicht verloren, obwohl es freilich keine Bodmer und Breitinger, keine Gekner und Lavater mehr aufzeigen kann. — Am 3. Oktober verließ ich Zürich. Einige Stunden hinter St. Gallen erblickte ich zuerst den ungeheuren Bodensee. Hinter dem Dorje Rheineck kam ich an den Rhein, der die Grenze zwischen der Schweiz und Tyrol macht, und den man auf einer Fähre passirt. Mit welchen Empfindungen verließ ich das herrliche Land! Ich stand am Ufer, während die Fähre hinüberkam; ich sah zurück nach den Bergen, die ich nun vielleicht auf immer verlassen sollte; ich konnte mich gar nicht losreißen von dem theuren Boden. Endlich mußte es geschehen, und die trüben Wellen des Rheins führten mich bald nach Deutschland. —

Beim Betreten des vaterländischen Bodens zog es unsern Gries mit Allgewalt wieder nach Jena, wo er sich in dem altvertrauten Zirkel des Frommannischen Hauses und seiner Freunde noch am meisten heimlich

fühlte. Seine Übersetzertätigkeit wandte sich jetzt den Schauspielen Calderons zu, beginnend mit der „Zenobia“, unter Goethes wärmster Bewunderung der außerordentlich schönen Stanzas. „Wenn Gries fortfährt, sich an den Calderon zu halten,“ schrieb Goethe an Knebel, „so wird er uns eine große Wohlthat erzeigen, sich selbst für mehrere Jahre Beschäftigung geben und einen noch von niemand erreichten Ruhm erwerben, dem Original ganz treu und seiner Nation verständlich und behaglich zu sein.“ Auch Schelling ermunterte: „Erhalte Sie Gott, sammt allen neun Musen, bei dem herrlichen Gedanken, uns nach und nach den ganzen Calderon zu schenken!“

Über dieser ihn befriedigenden Arbeit im stillen Studierstübchen verlor er nicht den Blick ins Weite, in die Welt, die wieder aufzuatmen begann vom Franzosenjoch, der Fremdherrschaft. Da jubelte er:

Freie Deutsche, singt der Stunde,
Die der Knechtschaft Fesseln brach!
Schwöret Treu' dem großen Bunde
Eurer Schwester Frankreich nach.
Eure Herzen sei'n Altäre
Zu der hohen Freiheit Ehre!
Laßt des großen Tags uns freu'n,
Frei und reines Herzens sein!

Fünfundzwanzig Millionen
Feiern heut' das Bundesfest,
Das nur der Despoten Thronen
Und die Sklaven zittern läßt.
Gute Menschen, gute Fürsten
Läßt's nach höh'rer Wahrheit dürsten.
Laßt des großen Tags uns freu'n,
Frei und reines Herzens sein!

Zwar auch Blut und Thränen flossen
In der Freiheit edlem Streit,
Aber Blut, für sie vergossen,
Lohnet mit Unsterblichkeit.
Unj're Thränen sind die Saaten
Hoher Freiheit, würd'ger Thaten.
Laßt des großen Tags uns freu'n,
Frei und reines Herzens sein!

Danket Gott durch gute Werke,
Freiheit giebt der Tugend Werth,
Freiheit giebt der Tugend Stärke,
Nicht Geburt, Verdienst nur ehrt.
Ohne wahre Seelenwürde
Tragt ihr noch der Knechtschaft Bürde.
Laßt des großen Tags uns freu'n,
Frei und reines Herzens sein!

Hebt den Blick! Der ganzen Erde
Galt der Kampf und floß das Blut,
Daß sie frei und glücklich werde,
Aufgeklärt und weiß' und gut.
Segnend sah Gott auf uns nieder,
Dankt ihm, dankt ihm, freie Brüder!
Laßt des großen Tags uns freu'n,
Frei und reines Herzens sein!

In Jena gab es damals eine Hamburger Kolonie, deren Mittelpunkt die schon erwähnte mit Goethe befreundete Familie Frommann*) bildete. Die geist- und talentvolle Hausfrau Johanna, Adoptivmutter der Wilhelmine Herzlieb, Goethes Ottilie in den Wahlverwandtschaften, war Hamburgerin von Geburt, eine Tochter des Lehrers am Johanneum, Wesselhöft. Ihre beiden Schwestern, Sophie Bohn, Witwe des ehemaligen Lübecker Buchhändlers Johann Friedrich Bohn, und Fräulein Betty Wesselhöft waren nach der unglücklichen Schlacht bei Lübeck 1806 ebenfalls nach Jena übergesiedelt; in ihrer Nähe, in dem stillen Weisensfels an der Saale, ließ sich sechs Jahre später auch Karl Ernst Bohn, ein Bruder des Lübeckers, nieder, um nach dem Verkaufe seines Sortimentsgeschäfts in Hamburg, fortan nur den Verlag zu pflegen, in dem u. a. Höltys Gedichte in der Ausgabe von Bohn 1814 erschienen.

Die Genannten und ihre Angehörigen, denen sich unser Gries als engerer Landsmann und alter Freund zugesellte, hielten immer und besonders während der Franzosenzeit fest zusammen durch die Bande des Blutes, des Herzens und ein starkes, treues Heimatgefühl. Häufige Briefe aus Hamburg von Verwandten und Bekannten, unter ihnen Hanbury, Rist, Sieveking und andere Namen von bestem Klange, berichteten über die Schreckensherrschaft, sowie endlich über die Abschüttelung des Fremdjoches.

Willkommene Einblicke in die echt Deutschen und reichsstädtischen Gesinnungen und Empfindungen unserer Hanseaten zu Jena gewährt die Korrespondenz der Frau Sophie Bohn und ihrer Schwester Betty mit dem nach Stuttgart in die Lehre gegebenen Sohn bezw. Neffen Fritz.

*) Näheres über sie bringt mein Buch „Bei Goethe zu Gaste“, das auch die Porträts des alten Frommannschen Ehepaars, der Tochter Alwine und Adoptivtochter Minchen Herzlieb, meist nach Original-Aquarellen von Johanna Frommann, bietet. Vgl. ferner meine Monographie „Goethes Minchen“, eine auf Grund bisher ungedruckter Briefe geschilderte Darstellung der Beziehungen Goethes zu Minchen Herzlieb, mit ihrem von mir aufgefundenen, ebenfalls von Johanna Frommann gemalten Jugendbildnis. Neue, ergänzende Mitteilungen hierzu enthält das erste Kapitel des zitierten Buches „Bei Goethe zu Gaste“.

In hervorragendem Maße dürfte daraus interessieren, wie die Befreiung Hammonias im Juli 1814 zu Jena festlich begangen wurde. Gries hatte damals in einer langen Epistel an den Diplomaten Rist kurz gemeldet: „Pfinstern war der gute alte Bohn, der uns beide als Fuchje nach Jena geleitet hat, mit seiner Familie hier. Wir feierten in unserer Colonie die Befreiung Hamburgs, wobei ein Lied gesungen ward, das ich in größter Eile zusammengeschrieben hatte.“

Hierüber belehren des Näheren die folgenden Auszüge vom 12. Juli 1814:

Aus einem neueren Briefe aus Hamburg von einem Bruder unseres Freundes Gries will ich Dir nur schreiben, was den jetzigen Zustand Hamburgs betrifft und nicht in den Zeitungen steht, denn den alten Correspondenten wirst Du wahrscheinlich in Stuttgart auch zu sehen bekommen; wir lesen ihn wenigstens jetzt hier wieder. Darin ist nun der Einzug der Hanseatischen Legion sehr feierlich beschrieben. Was aber nicht darin steht und mich sehr interessirt hat, ist, daß, nachdem die Truppen mit den gehörigen Ehrenbezeugungen empfangen waren, ihnen aus eigenem Antriebe der verschiedenen Gewerke und vieler Einwohner am selbigen Tage ein sehr splendides Mahl gegeben ist. Die Fleischer haben unentgeltlich das Fleisch, die Bäcker das Brod, die Weinhändler und Brauer Wein und Bier geliefert. Auch an Fischen, geräuchertem Lachs zc. ist ein Uebersuß gewesen. Die Conditoren haben einen wohlbesetzten Nachtschiff geliefert. Das ist doch sehr hübsch. — In Hamburgs Hafen wehen jetzt Flaggen aller Nationen. In einem Tage hat man allein zweiundzwanzig Schiffe mit Englischer Flagge gezählt. Betriebssamkeit, neues Leben ist wieder in jedem Gewerbe. So wird Gott seinen Segen geben zum Wiederaufblühen unserer Vaterstadt.

Frommanns wollten sich die Friedensfeier nicht nehmen lassen. Eduard Wesselhöft hatte das Hamburger Wappen gemalt; dies war in der blauen Stube aufgehangen und mit Eichenlaub verziert, so wie alle Stuben damit befrängt waren. Wir Hanseaten, neun an der Zahl, erschienen mit der Cocarde und hatten uns aufs Beste herausgeputzt. Bei Tisch ward in Hochheimer (echtem Deutschen Wein) auf Hamburgs Befreiung von der Knechtschaft getrunken und angestoßen, unter dreimaligem Hurrah, nachher ein Lied gesungen, welches Eduard Abends noch schnell verfertigt hatte. Es war ein sehr hübscher Abend und mein alter Onkel so selig, daß er ziemlich über Zwerg ging auf dem Heimwege. Professor von Münchow und Gries waren auch überaus lustig. Unser alter Gries hatte auch seinem Pegajus die Sporen

gegeben und ein Gedicht*) herausgezogen, welches neues Leben verbreitete und abgesungen ward, nach der Melodie „Befrängt mit Laub“:

Sei uns begrüßt vom fernen Saalestrande,
Dein Rettungstag ist da!
Gebrochen sind der Knechtschaft ehrne Bande;
Heil Dir, Hammonia!

Sie ist entflohn, die lange Nacht voll Trauern,
Auf Gottes Nachtgebot;
Und segensreich strahlt über Deine Mauern
Der Freiheit Morgenroth.

Als unser Volk, vom stolzen Feind zertreten,
Unwillig ward der Schmach,
Warst Du's zuerst von Deutschlands edlen Städten,
Die ihre Fesseln brach.

Doch ach, zu früh! bald stand vor Deinen Thoren
In dicht gedrängten Reihn
Des Corsen Heer. Die Hülfe Dir geschworen,
Sie ließen Dich allein.

Du standst allein, umsonst war Dich zu retten.
Der Deinen Muth entbrannt,
Noch einmal schlug der Franke Dich in Ketten —
Der Freiheit Traum entschwand

Doch nicht umsonst, zum Segen für das Ganze
Floß Deiner Söhne Blut.
Und schöner sproßt der Freiheit edle Pflanze,
Besprengt mit heil'ger Flut.

Sie sproßt empor; das Reich der großen Streiter,
Auf ewig ist's vorbei.
Der Herr gebot: Bis hierher und nicht weiter!
Und endlich sind wir frei.

Du, die zuerst, mit muthiger Empörung,
Sich selbst zu retten schwor,
Hammonia, aus Trümmern der Zerstörung
Blüh' herrlicher empor!

Weit strahlen soll mit sonnengleichem Schimmer
Dein königlicher Glanz;
Sei wiederum wie Du es warest immer,
Der Stolz des Vaterlands!

*) Dasselbe ist nachmals in Gries' Gedichte aufgenommen unter dem Titel „Hamburgs Befreiung 1814“ mit dem Anfangsvers: „Sei mir begrüßt am heimatlichen Strande“ u. und mit vielen Veränderungen, so daß es wohl von Interesse ist, die Originalfassung des patriotischen Liedes kennen zu lernen.

Gaederh, Was ich am Wege fand. N. F.

10

In sicherem Flor, auf felsenfester Gründung
Soll Deine Wohlfahrt stehn;
Vom Elbestrand bis zu des Ganges Mündung
Soll Deine Flagge wehn!

Empor den Blick! mit edlem Fleiß behüte
Den alten theuren Ruhm
Und pflege treu der Menschheit zarte Blüthe
Im stillen Heiligthum!

Und schwöre laut an diesem heil'gen Feste
Mit herzlichem Verejn:
Der Reichste nicht, der Weiseste, der Beste
Soll Dir der Erste sein!

Dann bleibe stets in Glück und in Gefahren
Der Vorsicht Schutz Dir nah.
So blühe fort bis zu den fernsten Jahren:
Heil Dir, Harmonia!

Das andere Lied, nach der Weise: „Hoch vom Olymp herab“,
lautet:

Der Herr gebot! Europas Fesseln fielen.
Dem starken Geißler sank die Hand.
Der Herr gab Heil! Die Ueberwundnen drangen
Tief in des Ueberwinders Land.

Chor: Feierlich schalle der Jubelgesang
Zum vollen Deutschen Becherklang!

Und all die hohen Deutschen Fürsten stießen
Den stolzen Zwingherrn jauchzend aus.
Heut that es unser Hamburg. Hamburgs Entel,
Der Mutter Name schall' durchs Haus!

Chor: Feierlich zc.

Sie lebe hoch! Die in den hehren Mauern
Umglänzt der Väter heil'gen Heerd,
Sie, die der Kinder Sehnen und das Träumen
Der fernern Entel ewig ehrt!

Chor: Ja, bis zum letzten Becher noch
Die heil'ge Hamburg lebe hoch!

Diese begeisterte patriotische Stimmung befeelte die Hamburger in Jena noch lange. Im August 1814 machten sie z. B. eine Bergpartie auf den Forst. Unter den Teilnehmern befand sich auch Minchen Herzlieb. „Wie prächtig war es oben“, heißt es in einem Briefe, „als wir uns an der schönen Stelle lagerten, ein helles Feuer aufflackern ließen! Ich hatte das Lied von Gries, die Befreiung Hamburgs, mitgenommen, und es ward gesungen. Gerade war während der ersten Verse die Sonne hinter eine Wolke getreten und die Gegend weniger

schön beleuchtet. Bei der Strophe aber: ‚Aus Trümmern der Zerstörung Blüh' herrlicher empor‘ — ergoß sich auf einmal ein Alles belebender Sonnenstrahl über die ganze Aussicht vor uns. Unwiderstehlich ergriff es uns und mich vorzüglich. Es war mir, als spräche Gott von oben: Es geschehe!“

Ein frohes Familienereignis fiel in diese Zeit, das Gries persönlich nah' berührte: sein bester Jugendfreund, der bereits genannte Diplomat Johann Georg Rist, verlobte sich am 6. Februar 1814 mit Emmy Hanbury. Die Braut hatte er schon als entzückendes Kind gekannt, als erwachsenes Mädchen wiedergesehen. Zu ihrer Hochzeit erschien er mit folgenden, tief empfundenen Strophen:

Am Strand des Leman, dort, im Angesichte
Der ew'gen Alpen, wo erhaben, mild
Gleich einem hoch begeisternden Gedichte
Natur im Herzen jedes Sehnen stillt,
Da sah ich Dich zuerst im Morgenlichte
Des Jugendtags, der Rosenknoſpe Bild,
Die kaum entkühlt am mütterlichen Zweige
Berräth, wie lieblich sie nun bald sich zeige.

Dann sah ich Dich am Felsenstrand der Saale,
Die mit Gebraus durch ihre Ufer fliehet,
Indes gar oft im sanften Hügelthale
Begleitung giebt der Muse holdes Lied,
Da prangtest Du in vollem Morgenstrahle
Im Jugendglanz, wie man ihn selten sieht.

Ich sah Dich in der Kindheit Morgenstunden,
Ich sah als Jungfrau Dich so froh und mild;
Und als das Herz zum Herzen sich gefunden,
Sah ich mit Lust der Liebe süßes Bild.
Die lange Prüfzeit hab' ich mit empfunden;
Jetzt ist er Dein und jeder Wunsch gestillt.
Ist doch ein Wunsch noch übrig? Mir noch einer:
Nimm freundlich dieses Lied — und denke meiner!

Auch ein gesunder Humor stand unserm Sängler zu Gebote. Im zweiten Bande seiner „Gedichte“ findet sich ein langes, launiges Poem zum Geburtstage einer reisenden Freundin, das in kulinariſchen Genüssen genügsame Thüringen als Hungerland vergleichend mit dem üppigen Leben am Rheine. Hier heißt es:

Leb' auf Deiner Vabereise
Nach dem schönsten Ideal;
Ein Sonett sei jede Zeiſe
Und ein Epös jedes Mahl.

Kein Gericht laß ungenossen,
Ungekostet keinen Wein;
Und ist ganz die Lust verfloßen,
Sage Dir: auch ich am Rhein!

Die vor mir liegende Urschrift lautet scherzhafter:

Mach' aus Deiner Badereise
Dir ein dichterisch Ideal,
Ein Sonett sei jede Speise
Und ein Epos jedes Mahl.
Eines rath' ich Dir indessen,
Und dann bin ich gleich am Ziel —
Essen kannst Du, Du kannst essen,
Aber — isß nur nicht zu viel!

NB.

Andres suchst Du hier vergebens,
Drum erquicke Dein Gemüth,
Freue jezo Dich des Lebens,
Beste, weil das Lämpchen glüht!

Die Verdeutschung des Calderon machte gute Fortschritte, immer begleitet von dem Beifall der Kenner, zumal Goethes. An Schelling schrieb Gries den 12. April 1817: „Ich bin so fleißig gewesen, daß ich nun mit Sicherheit hoffen darf, den dritten Theil zur nächsten Michaelismesse liefern zu können. Ich habe mehrere Gründe, die Vollendung des Druckes spätestens dann zu wünschen. Mein hiesiger Verleger drängt mich mit der dritten Auflage des Tasso, die auch in der That nicht länger verschoben werden darf, wenn man nicht den beiden Nachdrucken das Feld gänzlich räumen will. Diese also soll, womöglich, Ostern 1818 erscheinen. Den Sommer des nächsten Jahres habe ich, wenn der Himmel Leben und Gesundheit verleiht, zu einer Reise nach meiner Vaterstadt Hamburg bestimmt, die ich, sowie den größten Theil meiner Familie, seit zwanzig Jahren nicht sah. — Haben Sie Abekens treffliche Recension des zweiten Theils in den Heidelberger Jahrbüchern nicht gelesen? Goethe, der jetzt hier ist, lobt sie ungemein und hat mir halb und halb versprochen, auch selbst noch etwas, besonders über den Magus, zu schreiben, der ihm ganz vorzüglich am Herzen liegt.“ Die Zuwendung des zweiten Calderon-Bandes an Frau von Wolzogen gab ihm zu interessanten Bemerkungen Anlaß: „Das laute Geheimniß ist unter uns durch Gozzis Segreto publico und durch Gotters Bearbeitung des Italiensischen Stückes schon einigermaßen bekannt Letztere wurde vor zwanzig oder dreißig Jahren in Deutschland oft aufgeführt, und ich selbst erinnere mich, dieses Stück in früher Jugend auf dem Schröderischen Theater in Hamburg gesehen zu haben.

Ob es aber, in seiner ursprünglichen Gestalt, vor den Augen des jetzigen Publikums Gnade finden würde, wage ich nicht zu entscheiden; auch würden in Weimar, nach Wolfs Abgange, dergleichen Versuche schwerlich anzurathen sein. — Der wunderthätige Magus eignet sich nun vollends nicht zur Aufführung auf einem Deutschen Theater. In anderer Hinsicht ist dieses Stück, das man wohl den Spanischen Faust nennen könnte, desto merkwürdiger. Ob Calderon unsere Deutsche Volks Sage gekannt habe, darüber wird sich schwerlich etwas Historisches auffinden lassen. Unmöglich wäre es aber nicht. Wenigstens war diese Sage zu seiner Zeit auch außerhalb Deutschlands verbreitet genug; in England gab es, schon vor Shakespeare, dramatische Bearbeitungen derselben . . . Trefflich bemerkt Goethe, daß sich aus diesem Stücke der Zustand der Schule und Kirche in Spanien, sowie der des Gemeinlebens jener Zeit gar wohl entwickeln ließe. Ueberhaupt hat der große Meister sein Wohlgefallen an dem Magus so lebhaft geäußert, daß ich vollkommen beruhigt bin, wenn meine Wahl auch im Allgemeinen weniger Beifall finden sollte.“ — Goethe hatte ihm, der Geist und Wort so glücklich überlieferte, das folgende hohe Lob gezollt: „In ein herrliches meerumflößenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versehen uns diese Werke, und zugleich in die Bildungsepochen einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können. Hier wirkt besonders der Magus kräftig. Vielleicht gelingt mir etwas von der Art, wodurch auch Ihr trefflich Unternehmen gefördert werden könnte.“ Auch Friedrich August Wolf, der geistreiche Philolog, u. a. Herausgeber der „Literarischen Analecten“, pries ihn als Meister aller Übersetzungskünstler und sandte als Gegengabe seine Verdeutschung des Anfangs der Odyssee und einer Spanischen Novelle, wohl fühlend, daß er, Homerisch zu reden, nur Ehernez für Goldenes wiedergeben könne. Darauf Gries an Goethes Geburtstag, 28. August 1818: „Wenn ich für meine Arbeit am Calderon mir irgend eine Belohnung gewünscht habe, so war es Ihr Beifall und der unsers trefflichen Goethe. Beides ist mir, weit über Verdienst, zu Theil geworden; und so kann ich mit frischem Muthen mein Werk fortreiben — so lange wenigstens, als es den Soffern gefällt. — Außerdem bin ich Ihnen für das schöne Geschenk Ihrer neuen Analecten, sammt der ergößlichen Beilage, den wärmsten Dank schuldig. Wollte der Himmel nur, der treffliche Graubündnerische Übersetzer der Odyssee gäbe uns nicht immer so gar kleine Proben seiner unvergleichlichen Arbeit! Oder ist es Mitleid mit uns anderen Verdeutschern? Denn welche Forderungen würde man an uns ergehen lassen, wenn jemals diese Übertragung vollendet würde! — Durch die Bekanntmachung der unedirten Novelle haben Sie

sich um das ganze in- und ausländische Spanien ein unsterbliches Verdienst erworben. Sie ist einzig in ihrer Art und trägt, wenn auch weniger in Erfindung, als Ausführung, den unverkennbaren Stempel des Cervantes. Sehr exemplarisch ist sie freilich nicht; aber ich beruhige mich völlig mit dem Beispiele des ehrwürdigen Erzbischofs von Sevilla. Hat doch der nicht minder ehrwürdige Erzbischof von Benevent, Giovanni della Casa, noch ganz andere Dinge nicht bloß sich vorlesen lassen, sondern selbst geschrieben! Dinge, die ein Generalsuperintendent gelesen zu haben nicht gestehen dürfte. — Goethes Krankheit war eigentlich nichts als Catarrhalfieber, wobei besonders die Augen der leidende Theil waren. Bettlägerig blieb er nur wenige Tage; aber wahr ist, daß er sich diesmal außerordentlich langsam erholte und in seinem Außern sehr verändert erschien. Doch hören wir aus Karlsbad die besten Nachrichten und hoffen ihn in vierzehn Tagen, völlig hergestellt, wieder in Jena zu sehen.“

Es ist hier vielleicht der Platz, die Äußerungen zusammenzustellen, welche Goethe direkt und indirekt über Gries' Nachdichtung des Calderon tat. Knebel berichtete an Gries: „Goethe sagte mir noch vor seiner Abreise, daß er Ihren Calderon mit Vergnügen erhalten habe und Ihnen von Weimar aus schreiben werde. . . . Ein hohes Lob, das mir Goethe über Ihre Lusttochter zugeschrieben hat, dürfte Ihnen nicht ganz uninteressant sein: ‚Versäume nicht, wenn Du Dr. Gries begegnest, für ‚Die Tochter der Luft‘ ihm doppelt und dreifach zu danken. Mir ist es das herrlichste von Calderons Stücken. Ich bin dem Übersetzer sehr verpflichtet, der Alles so treu und rein wiedergegeben; ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne.“ — Ein anderes Mal meldete Knebel: „Goethe hat sich so sehr über Ihre Übersetzung erfreut, daß er mich den ganzen Abend davon unterhielt. Er wird eine günstige Anzeige davon machen Wenn Calderon von den Todten wieder erwachte, so würde er sich nur in Ihrer Übersetzung lesen wollen. Ich wünschte nur das Spanische zu verstehen, um Ihnen sagen zu können, daß Calderon selbst seine Reime nicht schöner kann geschrieben haben, ob es ihm gleich seine Sprache leichter gemacht hat. Durch Ihre Anmuth und Bieder lernt man sich mit den kleinen Versen vertragen, die uns den hohen Sachen sonst nicht angemessen scheinen.“

Unablässig seitte Gries nebenbei an seinem Tasso und Ariost. Er selbst bekennt: „Den Tasso habe ich viermal bearbeitet. Keine dieser Bearbeitungen ist der anderen gleich, aber erst in der vierten glaube ich erreicht zu haben, was möglich war; und nach dieser wünsche ich hauptsächlich das Maß meiner Kräfte und meines Talentes beurtheilt

zu sehen. Die zweite Auflage des Ariost ist ebenfalls eine ganz neue Bearbeitung zu nennen. Ich habe an diese vier volle Jahre gewandt und mir die Sache nicht leicht gemacht. In den beinahe fünftausend Stanzas findet sich, wie in der letzten Ausgabe des Tasso und in den letzten Bänden des Calderon, kein unechter Reim, kein einziger Fiaf, — eine nicht unverdienstliche und bei Deutschen Dichtern sehr ungewöhnliche Eigenthümlichkeit.“ Goethe zum vierten Male das befreite Jerusalem vorzulegen, trug er, um nicht dessen Güte zu mißbrauchen, einige Bedenken; doch überwog der Wunsch, dieses Werk, welches derselbe schon bei der ersten Erscheinung seiner Theilnahme würdigte, vollständig in des Meisters Hände zu bringen. „Daß die Aufgabe des Übersetzers,“ bemerkte er in den Begleitzeilen, „eine unendliche sei, davon bin ich bei jeder neuen Umarbeitung immer fester überzeugt worden. Auch in dieser jüngsten wird sich kaum eine Seite, oft kaum eine Stanze finden, die nicht mehr oder weniger Abänderung erfahren hätte. Mein Ziel war, wenn ich Ihrer eigenen Worte mich bedienen darf: ‚Die beiden Übersetzungsweisen, dem Original ganz treu und seiner Nation verständlich und behaglich zu sein, zu verbinden.‘ Es erreicht zu haben, maße ich mir nicht an; aber daß ich ihm mit jeder Kraft, die mir zu Gebote steht, redlich nachgestrebt, dieses Zeugniß wird man mir nicht versagen. Als ich vor fünf und zwanzig Jahren diese Übersetzung begann, dachte ich freilich nicht dabei stehen zu bleiben. Neigung und Talent verwechselnd, wie es der Jugend oft begegnet, betrachtete ich dieses Unternehmen nur als Vorarbeit zu künftigen eigenen Werken. Glücklicherweise ward ich des Irrthums bei Zeiten gewahr und faßte den Entschluß, mich lieber zum guten Übersetzer zu bilden, als die Zahl der mittelmäßigen Poeten zu vermehren. Ariost und Calderon traten nach und nach in die Reihe; doch ward Tasso am oitesten verlangt, und so habe ich diesem den meisten Fleiß, die sorgfältigste Ausarbeitung widmen können. Denn was der Dichter auf einmal durch unmittelbare Eingebung hervorbringt, muß der Übersetzer nach und nach mühsam und sorgfältig aus einzelnen Bruchstücken zusammenfügen. Und dennoch wird auch sein gelungenstes Werk schwerlich über die nächste Generation hinausleben. Möge er sich dann des Lohnes getrösten können, den Besten seiner Zeit genug zu thun!“ Mit der nämlichen Bescheidenheit schrieb er an Goethe bei Vermittelung der Umarbeitung seines Ariost: „Ich fühle nur zu wohl, wie viel noch zur Vollendung fehlt, und ich darf nicht hoffen, auch nur das erreicht zu haben, was man an meinem Tasso gelobt hat. Die Aufgabe war freilich eine unweit schwierigere; denn Tassos gehaltener Ernst ließ sich in unserer Sprache und in einem so gebundenen Versmaß leichter nachbilden, als Ariosts immer wech-

selnde Laune. Kurz, indem ich das Werk zum größten Theil beendigt vor mir sehe, ist mein Gefühl dem des Sisyphus ähnlich, und mir bleibt nur der Wunsch und die Hoffnung, daß es mir vergönnt sein möge, den Stein noch einmal Bergan zu wälzen.“ Goethe hat in mehreren Episteln unverhohlen seine Anerkennung gezollt und erwiderte speziell auf die obige Zuschrift, daß es ihm ein wahrer Genuß sei, im Flusse des Zusammenhanges die Vorzüge zu empfinden, die der Übersetzer dieser letzten Ausgabe verliehen habe. „Höchst vergnüglich ist es zu schauen, wie sich jene bunt bewimpelte jüdlische Lustjagd so heiter und freundlich auf den Elementen unserer ernstern Sprache bewegt.“

Überanstrengung hatte die Nerven unseres Gries stark mitgenommen, und er hoffte sie in Wiesbaden wieder aufzujriehen. Nach einer guten Kur dort, im Sommer 1822, besuchte er Heidelberg und blieb daselbst mehrere Monate, in traulichem, aber leider nur zu bald traurigem Verkehr mit Heinrich Voß, dem Sohne von Johann Heinrich und Ernestine Voß, dem geschickten Übersetzer Shakespeares. Denn nicht lange nach seiner Heimkehr nach Jena erhielt Gries die Botschaft vom Abscheiden des Freundes. Dem Bruder Abraham Voß schickte er alsbald einen ausführlichen Beileidsbrief, der interessante Nachrichten über seine letzten Berührungen mit dem Verewigten, sowie über den literarischen Nachlaß desselben enthält. „Sie haben mir,“ schrieb er am 25. Dezember, „durch die Mittheilung Ihrer Briefe an Frau Geheime Kirchenrätthin Griesbach und an Göttling eine Beruhigung gewährt, für welche ich nicht genug zu danken weiß. Ich habe daraus erfahren, daß Ihres trefflichen Bruders Ende sanft und schmerzlos war, daß Ihre guten Eltern den harten Verlust mit bewunderungswürdiger Ergebung tragen. Mehr war, unter so traurigen Umständen, nicht zu hoffen. Wir müssen den Himmel preisen, der unseren Freund vor einem langen, qualvollen Krankenlager bewahrte, der Ihren Eltern die Kraft verlieh, die von irdischem Beistande nicht zu erlangen war.“

Wie wenig ahnte ich einen so nahen Verlust, als ich Ihrem Bruder von Wiesbaden aus meinen Besuch ankündigte! Seine Antwort war so heiter, so ganz ohne Spur von Kränklichkeit. Mit echt Shakespearescher Laune schilderte er eine Scene zwischen Professor Meißers Schmidt und Magister Rust, die an komischer Kraft ihres Gleichen nicht hat. In den ersten vierzehn Tagen meines Aufenthaltes in Heidelberg besuchte er mich fast jeden Vormittag. Wir saßen, weil das Treppensteigen ihm lästig ward (was ich bloß seiner Beileibtheit zuschrieb) gewöhnlich im Garten des Badischen Hofes. Seine Unterhaltung war lebhaft und geistreich, wie immer; nur selten schien es mir, daß er sich länger als gewöhnlich besinnen müsse. Dann hörten seine Besuche auf; und wenn

ich zu ihm kam, schickte er mich sehr bald zu Ihren Eltern. In dieser Periode hatte er überhaupt nicht gern jemand um sich. Aber noch immer dachte ich an keine Gefahr, bis ein vertrauliches Gespräch mit Conradi mir die Augen öffnete. In den letzten beiden Wochen ward ich nicht mehr zu ihm gelassen, weil das Lautsprechen ihn zu sehr angriff. Nur am Tage vor meiner Abreise erlaubte mir Ihre gute Mutter, ihn noch einmal zu sehen. Er war auf, aber sprach kein Wort. Schweigend betrachtete er mich mit wehmüthigen Blicken, die mir durchs Herz gingen. Ihre Eltern waren zugegen; sie schienen die Abkürzung des Besuchs zu wünschen, und auch ich vermochte kaum noch meinen Schmerz hinter nothdürftiger Heiterkeit zu verbergen. Das war am 16. September; ich sollte ihn nicht wiedersehen. — Als ich ihn verließ, nahm ich keine Hoffnung mit. Doch nach Verlauf mehrerer Wochen, da die gefürchtete Nachricht zögerte, schien es mir nicht unmöglich, daß seine kräftige Natur durch irgend eine heilsame Krisis ihn auch diesmal noch retten könne. In dieser Voraussetzung schrieb ich ihm selbst einen möglichst heitern Brief. Ob er diesen, vom 9. October, noch gelesen hat, weiß ich nicht. . . . Was ich an Heinrich verloren, wissen Sie nur zu gut. Ich habe nie einen redlicheren, treueren, zuverlässigeren Freund gehabt und werde seines Gleichen nicht wiederfinden.

Nur in seltenen, oft unterbrochenen Perioden ist es mir so gut geworden, mich seines persönlichen Umgangs zu erfreuen. Dagegen habe ich mit ihm seit 1809 einen unausgesetzten Briefwechsel geführt, vertraulicher, freimüthiger, als mit irgend einem andern meiner Freunde. . . . Unter den Papieren wird sich das vollständige Manuscript von dem zweiten Theile meines Calderon befinden, enthaltend das laute Geheimniß und den wunderthätigen Magus, mit Anmerkungen von Heinrich und meinen Gegenbemerkungen versehen. Er hatte es von mir verlangt zum Behuf einer Recension für die Senaer Allgemeine Literatur-Zeitung, die leider nie zu Stande gekommen ist.

Abeken hat mir gemeldet, daß Sie und Ihr lieber Vater ihm die Fortsetzung der Erläuterungen zum Shakespeare übertragen haben. Gewiß hätten Sie diese bedeutende Arbeit keinen würdigeren Händen anvertrauen können. . . . Ihren Shakespeare habe ich erhalten. Heinrich IV. war von jeher der Liebling unseres Freundes, und vielleicht ist ihm kein anderes Stück so vollkommen gelungen. — Wohl dem, der durch solche Denkmäler sein Gedächtniß der Nachwelt befestigt!“

Nach einigen Jahren, im Herbst 1824, zog es Gries abermals gen Süden: er vertauschte Jena mit Stuttgart, wohin Johanna Frommanns Schwestern, Sophie Bohn und Elisabeth Weiffelhöft übersiedelt waren, an die er sich schon lange eng angeschlossen hatte.

Knebel schrieb ihm zum Abschied: „Ich wünsche Ihnen viel Glück auf den Weg. Hoffentlich werden Sie uns nicht auf zu lange Zeit verlassen und dem jetzt armen Jena Ihren Schutz nicht entziehen. Es kann sich's immer zum Ruhme rechnen, Sie so lange in seinen Mauern bejessen zu haben, und die Standhaftigkeit Ihres Charakters preisen.“

Der herzliche Umgang mit den Hanseatischen Freundinnen und ihrer Familie, die angenehme Verbindung mit Friedrich Haug, Ludwig Uhland und besonders Gustav Schwab, dem er für seine Biographie Schillers wertvolle persönliche Erinnerungen mitteilte, sowie das fröhliche süddeutsche Leben sagten ihm sehr zu, nur nicht die Wüsterung. „Daß Sie sich in dem Dichtererzeugenden Schwabeklima nicht ganz behaglich finden, thut mir leid,“ bedauerte sein eifriger Korrespondent Knebel am 9. Januar 1825. „Vielleicht muß man da geboren sein, wie Wieland und Schiller, um sich nachher dem Böötiſchen Himmel etwas zu entwöhnen. Nichts entgeht jedoch, wie ich aus Ihren Schriften und Werken bemerkt, anjekt noch Ihrer Dichterkrast, und Ihr Calderon wird immer noch die zierlichen Reime zu finden wissen . . . Zuletzt kam mir der Briefwechsel von Jacobi in die Hand, der aber sehr verschiedenen Eindruck auf mich gemacht hat. Wielands Briefe darin sind vortrefflich, der anderen ihre sehr verschieden und zurweilen ganz unbedeutend. Man sieht, auf welchen schwachen Füßen der damalige philosophische Congreß in Münster gestanden hat. — Von Ihrem kleinen Meyer*) habe ich schon zwei Briefe aus Leipzig. In dem letzten beschreibt er mir, fast nur geographisch, seine Reise, die er an den Rhein und einen Theil von Deutschland gemacht hat. In seinem Leipzig scheint es ihm eben nicht viel besser zu gefallen, als Ihnen im Schwabenlande. Er hat Lust, wie es scheint, in die weite Welt zu gehen. — Hier haben wir die umgekehrte Wirkung des Kaleidoskop, denn man mag drehen, wie man will, so kommt nicht viel Gescheidtes heraus. Raumann, Leusinger, Rosgarten haben wir verloren. Hofrat Andrea ist in der Zeit gestorben. Göttling hat endlich dreihundert Thaler Gehalt bekommen. Was noch lebt, ist — als wenn

*) Studiosus Friedrich Karl Meyer, Gries' Schüßling, durch ihn mit Knebel und Goethe persönlich bekannt geworden. „Unser Herr Kanzler hat mich angegangen“, schrieb Knebel an Gries, „Sie zu erjuchen, ihm die Verse, die der junge Meyer an Sie gemacht, und Ihre Beantwortung gütigst mitzutheilen“. Goethe bewunderte diese poetischen Proben höchlichst, und es entspann sich daraus ein interessanter Besuch. Vergl. des Näheren in meinem Buche „Bei Goethe zu Gaste“ das Kapitel „Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer“. Letzterer wurde später Privatsekretär des Prinzgemahls Albert von England, Vertrauter von Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta und starb als Legationsrat in Berlin.

es nicht lebte, wenigstens für mich. Indes werden die Regelbahnen und Erholungen noch fleißig besucht. Frommanns sind wohl. Alwine hat mir zu meinem Geburtstag einen Blumenkranz gebracht, nebst den so zierlich ausgechnittenen Bildern der beiden lieben Schwestern, — das Zierlichte, was ich nur an diesem Tage erhielt. — Sagen Sie mir doch etwas von den Geistern Ihrer Residenzstadt. Cotta erbaut ja eine Dampfbootfahrt auf Costnizersee? Der Mann ernährt sich immer vom Feuer — der Dichter oder des Ofens. — Wir haben jetzt einen Kunstmann hier, Herrn Schmeller, der uns Alle der Reihe nach, mit Kohle und schwarzer Kreide, recht wacker und brav auf graues Papier hinstellt. Frommann hat sich schon zweimal von ihm zeichnen lassen, und aus meinem Sohne Bernhard hat er einen sittsamen Amor gemacht. Wenn Sie doch nur hier wären! Die Unsterblichkeit brauchen Sie nicht für die Nachwelt durch ihn, aber ein recht liebes Bild für die Freunde.“

Ob es dem Weimariſchen Hofmaler Johann Joseph Schmeller, der für Goethes Stammbuch alle naheſtehenden Perſönlichkeiten zeichnete, gelungen wäre, was den befreundeten kunſtfertigen Damen Johanna Frommann, Adele Schopenhauer und Luiſe Seidler nicht geglückt war: Gries zum Sitzen zu bewegen, damit ſeine Geſichtszüge für alle Zeiten verewigt würden? Auch Otto Specker, der Hamburger Zeichner, hat ſeinen Landsmann nicht dazu vermocht, der eine förmliche Abneigung gegen ein etwaiges Porträt von ſich ſelber befaß. Ich hielt Umfrage in ſeiner Familie; kein Verwandter hatte je ſein Bild geſehen. Die Bibliotheken und Kunſtsammlungen in Berlin, Jena und Weimar beſitzen es auch nicht. Lichtwarfs umfaſſendes Werk „Das Bildnis in Hamburg“ kennt keines von Gries, und doch mußte ein ſolches exiſtirt haben, denn Weihnachten 1826 erfreute er die Schwestern Bohn durch ein Paket mit einem Sonett, das alſo ſchließt:



J. J. Schmeller

Da send' ich nun die Trüffelgans-Pastete
Und, was ihr liebt, ein Stückchen Chesterkäse,
Auch etwas Wein zur nöthigen Befeuchtung.

Doch was im Kästchen steckt — nein, das erspähte
Nicht Cures Scharfjuns kühnste Hypothese:
Mein eignes Selbst in glänzender Beleuchtung.

In der That fand ich in der Familie Frommann zu Jena eine charakteristische Silhouette von Gries, ganze Figur: den Dichter, gestützt auf einen Stoc, spazieren gehend. Verfertiger ist der bekannte Kupferstecher Christian Friedrich Dittenhofer, ein Württemberger, welcher damals mit Gries in Stuttgart verkehrte.

Aus jener Zeit ist eine zweite Epistel Knebels an Gries erhalten, datirt Jena, den 30. November 1826: „Ihr lieber Brief könnte mich fast in eine trübe Stimmung versetzen, wenn ich nicht hoffte und sähe, daß Ihren Übeln noch abzuhelpen wäre. Ihre gleiche und schöne Handschrift, Ihr Muth, den alten Ariost noch einmal umzubacken, sind mir Zeugen, daß Apollo und die Musen noch kräftig Ihnen beistehen. Verlieren Sie diesen Muth nicht; und wenn Sie auch in dem Ihnen nicht zusagenden Schwabenlande, den kalten Winter durch, dem Vulkan einige Opfer mehr bringen müssen, so trösten Sie sich mit uns andern und sehen sich mit der wiederkehrenden Schwalbe nach anderen Gegenden um . . . Dem Großherzog ein Exemplar Ihrer neuen Arbeit zuzuschicken, sehe ich keinen Anstand. Es wird ihn gewiß erfreuen, und diese Erkenntlichkeit eines so lange unbelohnten Freundes dieses Landes ist von Ihrer Seite edel. Des Lobes bedarf es hier nicht; es thut auch keine Wirkung. Schicken Sie nur, mit wenigen Worten, gerade zu! — Wie es hier um uns steht, werden Sie schon von unsern Freundinnen erfahren haben. Das Neue, Interessante muß man meist aus sich selbst holen. Ich bin seit langer Zeit kaum aus dem Zimmer gekommen und beobachte nur durch mein Fenster das jetzt entlaubte Paradies, den Lauf der blanken Saale, die etwas düsteren Berge und den Streit der Elemente. Daß es mir an Schriften und Büchern nicht fehlen darf, mögen Sie wohl erachten. Die Journale überschwemmen mich fast — nur durch die Englischen sehe ich noch etwas Land . . . So kann es mir an geistigen Promenaden eben nicht mangeln: und ich bin auch nicht träge, sie zu verfolgen . . . Bei Frommanns ist Alles sehr gut, und er ist sehr glücklich von seiner Reise zurückgekommen. Die gute Frau unterläßt nicht, meinem an ihr Haus gebundenen Bernhard freundlichen Unterricht zu geben. — Von Ludens neuererschaffnem Garten auf der mir gegenüber liegenden Anhöhe genießt man das schönste Panorama von Jena. — Nun meinen herzlichsten

Dank für Ihren Glückwunsch zu meinem heutigen dreiundachtzigjährigen Geburtstag und meine treuen Wünsche dagegen!"

Durch seinen Gönner, den alle edlen Bestrebungen fördernden Kanzler Friedrich von Müller, dessen „Gespräche mit Goethe“ ihren Platz neben Eckermann behaupten, erwirkte Gries die Widmung der neuen Ausgabe des Ariost an den Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar. „Möchten das Wert und die Zueignung des edlen und großmüthigen Fürsten nur weniger unwürdig sein!“ schrieb er dankend. „Die letztere ward unter Umständen (Tod eines geliebten Bruders, eigene Erkrankung) verfaßt, die für mich schwerlich ungünstiger sein konnten. Geht einer meiner liebsten Wünsche in Erfüllung, so hoffe ich in wenigen Monaten Ihnen meine Dankbarkeit persönlich ausdrücken zu können. Das Verlangen nach der Rückkehr in das geliebte Jugendland erwacht um so sehnlischer, je weniger das hiesige Klima meiner Gesundheit zuzusagen scheint.“ Die Hoffnung seines verstorbenen Bruders, des Hamburger Syndikus, die Deditation könne eine großherzogliche Pension im Gefolge haben, theilte unser Gries nicht, denn er hielt die Zeiten der Dichterpensionen für längst vorüber; und doch sollte ihm nachmals eine solche durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen werden, leider zu spät, kurz vor seinem Tode. „Der Großherzog ist sehr von Ihrer Zueignung des Ariost erbaut gewesen, wie alle andern,“ meldete ihm Knebel; und Goethe übersandte im Auftrage seines hohen Herrn die goldene Medaille: „in der Überzeugung, daß Sie sich an Bild und Inschrift der guten Zeiten erinnern würden, die Sie als der Unserige in dem fruchtbringenden Jena zugebracht und zu so viel edlen und schönen Bemühungen auch die Ihrigen angegeschlossen haben.“ Ohne einen noch größeren Gnadenbeweis ist Gries übrigens nicht geblieben. Die Ernennung zum Hofrat erfüllte ihn mit Freude. In seinem Dankschreiben heißt es: „Zwar nicht unter Höchst Ihrem Scepter geboren, habe ich dennoch den größten Theil meines Lebens in diesem beglückten Lande zugebracht; und wenn sich nicht bezweifeln läßt, daß da das Vaterland ist, wo wir uns bilden, so ist dieser Ort, dem ich meine ganze Bildung zu verdanken freudig bekenne, mehr meine Heimath, als Hamburg. Jena wird es noch mehr, seitdem Ew. Königl. Hoheit geruht haben, mich in die Zahl Höchst Ihrer Diener aufzunehmen; eine Hulb, an sich von höchstem Werthe, unschätzbar durch die großmüthige Art der Verleihung.“

Nach Jena hatte es ihn wiederum gezogen, Ausgang 1827, in die altgewohnten Kreise und Verhältnisse. Außer neue beschäftigte er sich mit Calderon und übermittelte, nach fünfjähriger Pause, Goethe den siebenten Band. „Der Verleger, Parthey, hat sich entschlossen, noch

diesen Band, gleichjam als enfant perdu, in die Welt zu schicken, um zu sehen, ob die sehr erloschene Theilnahme des Publikums sich einigermaßen beleben läßt. — Was die Wahl der Stücke betrifft, so bin ich hierin meiner besten Überzeugung und dem Rathe einsichtsvoller Freunde gefolgt. ‚Die Locken Abfalons‘ behandeln freilich ein etwas bedenkliches Thema. Aber davon abgesehen, daß Calderon fast buchstäblich sich an die biblische Erzählung gehalten, scheint dieses Stück beinahe mehr als jedes andere geeignet, alle Vorzüge des Dichters im vollsten Lichte zu zeigen. ‚Der Vorschlag‘ führt im Spanischen den Titel El Escondido y la Tapada. Ich habe jenen gewählt, weil unter ihm dieses Schauspiel schon vor fünfzig Jahren auf der Deutschen Bühne, freilich einer sehr lückenhaften Französischen Bearbeitung nachgebildet, einheimisch geworden. Vielleicht würde es auch jetzt noch bei zweckmäßiger Einrichtung mit Erfolg können dargestellt werden.“

Der wackere Zelter in Berlin berichtete an Gries: „Goethe hat mir schöne Worte über Sie geschrieben und mir schon den Mund wässern gemacht“; doch scheint die Epistel verschollen zu sein, worin der Meister seine Anerkennung dem Übersetzer direkt ausdrückt. Letzterer hatte viel unter der Konkurrenz zu leiden. August Wilhelm von Schlegel und Georg Otto von der Walsburg waren ehrenhafte Nebenbuhler, was sich von Karl Streckfuß nicht behaupten ließ. Als Professor Blanc in Dresden des Letzteren Verdeutschungen über Gebühr in der Allgemeinen Literatur-Zeitung gelobt hatte, konnte Gries nicht umhin, den Kritiker am 17. März 1828 folgendermaßen aufzuklären: „Herr Streckfuß machte mir, als er seinen Ariost herausgab, den Vorschlag, wer von uns Beiden zuerst stirbe, sollte dem Andern seine Arbeit zu freier Benutzung vermachen. Da ich hierauf nicht einging, hielt er beim Tasso vermuthlich diese Forderung für überflüssig und schrieb eine große Menge von Versen, selbst ganze Stanzas, mit weniger oder gar keiner Veränderung aus meiner Übersetzung ab. — Ich sehe mich nach beinahe dreißigjähriger Wirksamkeit in diesem Fache allmählich dem Vergessen preisgegeben. Ihnen schreibe ich dies, Ihnen sende ich meine Bücher, weil mir an Ihrem Urtheil zu viel gelegen ist, als daß ich nicht wünschen sollte, Sie in Stand zu setzen, es rein und partheilos zu fällen. Weiter verlange ich nichts, nicht einmal eine Recension, so erwünscht diese auch in vieler Hinsicht mir wäre. Ich bekleide kein Staatsamt, ich habe wenig oder gar keine literarische Verbindungen. Es ist daher eben kein Wunder, daß von meinen Leistungen öffentlich keine Notiz genommen wird. Da es indessen jetzt Mode zu werden scheint, sich testimonia (paupertatis) von Goethe ausfertigen zu lassen, so könnte ich leicht auch ein halb Duzend seiner Briefe, voll der

schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, in Druck geben, wenn es nicht leider schon zu bekannt wäre, daß der vortreffliche Mann in seinem Alter ebenso verschwenderisch mit Beifall ist; wie er in früheren Jahren damit fargte.“

Seinem berechtigten Groll gegen Streckfuß ließ Gries in vier Distichen, die ich in seinem Nachlaß fand, scharfe Worte:

Wünschst du Brutus zu sehn mit Pantalon, Frack und Krawatte,
Als Bierbengel, so lies Dante, von Streckfuß verdeutschet.

Nähm er die Verse zurück, die Du ihm gestohlen, so gliche
Dein Jerusalem, Freund, einem durchlöchernten Sieb.

Wie Du auch streckst den Fuß, Streckfuß, Du erreichst ihn nimmer;
Denn zum Erreichen reicht, Fäße zu strecken, nicht hin.

Nicht den Fuß nur allein streckt Streckfuß, auch wohl die Finger
Streckt er, wenn es ihm frommt, aus nach des Anderen Gut.

In Dresden wohnte einer der ältesten Freunde von Gries, Ludwig Tieck. Ihm sandte er Anfang 1829 seinen siebenten Calderon-Band und bemerkte dabei sehr treffend: „Es gehört zu den seltsamsten Widersprüchen unserer Zeit, daß, obwohl jeder weiß, wer und wie man recensiert, dennoch die Recensionen einen entschiedenen Einfluß auf den Absatz eines Werkes haben. Die ersten Bände des Calderon, die in den meisten kritischen Blättern mit Beifall angezeigt wurden, haben schon zum zweiten Mal gedruckt werden müssen; die letzten, von denen die öffentliche Kritik wenig oder gar keine Notiz genommen, sind noch im Überflus vorrätzig. Ich zweifle sehr, daß dieser Band größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird; aller Wahrscheinlichkeit nach wird mit ihm meine Übersetzung beschloffen werden. — Sie haben August Wilhelm Schlegel in Bonn gesehen. Allerdings wäre sein Urtheil mir besonders wichtig; allein obwohl ich ihm die früheren Bände des Calderon, die wiederholten Auflagen des Tasso und den neuen Ariost zugesandt, hat er nie mit einem einzigen Worte erwidert. Die alte Zeit unseres Zusammenlebens in Jena und Dresden scheint ihm ganz aus den Gedanken gekommen zu sein, sonst würde er doch wohl irgend ein Zeichen jeines Andenkens gegeben haben. Oder scheinen ihm meine Bestrebungen aller Theilnahme so ganz unwürdig? — Daß Friedrich Schlegel so plötzlich in Ihrer Nähe aus dem Leben scheiden mußte, hat mich um Ihrertwillen tief erschüttert. Und überdies, er war ja doch auch ein Genosse jener unvergeßlichen Zeit von 1797 bis 1799, an die ich noch immer nicht ohne ein sehnsüchtiges Verlangen zurückdenken kann. Zwar muß ich gestehen, geliebt habe ich ihn niemals, und das Thun und Treiben seiner letzten Jahre war mir von Herzen zuwider. Was

hat nur diesen eminenten Geist auf so bedauernswürdige Abwege leiten können? Ich habe ihn zu lange gekannt, um glauben zu können, daß es eigene, reine Überzeugung war. Wenigstens zu Anfang gewiß nicht, wenn er auch zuletzt vielleicht sich selber weiß machte, er glaube das Alles.“

Wiederholte Aufmunterung veranlaßte Gries zur Herausgabe seiner „Gedichte“, die in zwei Bänden 1829 erschienen. Ein begeisterter Verehrer derselben war der jüngere Sohn seiner Freundin Sophie Bohn, Alexis, der im Gegensatz zu seinem „großen“ Bruder Fritz der „kleine“ Bohn hieß. Alexis nun bejand sich als Teilhaber der Stuttgarter Drogenhandlung von Tobst just auf einer Geschäftsreise und las unterwegs abends, bei einer Pfeife Tabak, das Buch, das viele liebe Namen und gemeinsame Erlebnisse enthält. Er schöpfte heiteren Genuß daraus und sonnte sich recht daran, in Erinnerung an die Jenaer Jugendzeit. So entstand in ihm der Wunsch, dem lebenswürdigen Sänger als Dank für die köstliche Geistesnahrung ein Produkt seines Hauses zu schicken, und zwar ein Päckchen Thee. Der aromatischen Sendung fügte er eine Epistel in Knittelversen bei, worin es hieß: es werde den Dichter gewiß freuen wahrzunehmen, daß sogar eine trockene Kaufmannsseele zu seinen Bewunderern zähle. Wer aber dieser sei, wolle er nicht ausplaudern, nur verraten, daß er den Vorzug habe, Gries persönlich zu kennen und manchmal von ihm beim Whist. ausgescholten worden zu sein.

Hierauf nun erfolgte mit der Aufschrift: „Dem großen Unbekannten; zu erfragen bei Herrn Alexis Bohn in Stuttgart“ das nachstehende humorvolle

Theelied:

Aus der qualmenden Erholung
 Kehrt' ich Abends, matt und schwach,
 Eingeraucht bis zur Verkohlung,
 Heim ins stille Wohngemach.
 Und kaum öffn' ich meine Thüre,
 Weiß ich nicht wie mir geschah,
 Weil ich einen Duft verspüre,
 Lieblich wie Ambrosia.

Auf dem blanken Spiegeltischchen
 Liegt — wie kam es nur herein? —
 Lockend ein Packet. Boß Fischchen!
 Ruf' ich aus, was mag das sein?
 Brachte mir dies Angebinde
 Jrgend eine gute See?
 Eiligt macht' ich's auf und finde —
 Schöniten Caravanthee!

Ohne Säumen wird geklingelt,
Die Maschine bringt Frau Raß.
Wie der Dampf empor sich ringelt,
Nehm' ich auf dem Sopha Plaß.
Eh' ich nur den Thee bereitet,
Bin ich fast vor Sehnsucht krank;
Doch in meine Kehle gleitet,
Himmel, welch ein Göttertrank!

Aber nach der ersten Labe
Dringt die Neugier wieder ein:
Wer nur mag so edler Gabe
Edelmüth'ger Geber sein?
Soll sich jede Spur verlieren? — —
Ha, was werd' ich dort gewahr?
In dem Wüste von Papieren
Steckt ein Brief — in Versen gar!

Aber leider fehlt der Name;
Welch ein loser Schabernack!
Sicher ist es keine Dame,
Denn der Gute raucht Taback.
Kaufmann ist er, wie ich sehe;
Aus Süddeutschland, les' ich hier.
Doch wie ich auch forsch' und spähe,
Fremd sind diese Züge mir.

Daß ich ihn beim Whist gescholten,
Führt auf keine sichere Spur,
Weil, wie Lästler sagen wollten,
Dies gar Manchem widersuhr.
Kurz, ich weiß mir nicht zu helfen.
Denn die Dachsen stehn am Berg.
Nehm' ich's als Geschenk der Elfen,
Oder bracht's der grüne Zwerg?!

Doch welch sonderbar Gedüste
Sich in meine Nase drängt!
Mojchus, Ambra würzt die Lüfte,
Zwar mit Teufelsdreck gemengt.
Alles dies steigt aus dem Briefe
Wundersam gemischt heraus.
Wahrlich, mir ist fast, ich ließe
Jetzt vorbei an Jobstens Haus.

Endlich, endlich guckt der Nase
Aus dem Pfeffer doch hervor.
O wie gut, daß meine Nase
Nicht so taub ist wie mein Ohr!

Alles klar, bis auf das Eine —
Doch auch das errath' ich schon.
Ist's der Große? Ist's der Kleine?
Ja, es ist der kleine Bohn!

Nimm denn, großer Unbekannter,
Nimm für Deinen Göttertrank,
Meiner Seele Nahverwandter,
Nimm den allerschönsten Dank!
Und erblickt Du Herrn Alexis,
Sag' ihm, — dies nimm wohl in Acht —
Daß sein Brieflein cum annexis
Mir den größten Spaß gemacht.

Zur Vermählung von Alexis Bohn mit Sophie Spring improvisierte
Gries folgende launige Strophen für die glückliche Mutter:

Der erste April.

Es ist im Jahr ein schlimmer Tag,
Den niemand loben will,
Was er auch Gutes künden mag: —
Der Erste im April.

Die gold'nen Berge sind sein Theil,
Die lächelnd er verspricht;
Doch — was er sagt von Glück und Heil,
Man glaubt, man traut ihm nicht.

Und wie sollt' ich dem Tage trau'n,
Als er traf schmeichelnd ein
Und sprach: „Willst du den Bräut'gam schau'n
Vom lieben Töchterlein?“

Im fernen Lande, schmuck und klug,
Wuchs er am Ostseestrand.“ —
(O, seht mir des Aprilen Trug,
Wie fed er das erfand!)

„Du thust mir Unrecht“, sprach der Tag,
„Dies hier von ihm den Brief!“
(Wer den geschrieben haben mag!
Ich ohne Glauben rief.)

Da thut sich wahrlich auf die Thür'
Am Ersten vom April;
Ein würd'ger Mann, er steht vor mir;
Ach, weiß ich, was er will?

Er spricht so herzlich und so ernst,
Wirbt um der Tochter Gunst —
(April, wenn du so lügen lernst,
Das nenn' ich eine Kunst!)

Herzliebe Tochter, komm heran!
Besinne Dich fein still!
Es wirbt um Dich ein würd'ger Mann ..
Am Ersten vom April.

Und sieh! mein Kind erröthet, schweigt, —
Es schweiget nicht zu lang;
Zu holdem Za sich's freundlich neigt,
Ihm ist vor Trug nicht bang. . . .

Da fliehet April und eilet Mai,
Und schwindet Mond an Mond:
August, der heiße, kommt herbei,
Der alle Welt durchsonnt.

Vor seiner Klarheit Sonnenlicht
Besteht kein Lug, kein Tand.
Aprilen-Liebe, weichst du nicht?
Rein, du hältst redlich Stand.

Glücksel'ge Mutter sitz' ich hier,
Die Kinder um mich her;
All' aus der Ferne brachten mir
Der treuen Kinder mehr. . . .

Doch nun, am frohen Hochzeitmahl,
Wem gilt der erste Trank?
Wer hat geschmückt den Freudenjaal,
Sagt, wem gebührt der Dank?

„Nächst Gott“ — erschallt es da beim Schmaus —
„Dem Ersten vom April!
Der bleibe fern von unserm Haus,
Der ihn uns schelten will!

Er ist der Lieb', er ist der Treu',
Er ist der Tag der Lust!
Begeht ihn alle Jahre neu,
Eins an des Andern Brust!“

Bei Übersendung der Gedichte an seinen Gönner, Kanzler von Müller, bat der Verfasser, den im Vorwort aufgestellten Gesichtspunkt nicht außer Augen zu lassen und den größten Teil als Erzeugnisse eines jugendlichen Dilettantismus zu betrachten, der auf Dichterruhm keinen Anspruch macht. „In der That ist es mir seit dreißig Jahren sehr klar gewesen, daß ich zum Dichter nicht geboren bin. Wenn ich dem ungeachtet mich der freundlichen Gewohnheit des Versemachens nicht ganz habe entäußern können, so würde ich doch, ohne jene Aufforderung, zur Sammlung meiner poetischen Versuche schwerlich den Muth gefaßt haben. Im Übrigen bin ich sehr zufrieden, wenn man mich für einen leidlichen Übersetzer gelten läßt.“ Diese durchaus niedrige und be-

scheidene Selbstschätzung wird wohl kein Leser für bare Münze nehmen. Gries hätte getrost eine größere Auswahl darbieten können, namentlich von heiteren Gelegenheitsverjen. Er legte vieles zurück in dem Glauben, daß gerade seine besten Späße nicht für die Öffentlichkeit paßten. Eine kleine Blütenlese aus seinem mir zur Verfügung gestellten Nachlaß, lose aneinander gereiht, dürfte allgemein interessieren. **Witz, Satire, Gedankentiefe, Armut und Schwung** wechseln ab.

**Bist Du wie Schiller Poet? Helas non! Kunstrichter wie Lessing?
Point du tout! Doch wie Kloß Kläffer und Zänker. Mais oui!**

**Nun, wie gefällt Dir, mein Freund, Philippis letzte Novelle?
Drutus und Keiner fortan wird bei Philippi mich sehn.**

**Deutschlands bestes Gedicht ist ja die bezauberte Rose;
Und Dir mißfällt sie? — Wer mag Honig, mit Zucker candirt?**

**Wenig hat immer getaucht das ganze Geschlecht der Pilate;
Wie zu den Zeiten Tibers kreuzigt es Christum noch heut.**

**Wie aus der wärmenden Hülle des Schnees das duftende Glöckchen,
Sprießt aus dem silbernen Haupt Blüthe des Geistes hervor.**

**Fünzig Jahre, mein Zeus, gebraucht ich, um leben zu lernen,
Setzt noch fünfzig, und dann hab' ich auch sterben gelernt.**

Am Geburtstag einer Abgeschiedenen.

**Jährlich dieses Fest erneuen
Wollen wir mit Dank und Lust.
Denn es müssen Deine Treuen
Mehr sich des Gewinns erfreuen,
Als betrauern den Verlust.**

**Versiegt ist mir der Mufenborn,
Drum kann ich keine Verse geben,
Nur eine Rose mit dem Thorn —
Das treue Bild von unserm Leben.**

An Alwine Frommann zum Geburtstag.

**Da kommt der liebe Tag im März,
Der Rosen sollte bringen;
Allein es läßt sich nirgendwärts
Ein Rosenkind erschwingen.
Statt solcher giebt es Eis und Schnee
Und Ungemach und bitteres Weh,
Nebst andern schlechten Dingen.**

Die Rose, die Du lieber liebst
Als roth' und weiße Sprossen,
Der Du den Preis vor allen giebst,
Sie ist und bleibt geschlossen.
Vergebens pocht' ich an ihr Haus,
Sie macht nicht auf, sie guckt nicht aus;
Das hat mich sehr verdrossen.
Zwar könnt' ich diesmal aus der Haut
Wohl eine Rose schneiden,
So roth, so roth! — allein mir graut,
Sie brächte Dir nur Leiden.
Sie hat gar einen scharfen Dorn
Und kratzt und sticht in ihrem Jorn;
Du wirst sie mir nicht neiden.
Nun hab' ich hier ein armes Ding,
Das will für Nöslein gelten;
Allein es ist so gar gering,
Ich fürchte, Du wirst schelten.
Doch mehr giebt, als er hat, ein Dieb.
Drum sei so gut und nimm fürlieb
Und laß mich's nicht entgelten.

Als im Sommer 1830 Friedrich Johannes Frommann seine frohe Verbindung mit Fräulein Wilhelmine Günther feierte, beglückwünschte Gries die Braut mit folgender Glosse.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Mädchen, hat ihr Ungemach,
Selbst die besten Männer gehen
Ihren Launen öfters nach.

Also ist es wirklich wahr,
Was man in der Stadt vernommen?
Ist der Hochzeitstag gekommen?
Heute tritt das werthe Paar,
Frei und Minchen, zum Altar.
Doch mit zum Altare Gehen
Ist nicht Alles noch geschehen,
Ohn' ein kräftig Weihgedicht,
Bestes Kind, bestände nicht
Selbst die glücklichste der Ehen.
Sicher, ohn' ein Hochzeitscarmen
Wäre selbst das schönste Fest,
Das sich jemals feiern läßt,
Eine Wirthschaft zum Erbarmen.
Aber wehe, weh dem Armen,
Der sich legt auf dieses Fach!
Allen Mängeln spürt man nach;
So viel Gäite, so viel Richter!
Glaub' es, auch die Kunst der Dichter,
Mädchen, hat ihr Ungemach.

Segen, Sonne, Glück und Heil
Muß das Hochzeitscarmen spenden,
Und bis zu des Lebens Enden
Werd' es, Beste, Dir zu Theil;
Alles dies ist bei mir feil.
Und in so beglückten Ehen
Ist es leicht zu übersehen,
Wenn, mag's regnen oder schnei'n,
Oft nach Löbßtädt, Ziegenhain
Selbst die besten Männer gehen.

Endlich muß das Hochzeitslied
Nach der Sitte würd'ger Alten
Einen scheuen Wink enthalten,
Der nicht immer zart gerieth:
Ehe noch ein Jahr entfliehet,
Tönt vielleicht manch leises Ach
In der jungen Frau Gemach.
O, wie wird's den Mann beglücken!
O, dann giebt er mit Entzücken
Ihren Launen öfters nach.

Die sämtlichen Diffizianten der Frommannschen Buchdruckerei hatten Gries um ein Festgedicht zur Hochzeit ihres Prinzipals gebeten; er erfüllte ihren Wunsch durch folgendes witzige Sonett:

Wir, Deine Sezer, Drucker, Correctoren,
Nah'n heute Dir in fröhlichem Gemengel.
Gefeiert wird: es ruht der Presse Bengel,
Und warten mögen, schimpfend, die Autoren.

Denn dieser Tag, zum Feste Dir erkoren,
Zum Bundesfest mit einem holden Engel,
Sei ganz durchschwärmt, durchjauchzt; all' unsre Mängel
Verzeihst Du heut', im Wonneraustich verloren.

Und wohl mit Recht! Wir Neuen übertrafen
Die Aelteren oft; doch Du wirst mehr bewundert,
Als unsrer Kunst preiswürdigste Notabeln.

Denn bald, zum Staunen aller Typographen,
Schenkst Du der Welt, im neunzehnten Jahrhundert,
Trotz Gutenberg, die schönsten Zukunabeln.

In den Herbst desselben Jahres fiel für Gries eine andere schöne Feier: seine älteste geliebte Schwester Johanna, verwitwete Stresow, in Hamburg beging am 17. Oktober 1830 ihren siebenzigsten Geburtstag. Dazu widmete er ihr die tief empfundenen Strophen:

O selig, wem im Schooß der Seinen
Ein ruhig Leben froh entflieht,
Wer, wo er früh der Sonn' Erscheinen,
Am Abend auch ihr Scheiden sieht;
Wer thätig, heiter, still zufrieden
Verlebt ein wohlgeordnet Sein!
Dies Glück — der Himmel hat's beschieden
Den Besten nur, und es ist Dein.

Sieh um Dich her bei diesem Lichte,
Das siebzig Jahre Dir gestrahlt,
Wie sich auf jedem Angesichte
Das schönste Bild der Freude malt,
Sieh Deine Töchter, Deine Söhne,
Ein vierfach hochbeglücktes Paar,
Nimm die lauten Jubeltöne
Von Deiner Entel froher Schaar.

Und sieh, wie viele noch, wie viele,
Die Deiner Liebe nahe steh'n,
Inbrünstig, bis zum fernsten Ziele,
Für Dich des Segens Füll' erklehn!
Und, o wie viele, viele heben
Im Stillen heute Herz und Hand
Und steh'n auf Dein geliebtes Leben
Des Glückes dauerndsten Bestand!

So blid' auch ich, in weiter Ferne,
Zum Himmel stehend heut' hinauf,
Daß heit'res Licht der schönsten Sterne
Erhelle Deines Abends Lauf.
Wohl trennten uns schon lange Jahre;
Doch was ich aus dem Lenzgefühl
Der ersten Jugend mir bewahre,
Knüpft sich an Dein geliebtes Bild.

Wie aus vergangner Jahre Schatten
Mir deutlich noch der Tag erscheint,
Der mit dem vielgeliebten Gatten
Zum schönsten Bunde Dich vereint!
Noch seh' ich, wie die Silberrobe
Den jugendlichen Leib umschloß,
Wie jeder Mund in lautem Lobe
Der holden Jungfrau sich ergoß.

Wie drängten Eltern, Gatte, Schwestern
Und Brüder da sich froh heran!
Wie froh! — Mir ist, als war es gestern;
Und ach, wie manches Jahr verrann!

Wie mancher Theure, der im Strome
Der Zeit von unsrer Erd' entchwand,
Schaut segnend heut vom Himmelsdome
Und breitet über Dich die Hand.

Die Jahre floh'n; der munt're Knabe,
Der Dich als junge Braut umsprang,
Geht jetzt am ehrenfesten Stabe,
Gemess'nen Schrittes, seinen Gang.
Erloschen ist der Augen Feuer,
Gebleicht das braune Lockenhaar,
Doch Du bist ihm, wie damals theuer;
Sein Herz — noch ist es, wie es war.

O könnt' ich heut, Geliebte, Beste,
In Deiner theuren Nähe sein,
Um an die Schaar der frohen Gäste
Mich als der froheste zu reih'n!
Doch Berg und Thal und Ebne liegen,
Weit trennend, zwischen Dir und mir,
Und meine heißen Wünsche fliegen
In leisem Nachhall nur zu Dir. —

So sang ich im durchströmten Thale,
Am erl'umfränzten Wiesenbord.
Nimm dieses Blatt, du rasche Saale,
Mit dir zur Schwester-Elbe fort!
Und wenn vielleicht die kleine Welle
Bei Rothenburg vorüber flieht,
Leg an des Ufers grüne Schwelle
Zu Ihren Füßen dieses Lied.

Drei Monate später entriß der Tod ihm die Schwester, seine zweite Mutter. „Ich habe mit ihr meinen besten Halt, meine sicherste Stütze verloren,“ klagte er seinem Freunde Nist. Vor sieben Jahren lebten noch alle seine neun Geschwister, in diesem kurzen Zeitraum starben sechs, darunter die trefflichen Brüder Johannes Gries, Syndikus von Hamburg und Bundestagsgesandter († 1827), und Dr. Ludwig Gries († 1828), sowie sein Schwager Stresow. „Was werde ich jetzt noch in meiner Vaterstadt finden? — Nichts als Gräber!“

Diese sehr schmerzlichen Verluste machten ihn eine Zeitlang für alles andere unempfänglich, doch richtete ihn das Vorbild Goethes wieder auf. „Unser alter Goethe“, schrieb Gries einem Freunde am 11. April 1831, „hat sich von der lebensgefährlichen Krankheit, die der Tod seines Sohnes ihm zuzog, zum allgemeinen Erstaunen völlig wieder erholt. Jetzt befindet er sich so wohl, wie Wenige seines Alters, und ist unaufhörlich thätig, wie keiner. Seine Hauptarbeiten scheinen der

Fauft und die Wanderjahre zu sein. Außerdem ist er mit Niemer beschäftigt, seine Briefe und andere Papiere zu sichten, zu ordnen und zum Theil zu verbrennen. Gewiß haben wir noch manches Erfreuliche von diesem ewigen Jünglinge zu erwarten.“

Ihn selbst suchten bald darauf schwere körperliche Leiden heim: der Verlust des Gehörs, die Lähmung der Hände. Nur mit Mühe vermochte er mit den gichtischen Fingern die Feder zu halten, durch eine sinnreiche Vorrichtung. Seine letzte größere Arbeit war, des Italienischen Dichters Bojardo Epos *Orlando innamorato*, Vorläufer von Ariosts *Orlando furioso*, ins Deutsche zu übertragen. In dieser Angelegenheit schrieb er den 22. Juni 1835 an Rat Fritz Schloffer, Goethes Sachwalter, zu Frankfurt am Main: „Sie haben die Güte gehabt, als ich vor acht Jahren bei einer für mich sehr traurigen Veranlassung Ihre Vaterstadt besuchte, mich so freundlich aufzunehmen, daß ich, hierauf und auf unsere vieljährige Bekanntschaft mich stützend, Ihnen einen Wunsch zu eröffnen wage. Ich habe erfahren, daß Sie eine alte Ausgabe von Bojardos *Orlando innamorato* besitzen. Schon seit mehreren Jahren beschäftigte ich mich mit einer Übersetzung dieses Gedichts, die jetzt zur Hälfte vollendet ist, und deren erster Band nächsten Michaelis erscheinen wird. Eine von der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart geliehene Ausgabe von 1543, nachdem ich sie zwei Jahre in Händen gehabt, wird mir jetzt wieder abgefordert. Die Vergleichung mit einer alten Ausgabe bleibt mir doch von höchster Wichtigkeit. Wären Sie nun wohl geneigt, mir die Ihrige anzuvertrauen? — Ob dieses Bittschreiben Sie in Frankfurt findet, bezweifle ich fast. Wahrscheinlich bringen Sie die schöne Jahreszeit auf Ihrem herrlichen Landsitze zu, in jener einzigen Gegend, wo auch ich zwei meiner schönsten Jugendjahre verlebt habe. Wie sehr mußte ich bedauern, als ich im August 1827 einige Tage in Heidelberg weilte, Sie dort zu verfehlen! Man sagte mir in Stift Neuburg, Sie wären auf einer Badereise begriffen. Nun werde ich wohl schwerlich mehr so glücklich sein, Sie in Ihrem Elysium zu sehen.“

Dem früher schon genannten Kanzler Friedrich von Müller dankte Gries am 8. Januar für ein reiches Gnadengeschenk, welches die kunstbegeisterte Großherzogin Maria Paulowna in huldvoller Teilnahme ihm und der Vollendung seines Bojardo zugewandt. Hier nun gewinnen wir einen tiefen, uns mit herzlichem Mitgefühl erfüllenden Einblick in sein bisheriges Leben und in seine bedrängte Lage: „Weniger bei Ihnen, als bei irgend jemand, wünschte ich in den Verdacht eines unverzeihlichen Leichtsinns zu gerathen, weil ich in früheren Jahren eine Laufbahn wählte, die mir jetzt freilich mehr Dornen als Rosen darbietet. Mein Vater

hinterließ mir vor dreiunddreißig Jahren ein kleines Vermögen, das hinreichend schien, mir auch dann den Unterhalt zu sichern, wenn Alter oder Krankheit meinen Arbeiten ein Ziel setzen würden. Wer konnte damals voraussehen, was wir seitdem erlebt haben? Die Franzosen besetzten meine Vaterstadt Hamburg; das Continental-System zerrüttete allen Handel, und unter so vielen, die durch diese Umwälzung um das Ihrige kamen, war auch ich. Das mir nahverwandte Haus, dem ich mein kleines Vermögen anvertraut hatte, sah sich genöthigt, nach langer Gegenwehr, im Jahre 1817 seine Insolvenz zu erklären; ich verlor mein ganzes väterliches Erbtheil. Aber ich stand damals im kräftigsten Mannesalter; meine Arbeiten fanden Beifall und Absatz, und die Sorge blieb mir noch lange fern. Das Alles hat sich nun geändert. Die Jahre sind herangerommen, von welchem es heißt: sie gefallen uns nicht. Die Neigung des Publicums hat sich von der Poesie ab, auf andere Gegenstände gerichtet. Tasso und Ariost sind jetzt, wie man es nennt, nicht zeitgemäß; und wenn sonst das befreite Jerusalem, den Nachdruckern und Nachübersetzern zum Troste, alle sechs Jahre von neuem aufgelegt werden mußte, so ist jetzt in zwölf Jahren kaum die Hälfte der letzten Auflage verkauft worden. Zum Theil ist dies auch die Schuld der beißellos wohlfeilen Taschen-Ausgaben und der schmählichen Herabsetzung der Bücherpreise. Seitdem man fünfundfünfzig Bände von Goethe für acht Thaler kaufen kann, will niemand mehr für ein Werk von drei oder vier Bänden ebenso viel bezahlen. So hat, seit dem Beginn meiner Schriftsteller-Laufbahn, der Stand der Sachen auf eine Weise sich umgewandelt, die keine menschliche Einsicht damals voraussehen konnte.“

Noch zwei Briefe richtete er an den erwähnten Gönner, den ersten unterm 28. März 1837 bei Überreichung des zweiten Bandes von Bojardo: „So wären nun drei Viertel des langathmigen Werkes beendet, und wenn ich Leben und erträgliche Gesundheit behalte, hoffe ich in Jahresfrist den letzten Theil liefern zu können. Wahrscheinlich würde ich von diesem schon ein gutes Stück übersetzt haben, wäre nicht ein ganz unerwartetes Hinderniß dazwischen getreten. Im vorigen Herbst kündigte nämlich Herr Frommann mir an, es sei auf diesen Ostern die fünfte Auflage des Tasso unumgänglich erforderlich. So ungerne ich nun eben jetzt den Bojardo bei Seite legte, konnte ich doch gegen seine Gründe nichts einwenden, da die letzte Auflage völlig erschöpft ist. So habe ich vier Monate abermals auf die sorgfältigste Revision verwandt; und obwohl nach dreimaliger Umarbeitung der ersten Übersetzung von 1800 ich mich so ziemlich an der Grenze meines Vermögens befand, habe ich doch an mehr als zweihundert Stellen zu

ändern und nach Kräften zu bessern gesucht. Daß ich während des Winters meine Wohnung nur selten verlassen konnte, kam meinem Fleiße um so mehr zu statten, als meine noch immer lahme Hand dem rascheren Arbeiten sehr hinderlich ist. — Was ich nun noch auf dem Herzen habe, wage ich kaum Ihnen zu eröffnen. Sie selbst wissen am besten, wie sehr ich Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin verpflichtet bin. Der Wunsch, dieser huldreichen Fürstin irgend ein, wenn auch nur geringes Zeichen meiner innigsten Dankbarkeit geben zu dürfen, ist wohl sehr natürlich. Nun, habe ich schon früher durch Frau von Wolzogen erfahren, daß meine Übersetzung des befreiten Jerusalem das Glück gehabt hat, Ihrer Königlichen Hoheit nicht zu mißfallen, ja, daß die Frau Großherzogin dieselbe mit Ihren erlauchten Prinzessinnen Töchtern zu lesen gewürdigt haben. Finden Sie es da wohl schicklich, daß ich ihr die neue Auflage zu widmen wagte? — Wie ich vor acht- unddreißig Jahren meine literarische Laufbahn mit dem Tasso begonnen habe, werde ich sie nun auch wohl mit demselben beschließen, falls es mir nicht vergönnt sein sollte, den rückständigen Theil des Bojardo zu beendigen. In meinem Alter ist es endlich Zeit, die Leier niederzulegen.“

Geheimrat von Müller theilte ihm bald darauf die ausgewirkte Bewilligung mit. „Wenn es Ihr Ernst ist,“ gestand Gries in seinen Dankeszeiten vom 5. April, „was Sie von der Zueignung des Ariost an den höchstseligen Großherzog Freundliches zu sagen belieben, so muß ich leider befürchten, diesmal sehr weit hinter Ihrer Erwartung zurückzubleiben. Gewiß ist der Gegenstand nicht minder schön und würdig und wohl geeignet, eine noch ungechwächte Kraft zu begeistern. Aber diese letzten sieben Jahre, die ich, fast immer kränkelnd, in angestrengtester Arbeit zugebracht, haben mich, in geistiger wie in körperlicher Hinsicht sehr erschöpft. Auch dieser Winter hat mir wenig leidliche Tage gewährt und der rauhe Frühling meinen Zustand eher verschlimmert, als verbessert. Nur dieses kann ich versprechen, daß ich den ganzen Rest meiner Kraft ausbieten werde, um wenigstens etwas der erhabenen Fürstin nicht gänzlich Unwürdiges hervorzubringen.“

Die poetische Guldigung erwiderte die hohe Frau durch ein schmeichelhaftes Handschreiben und durch das Geschenk einer schönen goldenen Dose. „Es war dies ein heiterer Abendsonnenblick seines langen Jenaischen Lebens.“ Immer stiller und einsamer wurde es um den fast ganz gelähmten Junggesellen. Goethe und Knebel waren entschlafen, und als nun der Frau Frommann auch ihr greiser Gatte in den Tod folgte, hielt unsern Gries kein enges, altes Freundschaftsband mehr an Jena fest. Sein einziger noch lebender Bruder Franz entführte ihn nach Hamburg,

in seine Vaterstadt, im Herbst des Jahres 1837. In der Heimatluft erholte er sich etwas und hat hier noch fast ein Lustrum in leidlichem Wohlsein gehaust.

Aus diesem letzten Zeitabschnitt liegen vier Briefe vor mir, die seine nie erloschene Anhänglichkeit an Jena und seine literarischen Interessen klar bekunden. Hoch erfreute ihn ein neuer Gnadenbeweis der Frau Großherzogin. Er hatte in einem Schreiben an den Kanzler von Müller zufällig geäußert, ob Gotta nicht das bisher Ungedruckte, das in der neuesten Ausgabe von Goethes Werke enthalten sei, besonders werde drucken lassen. „Der Kanzler hatte meinen Brief,“ so schrieb Gries an Fritz Frommann den Jüngern unterm 2. August 1839, „der Großherzogin mitgetheilt und diese ihm sogleich aufgetragen, mir die neueste Goethe-Ausgabe in ihrem Namen zu senden, damit ich nicht zu lange auf die Supplementbände warten sollte.“ Ist das nicht sehr huldreich, sehr freundlich? — Die vortreffliche Fürstin soll, nach Müllers Versicherung, dabei den Wunsch geäußert haben, daß ich wieder nach Jena zurückkehren möge. Dies ist nun leider ganz unmöglich. Ich hätte in Jena bleiben können, wenn man mich nicht überrascht, nicht von allen Seiten auf mich eingepredigt und besonders, wenn ich damals die Möglichkeit eingesehen hätte, auch mit lahmen Händen zu schreiben. Aber zurückkehren kann ich nicht. Meine Existenz in Jena ist einmal gänzlich vernichtet, meine hiesige (so viel möglich) fest begründet. Und doch weiß ich nicht, was ich thäte, wenn ich zehn Jahre jünger und völlig gesund wäre. Aber im fünfundsiebzigsten Jahre, von allen Beschwerden des höheren Alters geplagt, ein neues Leben von vorn anzufangen — das geht nicht. Und wie könnte ich meine Verwandten verlassen, die mit so liebevoller Umsicht für Wartung und Pflege, für alle meine körperlichen Bedürfnisse sorgen? Außer Ihrem freundlichen Hause, lieber Frommann, würde doch Niemand an mir ernstlichen Antheil nehmen. Wie verlassen von allen Uebrigen war ich schon in den letzten Jahren! — — — Von Alwine meldet man mir, dieser gefalle es besser in Berlin, als in Schöneberg; was vielleicht auf die puissance deutet, wovon Sie einmal schrieben . . . Sie ausgenommen, habe ich lauter briefsaule Verleger. Sollten Sie glauben, daß ich seit dem April weder von Parthey noch von Nicolai eine Zeile gesehen habe? Ich fragte an, ob ich den fertigen ersten Theil einzeln absenden oder mehrere Theile zusammenlassen sollte. Altum silentium! NB. Parthey hatte den Wunsch geäußert, die Revision möglichst beschleunigt zu sehen. Wenn doch die Verleger bedächten, daß solche gänzliche Nichtachtung auf den Fleiß und Eifer der Autoren nothwendig nachtheilig einwirken muß! . . . Aber wie haben Sie sich das 5. Portfolio entziehen lassen?

Diese Sammlung ist höchst interessant, und ich begreife nicht, weswegen noch kein Verbot ergangen ist. Die Vorstellung des Magistrats an den Bundestag ist vortrefflich — bis auf den einen Punkt, über den man nicht hinaus kann, der sich wohl einigermaßen entschuldigen, aber niemals gründlich rechtfertigen läßt: der Zusammenritt und die legale Thätigkeit der Kammer von 1838. — Den 23. Juli brachte ich einige sehr schöne Stunden in Flottbeck zu. Elise Campe hatte uns zum Frühstück eingeladen. Es war ein vollkommen schöner Tag. Das Frühstück nahm ziemlich viele Zeit weg, und um fünf Uhr mußten wir schon wieder in der Stadt sein. So blieben nur wenige Stunden zum Lustwandeln in den herrlichen Anlagen. Besonders ergözte mich abermals die unergleichliche Aussicht von der Kienstedter Ecke. Wie schade, daß Flottbeck so weit entfernt ist! — Mein Sommerleben ist im höchsten Grade einsam und einförmig. Etwa alle drei Wochen fahre ich nach Stresows Garten, was eine ziemlich kostbare Partie ist. Nicht einmal zum Wandsbeker Pferderennen konnte ich Gesellschaft finden und habe nichts davon gesehen. Was ich allenfalls zu Fuß abgehen kann, Jungfernstieg, Wall, Rotherbaum, macht mir gar kein Vergnügen. So sitze ich meistens auf meiner Stube, wo Besuche im Sommer sehr selten sind. Bei allem dem kostet mein hiesiges Etablissement ein starkes Dritteltheil mehr, als das in Jena, und ist nicht halb so bequem und angenehm. Leugnen will ich jedoch nicht, daß meine Gesundheit, im Ganzen, hier besser ist, als sie dort in den letzten Jahren war; nur die Hände sind noch ebenso lahm. Daß ich heute leidlich schreibe, kommt von der guten Stahlfeder, die ich zufällig attrapirt habe.“

Ja, wüßten wir nicht, welches Gichtleiden ihn plagte, wie mühselig er sich eine Doppelhändeschrift eingeübt hatte, wir würden es einfach nicht glauben. Denn die Buchstaben sind fließend, rein und fast wie gestochen, die vier Oktavseiten eng vollgeschrieben.

Alwine Frommann stand ebenfalls mit Gries in Korrespondenz. Die geist- und gemüthvolle Freundin, deren Schicksale ich in meinem Buche „Bei Goethe zu Gaste“ geschildert habe, war damals noch Hausdame bei dem Preussischen Kultusminister Freiherrn von Altenstein, der in Schöneberg bei Berlin wohnte. Nach seinem am 14. Mai 1840 erfolgten Tode trat sie gleichsam in den Hofstaat der Königin Augusta, der kunstsinnigen Weimariischen Fürstentochter, und zwar als Vorleserin. Gries kannte Alwine von Jugend auf, und er wünschte oft, sie in seiner Nähe zu wissen; indes fürchtete er, es würde ihr nach Jena, Weimar und Berlin nicht sonderlich in Hamburg gefallen. „Ging es mir doch ungefähr auch so,“ schrieb er ihr am 29. Dezember 1840, „wenigstens im Anfang. Jetzt, nach drei Jahren, bin ich zwar ziemlich eingewohnt;

aber ich denke oft an schönere Zeiten zurück. Indessen muß ich bekennen, daß ich über Hamburg im Allgemeinen nicht aburtheilen darf. Es mag hier wohl einige Kreise geben, in welchen ein regeres, geistigeres Leben herrscht, als in dem meinigen; aber mein schweres Gehör, meine Unbehilflichkeit, hält mich von Allem fern, was nicht zu meiner Familie gehört. Selbst Elise Campe, die ich gern recht häufig sehen möchte, sehe ich nur sehr selten. Wir wohnen unendlich weit auseinander. Im Winter kann ich zu Fuß gar nicht ausgehen, und im Sommer lebt sie in Flottbeck. Doch habe ich sie neulich an ihrem Theetische besucht und fand auch Sophie Hanbury dort, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte. Ein schöner Abend, und welche Erinnerungen an die schöneren von 1810! — — Daß der Minister so arm gestorben ist, gereicht ihm zum großen Ruhm, aber seinen Hinterbliebenen nicht sehr zum Vortheil. So haben Sie denn seinen häßlichen Tabacksqualm, der Ihnen so oft Kopfschmerz verursacht hat, bloß pour l'amour de Dieu und zum Nutzen des Preussischen Staats eingeathmet? Dafür allein verdienten Sie eine Pension. Schöneberg habe ich mir immer als eine große, prächtige Villa gedacht; und nun höre ich, es ist so klein, daß außer den Besitzern und Ihnen Niemand eine Nacht dort zubringen kann. . . . Mein Tasso und Ariost gehören (wie die Hallische Allgemeine Literatur-Zeitung verkündigte) beinahe schon zu den Antiquitäten. Kein Wunder! Ist doch der Übersetzer selbst zur Antiquität geworden! — Es scheint, daß mein kleiner Calderon in der winzigen Gestalt mehr Beifall findet, als in seinem natürlichen Format. Es ist wahr, daß ich an einem achten Theil arbeite, und daß ich sogar die Reinschrift des ersten Stückes in diesen Tagen beendigt habe. Aber zu dem zweiten habe ich noch nicht einmal eine Wahl getroffen. Dies ist nicht so ganz leicht; fünf der besten Schauspiele hat Schlegel mir vorweggenommen. Zwar rathen Manche, ich solle diese noch einmal übertragen; aber dazu werde ich mich nie entschließen. Der Grund ist ganz einfach: ich wüßte es nicht besser zu machen und müßte also, um das beständige Zusammentreffen zu vermeiden, es nothwendig und vorsätzlich schlechter machen; was man mir doch nicht zumuthen kann. — Wie schlimm es mir mit dem armen Bojardo geht, wissen Sie wohl kaum. Herr Regis hat kürzlich eine Übersetzung herausgegeben, die er als die erste Verdeutschung proclamirt, obwohl die meinige schon vor fast zwei Jahren beendigt erschienen ist. Er behauptet nämlich, diese sei nicht vollständig, weil ich von den 4500 Stanzas des Bojardo fünf oder sechs (wegen zu großer Unanständigkeit) ausgelassen habe. Deshalb glaubt er sich befugt, mir das wohlverdiente Recht der Erstgeburt zu rauben. Das Tollste aber ist dieses, daß der Mensch die Frechheit gehabt hat,

46 Seiten meiner Vorrede größtentheils wörtlich abzudrucken. — Sollte denn kein Recensent diese Freibeuterei rügen?"

Gries ist nicht der einzige Schriftsteller, der unter solchen Piraten zu leiden gehabt hat. Dafür bescheerte das Schicksal ihm aber eine Schadloshaltung schönster und seltenster Art.

Der Universitäts-Professor Leopold Dorotheus von Henning in Berlin, Hegels Anhänger und Herausgeber der Berliner Jahrbücher, in enger Fühlung mit Jena, nicht ohne Einfluß am Preussischen Hofe, suchte den Lebensabend des von ihm hochgeschätzten Mannes freundlich zu erhellern durch eine außerordentliche Gunstbezeugung des Kunst und Literatur liebenden Königs Friedrich Wilhelm IV.

Elise Campe, die treue Freundin, Verfasserin des als Handschrift gedruckten, anonym erschienenen Büchleins „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries“ berichtet darüber: „Ganz ohne Veranlassung von Seiten unseres Dichters, allein in Anerkennung seiner Verdienste um die Literatur, hatte der König von Preußen dem Hofrath Gries eine jährliche Pension von dreihundert Thalern auszusetzen geruht. Ihm selbst kam diese Gnade sehr unerwartet und gereichte ihm keineswegs zur Freude, er mochte auch nicht gern davon reden und wies jede Beglückwünschung zurück.“

Das entspricht denn doch nicht den Tatsachen, wie zwei bisher unbekannte Briefe beurlunden. „Euer Hochwohlgeboren erhalten hiebei die vielbesprochene Eingabe,“ schrieb Gries unterm 13. April 1841 an Professor von Henning. „Ihre höchst zweckmäßige Correctur habe ich mit Vergnügen adoptirt; hinsichtlich der Sache ist Alles geblieben wie es war. Welches nun auch der Erfolg sein mag: immer bleibt mir der unschätzbare Gewinn, einen so theilnehmenden Freund gefunden zu haben, wo ich keinen zu erwarten berechtigt war. — Hoffentlich werden Sie dieses Schreiben bei Ihrer Rückkehr aus Thüringen vorfinden. Sind Sie nicht auch nach meinem lieben Jena gekommen? Irre ich nicht, so sind Sie mit der Familie des Präsidenten von Ziegenfar verwandt, die mir seit mehr als vierzig Jahren befreundet ist. Manchen glücklichen Tag meiner Jugend habe ich in dem schönen Drackendorf verlebt.“

Für die Verleihung des königlichen Ehrensoldes dankte Gries dem Vermittler am 24. Juni: „Als ich Ihre gütige Zuschrift vom 16. dieses erhielt, litt ich an einer schmerzhaften Krankheit, die mich auf einige Wochen zum vollkommenen Trappisten machte, da sie mir Nahrung, Schlaf, Sprache, jede geistige Beschäftigung, wenn nicht ganz unterjagte, doch möglichst erschwerte. Erst seit kurzem haben die Schmerzen nachgelassen, und ich eile nun, Ihnen für die Mittheilung der erfreulichen Nachricht den herzlichsten Dank zu sagen. Aber nicht bloß für die Mittheilung, für die

Sache selbst habe ich Ihnen zuerst und zumeist zu danken. Ohne Ihre freundschaftliche Anregung wäre es mir nie von fern eingefallen, dem Könige meine opera vorzulegen, und somit wäre auch Alles, was darauf erfolgt ist, ungeschehen geblieben. Und wie gut auch des Königs edle und großmüthige Gesinnung mir bekannt ist, hätte ich doch mit einem solchen Erfolge mir niemals schmeicheln können, ohne Ihre Mitwirkung und Beihilfe. — Fast noch mehr als alles Andere freut mich, daß mein einfaches Schreiben dem Könige so wohlgefallen hat, wie Sie sagen. Geschmeichelt habe ich ihm wenigstens nicht. — Schon seit einem Jahre arbeite ich an einem achten, ohne Zweifel letzten Theile des Calderon, der zwei früher von mir noch nicht übertragene Schauspiele enthalten wird. Bleiben mir noch einige Monate leidlicher Gesundheit, so hoffe ich, daß er auf nächsten Michaelis wird erscheinen können. Halten Sie nun für schicklich oder nöthig, daß auch dieser dem Könige überreicht werde?“

Dieses Schlußbändchen sollte nicht mehr an die Öffentlichkeit treten. Die scheinbare Besserung im Befinden des frankten Dichters hatte keine Dauer; er verschied nach qualvollem Leiden am 9. Februar 1842 in seiner Vaterstadt Hamburg. Der Tod war ihm ein Erlöser.

Die Preussische Gnadenpension bekam als sein Nachfolger ein anderer Hanjeat, der Lübecker Emanuel Geibel.

Das Gedächtnis an einen fast Vergessenen mögen diese Erinnerungen erneuern. Gehört Johann Diederich Gries gleich nicht zu den Chorführern im Deutschen Musenhain, so gebührt ihm doch ein ehrenvoller Platz unter den Poeten zweiten Ranges. Als Übersetzer hat er Muster-gültiges geleistet; und sogar Goethe bewunderte, wie wir sahen, das ungewöhnliche Talent, mit dem Gries Geist und Wort ausländischer Dichter glücklich zu überliefern wußte.

Ihm rief mit Recht ein Zeitgenosse zu:

Sei uns, Sänger, gegrüßt, der sinnig auf heimischen Boden
Heilige Blüten verpflanzt, welche die Fremde erzeugt!

Hamburger Rauchfleisch in Jena.

Eine Episode aus dem Leben von Johann Diederich Gries.

Hält Speis' und Trank nicht Seel' und Leib zusammen?
Auch ist das Herz ja in des Magens Nähe,
Und was zum Magen geht, das geht zum Herzen.

J. T. Gries.

Das Haus Frommann und seine Freunde: wer denkt dabei nicht an die Heimstätte idealer Geselligkeit, an den klassischen Kreis bedeutender Menschen? Als der Treuesten einer verkehrte da Johann Diederich Gries, der treffliche Übersetzer des Tasso, Ariost und Calderon. Er war in Hamburg geboren und starb dort, hat aber die längste Zeit seines Lebens in Jena zugebracht. Die Familie Frommann hatte es ihm angetan, der hochgeachtete Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann und seine Frau Johanna, das älteste Kind des Magisters Wesselhöft, Konrektors am Johanneum zu Hamburg, und der Tochter des dortigen Buchhändlers Bohn. Ihr Haus war der geistige Mittelpunkt. Hier trat Gries in nahe Verbindung mit Goethe und Schiller, Herbart und Herder, Fichte und Hufeland, Schelling und Schlegel, Knebel und Wieland, Steffens und Tieck. Der Fortzug vieler guten Bekannten, der Tod des lieben Ehepaars Frommann, Goethes Heimgang und der dringende Wunsch seiner Hamburger Verwandten veranlaßten schließlich den alternden Dichter-Dolmetscher, in die Vaterstadt heimzukehren, wo er, von treuen Händen gepflegt, bis zu seinem am 9. Februar 1842 erfolgten Ende gelebt hat.

Wie die meisten Hamburger, war auch Hofrat Dr. iur. Gries ein Feinschmecker, der Delikatessen und einen edlen Tropfen zu schätzen wußte. Sein Bruder Johannes, Syndikus von Hamburg und Bundestagsgesandter, hatte ihm manchmal leckere Speisen und köstliche Weine nach Jena geschickt. Da lud denn der Junggejelle sich Gäste zu üppigem Schmaus, wobei Gesang und froher Becherklang, auch zum Schluß eine Partie V'Homme oder Whist nicht fehlten. Solche Sendungen hatten in Jena, wo eine einfache Küche üblich war, sich stets ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt. Gern gedachte Gries nun in Hamburg der Begeisterung und Dankbarkeit, womit die kulinarischen Gaben begrüßt zu werden pflegten, und er entsann sich, daß das berühmte Hamburger Rauchfleisch dem Gaumen der Jenaer Freunde und Freundinnen ganz

besonders mundete. Einst war die Frage erörtert worden, ob es kalt oder warm verspeist werden müsse, und Gries hatte mit dem folgenden Sprüchlein den Streit entschieden:

Rindszung' ist niemals warm ein guter Schmecker,
Doch kalt geworden, ist sie brav und lecker.

Seine Beziehungen zu Jena wurden durch die jüngere Generation der Familie Frommann aufrecht erhalten, den Sohn Fritz und seine Frau Wilhelmine geb. Günther, die nach dem Vorbild ihrer verstorbenen Eltern in dem alten Haus gern Gäste bei sich sahen. So sandte Gries, wie schon früher, auch zu Neujahr 1840 ein mächtiges Stück Rauchfleisch, zu dessen feierlicher Verteilung die Frommanns alte und neue Freunde baten. Da erschienen denn der Minister Anton von Ziegefar, Kommissar für Universitätsangelegenheiten, Besitzer des Rittergutes Draßendorf; Prorektor Geheimrat Karl Ernst Schmid, Staatsrechtslehrer; Geheimer Hofrat Dietrich Georg Kiefer, Mediziner und Zoologe; Oberappellationsrat Karl Wilhelm Walch; Hofrat Friedrich Christoph Dahlmann, der bekannte Geschichtschreiber; Geheimer Hofrat Friedrich Sigismund Voigt, Direktor des Botanischen Gartens; Kirchenrat Friedrich Heinrich Christian Schwarz, der Pädagoge; Hofrat Friedrich Gottlob Schulze, Direktor des landwirtschaftlichen Lehrinstitutes; Kirchenrat Karl August von Hase, der berühmte Theologe; Hofrath Karl Wilhelm Götting, klassischer Philologe; Hofrat Emil Huschke, Physiologe; Hofrat Heinrich Wilhelm Ferdinand Wackenroder, Pharmakologe; Gustav Asverus, Professor des römischen Rechts; Stadtrichter Karl Christian Lebrecht Lindig, Hofadvokat und Stadtschultheiß; Professor Hermann Brockhaus, Orientalist, Sohn des Begründers der Leipziger Weltfirma, und Professor Eduard Martin, der Frauenarzt. Alle zum Genuß des Hamburger Rauchfleisches Geladenen schrieben nun, dem aufmunternden Beispiel des Gastgeberes Fritz Frommann und seiner Gattin folgend, ein mehr oder minder ausführliches, persönliche Erlebnisse, eigene Anschauungen oder gelehrte Bestrebungen berührendes Dankeswort nieder, zuweilen nicht ohne Humor, worauf Gries jedem einzelnen in Versen, frisch vom Herzen, erwiderte. Diese sinn- und beziehungsreichen Schriftstücke sind erhalten und gewähren interessante Einblicke in die Ideen- und Gefühlswelt hervorragender Menschen. Der im Original mir vorliegende Sammelbrief lautet folgendermaßen:

Jena, 20. Januar 1840.

Verehrter Freund!

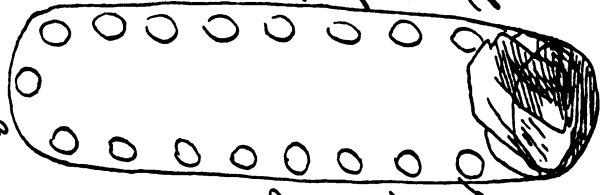
Um das von Ihnen gütigst gespendete vortreffliche Rauchfleisch hat sich gestern eine ecklustige Gesellschaft versammelt, wie Figura

Zam, 20 Januari 1844

Manfred's friend!

Was ich nun Ihnen nicht geschrieben werden dürfte, dürfte ich nicht schreiben. Die Briefe sind nun zusammen, wie sie sind.

48
Stücken
Stücken



Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger

Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger
Prof. Dr. v. Jäger

Brief von Fritz Frommann
an Johann Diederich Orie.
(Anfang.)

F. Frommann.

zeigt*) und demselben nach besten Kräften zugesprochen, ohne jedoch den Fleischkoloß, hinter dem sich meine Wenigkeit schier verlor, gänzlich bezwingen zu können. Die Gefühle, Erinnerungen und Gedanken, welche dabei in uns geweckt wurden, werden unsere werthen Gäste nach der Reihe Ihnen selbst mittheilen, daher ich mich, nachdem ich als Wirth und Ceremonienmeister hierdurch den Sprechsaal eröffnet, in den Hintergrund zurückziehe.

Treu und dankbar Ihr
Fr. J. Frommann.

Theuerster Freund!

Wenn Sie gleich den Unterzeichneten nicht mit Unrecht, aber doch ohne seine Schuld, in manchen Abschnitten Ihres hiesigen Lebens zu den wohlbekannten dicken Freunden gerechnet haben, so können Sie doch versichert sein, daß Sie in meinem Herzen immer einen der ersten Plätze behaupten. Unsere täglichen Beschäftigungen und Gewohnheiten führten uns hier nicht so oft zusammen, als es mir Freude gemacht haben würde, zumal seitdem mir die Veränderung meiner Verhältnisse die Nothwendigkeit auflegte, die Abendstunden im Hause zuzubringen; aber dennoch versichere ich, daß Ihre Entfernung von uns auch bei mir eine große Lücke zurückgelassen hat. Mit großer Freude habe ich von Herrn Frommann gehört, daß es Ihnen körperlich so wohl geht, als, wie man in bekannten Fällen von Mutter und Kind sagt, „die Umstände gestatten“; Umstände, die bei uns, die wir nun nach und nach in das erste Glied einrücken, sich freilich nicht mehr ändern können. Je dünner nun die Reihen der Altersgenossen werden, desto mehr sollten die noch übrigen sich an einander schließen; und da gehören wir Beide sehr nahe zusammen, da Sie nur um drei Monate vortheilhafter stehen als ich. Rufen Sie mir aber nicht etwa zu, wie der große Cujas den Herren von Toulouse: *frustra absentem requiritis quem praesentem neglexistis.***) Denn das Letztere kann ich doch nicht zugestehen, weder der That noch am Allerwenigsten der Gesinnung nach. Noch größer würde meine Freude sein, wenn ich mich einmal in Person von Ihrem Wohlsein überzeugen könnte; aber das gehört nun schon zu den Wünschen, die sich nicht bis zu Hoffnungen erheben können, weil ich schwerlich nach Hamburg, noch Hamburg zu mir kommen wird. Nehmen Sie daher aus der Ferne den aufrichtigen und herzlichen Händedruck eines Mannes, der Ihnen stets mit

*) Siehe die Faksimilezeichnung der Tafelrunde.

**) Vergebens sucht ihr den Abwesenden auf, den ihr als Gegenwärtigen vernachlässigt habt.

der innigsten Hochachtung und Liebe zugethan war und ist, verbunden mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen, und gönnen Sie auch mir ein Plätzchen in Ihrem wohlwollenden Andenken.

Esch mid.

Verehrtester Freund!

Daß Sie auch in der Ferne noch fortfahren, Ihre und des Frommannischen Hauses Freunde alljährlich durch treffliches Rauchfleisch zu erfreuen, ohne, leider, selbst an dem fröhlichen Mahl theilnehmen zu können, zu welchem es Veranlassung giebt, ist unter Ihren vortreflichen Maximen und Gewohnheiten eine, die ich nicht genug preisen kann. Höchst erfreulich war mir daher der von unserem Freunde und gütigen Wirth veranlaßte und von seinen Gästen mit lebhafter Zustimmung gefaßte Beschluß, Ihnen gemeinschaftlich, aber Jeder für sich und nicht Einer für Alle, unseren warmgefühlten Dank und aufrichtige Ergebenheit schriftlich auszusprechen.

Indem ich mich zu diejem Behuf anschickte, den Platz zwischen meinen beiden Tischnachbarn auf diesem Papier wieder einzunehmen, konnte ich nicht umhin, ein wenig in das Conzept meines Herrn Vorgängers zu schielen, und da fand ich schon das Beste, was ich sagen konnte und wollte. Es bleibt mir deshalb nichts übrig, als nur mit wenigen Worten auch für meinen Theil Ihnen für das am vergangenen Sonntag genossene Vergnügen meinen besten Dank zu sagen und unter den aufrichtigsten Wünschen für Ihr fortdauerndes Wohlergehen Sie zu bitten, mich in freundlichem Andenken zu behalten.

Mit innigster Hochachtung und Ergebenheit für immer

Ihr Diener und Freund
Walch.

P. P.

Bekanntlich liegt jeder organischen Vereinigung eine Idee zu Grunde. Und so waren denn Sie, verehrtester Freund, am letzten Sonntag die lebendige Idee unseres Mahles, bei welchem, da nach der Naturphilosophie einem Idealen auch jedesmal ein Reales als Pol gegenüber stehen muß, das Rauchfleisch füglich denselben repräsentiren konnte. Da nun aber eine Idee, nach gleichem Gesetze, lebendig fortzündet, so wirkte auch Ihr Andenken, als ich vom heiteren Mahl nach Hause kam, auf die Meinigen; und sie tragen mir, insbesondere aber meine Frau, die schönsten Grüße an Sie auf. Sie sagten mir einmal: „daß, wer die Gicht habe, sie nimmer wieder los würde“; ich kann aber versichern, daß ich sie jetzt völlig los bin, wenn sie

nicht, „dem Weilschen gleich, das . . .“, noch wo steckt; wünsche Ihnen aber dennoch gleiche Aussicht auf Verborgeneit. Sobald Physik und Chemie den Weg zwischen hier und Hamburg bis auf vierundzwanzig Stunden vermindert haben werden, sehen wir uns auch gewiß noch einmal wieder; bis dahin wünsche wiederholt bestes Wohlsin.

Ihr Fr. S. Voigt.

O allernobelster Klumpen Fleisch und wackerster an Gemüthe,
Der du dem Staat ein Hort erscheinst und Allen uns, den Bürgern!

Aristophanes.

Die Ideenzünderei geht immer weiter, wie Sie sehen, und hat sogar in den alten Aristophanes rückwärts eingeschlagen, aus welchem ich Ihnen, trefflichster Freund und Übersetzer, diese Zeilen übersetzt habe, damit Sie sehen, daß Sie zu dem Fleischgeheimt förmlich prädestinirt sind und deshalb um so weniger jemals aufhören dürfen, jedes Neujahr „dem Staat ein Hort zu erscheinen“. Glauben Sie aber nicht, daß ich etwa bloß beim Rauchfleisch an Sie dächte: im Gegentheil wird ihr Fernsein von mir nicht allein, sondern von uns Allen schmerzhaft empfunden! Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken.

C. Götting.

Die Gefühle der Verehrung, freundschaftlichen Ergebenheit und Dankbarkeit, welche meine Herren Vorgänger ausgesprochen haben, erfüllen auch mich, und mit Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, dies eigenhändig zu versichern. Als Freund einer vorwärtsschreitenden Oekonomie sage ich Ihnen aber noch besonders dafür Dank, daß Sie zur Vervollkommnung derselben so zweckmäßig hinwirken. Die Thüringische Zunge ist gewöhnlich befriedigt, wenn die Kinnladen nach langer, mühsamer Arbeit aus den harten Muskeln ausgemergter Kühe oder abgetriebener Ochsen eine kraftlose Feuchtigkeit ausgequetscht haben, und sehnt sich nicht nach Besserem. Daher setzen die hiesigen Landwirthe bequem ihre mageren Bestien ab, und darnieder liegt die edle Kunst der Viehmast. Jene Sehnsucht zu wecken, diese Kunst zu heben: dazu ist nichts geeigneter als das Ideal, welches Sie von Jahr zu Jahr in Jena aufstellen. Die Küche unseres Freundes Frommann, von Ihnen ertoren, das „allernobelste“ Produkt der nordischen Oekonomie aufzutischen, braucht seine Buchhandlung nicht darum zu beneiden, daß sie die edelsten der Früchte, welche Sie im Süden pflückten, zu vertheilen hat.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohlbefinden und mit der Bitte um Erhaltung Ihres wohlwollenden Andenkens der Ihrige
Schulze.

Mein verehrtester Freund!

An dem köstlichen Schmaus, den das Rauchfleisch von großem Renomme, so weit meine Jenaische Erinnerung zurückreicht, alljährlich veranlaßt und die freundliche Güte unseres bewährten Freundes und seiner wirthschaftlichen Gemahlin ausrichtet, fehle auch ich als alter Theilnehmer und rüstiger Miteßer nicht in der Reihe. Sehen Sie sich doch einmal das Konterfei der Tafel an: und sicher werden Sie auch ohne meine ausdrückliche Bemerkung zu der Überzeugung kommen, daß Ihre alten Bekannten in alter Weise munter waren und Ihrer gedachten mit der Anhänglichkeit, auf welche Sie ein so großes Recht haben. Wäre Sprichwörtern noch zu trauen, gewiß, die Ohren hätten Ihnen am neunzehnten Januar klingen müssen, als schlug der Tambour einen Wirbel ohne Ende. Indessen wollen wir's uns ausgebenen haben, daß Sie nicht etwa meinen, es sei unser Gedenken Ihrer erst durch das Achtel oder Viertel eines Ochsens, das, wie ich sehe, jeder meiner Vormänner nach seiner Weise deutet, und das ich, mit Verlaub, für den ausgezeichnetsten, von Osazom durchdrungenen, folglich schmachhaftesten thierischen Faserstoff erkläre, vermittelt worden. O nein, werthester Freund: Ihre Abwesenheit von Jena empfinden alle Ihre hiesigen Freunde, auch diejenigen, die sich ehedem den Vorwurf der Vernachlässigung verdienet- oder unverdienetermaßen je zuweilen zuzogen. Wenn wir aber lauter, lebhafter mit Cheers Ihrer gedenken, sei es beim letzten Sinnippen eines alten freud- oder leidvollen Jahres, sei es bei dem Opferrauch eines mächtigen Fleischstückes, sei es bei anderen Gelegenheiten, die uns die Lücke, die Sie gelassen, zeigen: wer möchte uns darum tadeln? Gar gern hören wir alsdann die eingelaufenen Berichte über Ihr Wohlergehen und wünschen von Herzen, niemals andere vernehmen zu müssen. Mir scheint es auch eben so natürlich wie billig und recht, daß die Königin der Hanja ihre schützende Kraft und belebende Macht ausübe auf ihren Angehörigen und wiedergewonnenen Insassen. Und sie möge sie bewahren fortan und in gleichem Grade, in welchem ihre Anziehungskraft stark und nachhaltig ist; in Bezug auf mich nach zehn Jahren noch völlig ungeschwächt. — Weiden Sie die Augen und stärken Sie den Geist jemals an dem herrlichen Strom, der Pulsader der stolzen, glorreichen Hammonia, so erinnern Sie sich, daß er Tropfen enthalte aus dem armjeligen, fischlosen Fluß, der einst Ihren Zorn erregte, der aber auch „das Paradies berührt“, an welchem alte, Ihnen treugesinnte Freunde wohnen und unter diesen Ihr

H. Wackenroder.

In der obigen Tafelrunde finden Sie, Hochverehrtester, auch meinen Namen. Ich war nicht so glücklich, zu einer und derselben Zeit mit Ihnen dem lieben Jena anzugehören. Nichtsdestoweniger verehrte ich Sie schon längst, als noch Weimar mein Forum war, zwar nicht wegen des vortrefflichen Ochsenfleisches, welches Ihre Freunde zusammengeführt hat, sondern wegen Ihrer süßen Verse. Doch jetzt, im Entzücken der frohen Tischgesellschaft, muß ich mit Ihnen in Tasso's „Befreitem Jerusalem“ singen:

Und oft ist in dieser Welt voll Wanken
Beständigkeit im Wechsel der Gedanken!

Ich muß Sie auch loben wegen des allernobelsten Klumpen. Wer ich bin, das, möchte ich, ließen Sie sich gelegentlich von dem vortrefflichen Senator Lorenz Meyer in Hamburg erzählen, der ohnehin noch nicht weiß, daß ich meinen Wohnsitz von Weimar nach Jena verlegt habe. Er wird sich gern der Reise nach Sachsen und Böhmen erinnern, welche ich vor zehn Jahren mit ihm gemacht habe, gern an die Tage denken, die er in meinem Hause in Weimar verlebte.

Nehmen Sie mich, Ihren Verehrer, gütig unter die Zahl Ihrer Freunde auf und zugleich die Wünsche für die Fortdauer der vortrefflichen allernobelsten Klumpen.

Lindig,
Großherzoglicher Stadtrichter zu Jena.

Je weniger ich hoffen darf, daß Sie, Hochgefeierter! meiner sich erinnern, obgleich Sie mir, dem Knaben und Jüngling, im Hause der Madame Bohn und der Frommannschen Familie oft freundlich begegneten, um so mehr freut es mich, nachdem ich an dem durch Ihre Sendung veranlaßten heiteren Mahle Theil genommen, Ihnen innigen Dank und aufrichtige Verehrung auch meiner Seite aussprechen zu dürfen, welche sich nicht allein auf das treffliche Hamburger Rauchfleisch begründen.

Eduard Martin.

Zu den Ihnen, verehrter Herr, persönlich Unbekannten, die Ihre schöne Gabe bei dem gästlichen Mahl verjammelte, gehört auch der Unterzeichnete. Aber mit nicht minderer Wärme als meine Vorgänger sende ich Ihnen die besten Wünsche für Ihr dauerndes Wohlergehen.

Hermann Brockhaus.

Wenn ich fast zuletzt zu der Ausführung des mit Jubel gefaßten Gesellschaftsbeschlusses zugelassen werde, so ist das eine fast unerhörte Unordnung und Verfehrtheit, da ich auf den Anfang unjerer

Bekanntschafft gesehen — auf das Ende gesehen, läßt sich die Sache, Gott sei Dank! noch nicht beurtheilen — aus der Gesellschaft weder Ihr letzter Bekannter bin, noch der letzte, der zu der Gesellschaft kam, — dazu verstehe ich mich zu gut auf die Gesellschaftsrechnung — noch auch der letzte, der sich zu dem Rindvieh bekannte, — dazu bin ich ein zu außerordentlicher Professor — welches nach der schlauen Bemerkung Ihres unbekanntem Verehrers Lindig die Freunde versammelte und nach dessen Annahme also nach dem seligen Ableben noch die schöne Natur eines Leitochsen im höheren, edleren Sinne gleichsam symbolisch treu beibehielt, — wie richtig mag darin der tiefe Sinn des Seligen getroffen sein! — noch endlich der letzte, der dem jubelnd gefaßten Beschlusse beistimmte. Vielmehr kam ich zu rechter Gerichtsruhe d. h. schon längst vor Aufsetzung des ersten Gerichts, der Suppe, was aber in der That nur der äußeren Ordnung nach — die hier besser als bei Ausführung des Gesellschaftsbeschlusses wahrgenommen wurde — das erste war; denn weissen Verehrung hätte unserm Rindvieh den ersten Platz versagt! — meine ging sogar so weit, daß ich ihm gern nicht nur den ersten, sondern auch den einzigen eingeräumt hätte, ja eigentlich that ich's; denn ich aß vier große Stücke, und präsumtiv wenigstens konnte darnach nichts weiteres Platz greifen. Doch wenn ich bei der Gesellschaft, welche, da Alle zum Gericht saßen, offenbar am besten als Gerichtssitzung betrachtet wird, bei der nur das enthauptete Rind, da es nun auch noch entfleischt wurde, seinen Platz nicht behauptete, nur in einer Weise — im Essen — der letzte war, im übrigen einer der ersten, welcher durch seine Tapferkeit im Kampfe um das objectum litis*) Bewunderung erregte, so soll mich die Eingangs gedachte Unordnung und Hintanzetzung nicht hindern, Ihnen, mein alter wackerer Freund, für Ihre solide Theilnahme an uns aus der Ferne herzlichst zu danken und zu versichern, daß ich Ihnen von ganzem Herzen alles Gute wünsche, was Sie selbst sich nur wünschen mögen. Verehrungsvoll Ihr

Dr. G. Asverus.

In welchem Grade unsere Federn mit Dank und Lob geladen sind, ja überfließen, sehen Sie, Hochgeehrtester, nebst Anderen auch an den Deutschen Handzeichnungen, die mein Freund und Nachbar Asverus in Form eines Kometenschweifes auf den eigentlich mir zukommenden Platz zu entwerfen beliebt hat**). Das soll mich aber keineswegs abhalten, für das Verdienst ihn noch selbst möglichst zu

*) Gegenstand des Streitens.

***) In Gestalt von Tintenflecken.

behaupten und Ihnen zu versichern, daß auch ich ein warmer Bewunderer Ihres gigantischen Geschenkes gewesen bin. „Blut ist flüssiger Leib, Fleisch ein stehengebliebenes Blut“; aber Ihr Hamburger Fleisch ist ein unsterbliches Fleisch und hat es daher, wie alles Unsterbliche, verdient, in Rauch gesetzt zu werden. Sein Andenken wird unter uns nicht erlöschen, noch weniger das des freundlichen Gebers, dem bestens empfohlen zu sein wünscht
E. Huschke.

Da sehn Sie den Lauf der Welt! Wenn Einer der Heiserischen Sängler in so klarer heimischer Sprache mit uns redet, als wär' er alt geworden am Hofe Karl Augusts, oder wenn eins Ihrer heiteren und innigen Lieder Einem in die Hände und ins Herz fällt, so denken wir wohl: Wie mag's unserem guten Gries jetzt am Alsterbassin ergehen? und wünschen ihm still eine frohe Stunde. Aber zum Schreiben kommt's doch erst, wenn solch ein Stück Urfleisch in die Universität hineinfällt und Gefühle zu Thaten erhebt. Dafür sei Ihnen gewünscht, mein verehrter Freund, daß diese Welt, wie sie nun einmal ist, auch fortan Ihnen schmecke mit ihrem Fleisch und ihrem Geist; wir wollen's uns mitschmecken lassen.
D. Karl Hase.

Einst, als noch zwei Schwerter die Welt und die Völker regierten,
Über das geistliche doch fraß viel weltliches Gut,
Sieß es gar oft, einen guten Magen habe die Kirche,
Darum, daß sie so wohl zu verdauen verstand.
Jetzt nun haben die Dinge sich völlig verkehret, und dennoch
Muß der Arme mit Ernst denken auf Magen und Mund.
Denn viel Böses giebt's zu verschlucken; es wär' ihr zu wünschen
Schier ein Magen, wie der Vogel Strauß ihn besitzt.
Zwiefach gepriejen drum sollst Du mir sein, der so treffliche Gabe
Reichlich zum traulichen Mahl uns aus der Ferne geandt.
Denn daß der Pastor sie mit den Freunden zusammen verzehrte —
Schon als Hammonias Kind hast Du es sicher gewollt.
Aber freilich: viel lieber ist mir, wenn in Freundes Gedächtniß
Auch nur ein kleiner Platz neben den Andern mir bleibt.
Daß er mir werde, darum will von Herzen gebeten ich haben.
Meister der Kunst! Verzeihst denn auch den holprigen Vers.

Dr. F. Ch. Schwarz.

Der Briefesbund ist so ausgedehnt und erschöpfend geworden, daß mir, Ihrem nun bald 28jährigen Bekannten, genügen mag, mich und die Meinigen Ihrem freundlichen Andenken bestens zu empfehlen,
D. D. Kiefer.

An dem Festmahle theilzunehmen hatte ich, als ein Ihnen persönllich ganz Unbekannter, zwar keinen Veruß, aber als ein Mann,

der mit Brüdern und Schwestern, mit Frau und Kindern sich von je her an Ihren Werken erfreut hat, darf ich mich in die Reihe der Ihnen dankbar Ergebenen stellen.

F. Dahlmann.

„Vierzig Jahre sind verlossen, seit ich dem edlen Sänger, dem geliebten Freunde näher trat; welch weites Feld der freudigsten, der schmerzlichen Erinnerung, der Freudenthränen viele, der Schmerzens-
thränen manche! Er blieb sich gleich, und treu blieb ich ihm zuge-
than. Das ist der vielen Jahre hoher Werth, ein lichter Strahl für
eine Ewigkeit! Drum sitz' ich hier nicht unverdient im heitren Kreise,
den wir dem würdigen Sohn des unvergeßlich hochgeschätzten Vaters
danken, und der den biedern treuen Sinn des theuren Sängers hoch
zu ehren weiß.“ So dacht' ich bei dem frohen Mahl, und stillere
Betrachtung zog mich in die weite Ferne. Nun tret' ich zu Dir, in der
alten und der neuen Freunde Kreise, der Letzte in der Reihe, doch
nicht der Letzte in Gesinnung und dem freudigen Hoffen, Du werdest
ihm nicht fremder werden und gern bewahren, gern erkennen, was
sich durch vierzig Jahre hat bewährt.

A. von Ziegeler.

Schöne Blumen möcht' ich hier
Deinem Kranze weihen,
Doch die Blumen wollen mir
Leider nicht gedeihen.

Nur dies Eine, bester Freund,
Erostet mich im Stillen,
Daß auch Blätter nöthig sind,
Um den Kranz zu füllen.

Blumen von dem schönsten Glanz
Mögen Andre bringen,
Darf ich nur in Deinen Kranz
Dieses Blättchen schlingen.

Möchten Sie, verehrter Freund, in Ihren eigenen Worten den Ausdruck meiner Gefühle erkennen, als ich, in der Erinnerung mancher mit Ihnen froh verlebten Stunden und in dem kürzlich erst erneuten, lebendigen Andenken an den Mitgenu Ihres reich gespendeten Leckerbissens, mich dem Kreis Ihrer dankbaren Freunde anzuschließen wünschte. — Bewahren Sie auch in weiter Ferne stets ein freundliches Andenken

Ihrer herzlich ergebenen

W. Gunt her.

Sehr gern, verehrter Freund, ergreife ich die Feder, um die Reihe der Zuschriften derer, die Sie durch Ihr Geschenk erfreut haben, zu schließen; besonders, da ich doppelt Ursache habe, Ihnen zu danken. Denn wenn man sich schon freut, einen Leckerbissen zu genießen, so ist die Freude, Andere einen solchen bei sich genießen zu lassen, doch noch viel größer, und diese empfinde ich nie mehr, als wenn Ihre und

unsere Freunde sich zum Verzehren des Rauchfleisches bei uns versammeln, wo der gute Appetit, den sie mitbringen, auch auf ihre heitere Laune überzugehen scheint. Die größte Freude wäre es mir freilich, Sie selbst wieder unter ihnen zu sehen; doch wenn dazu auch keine Aussicht ist, so hoffe ich doch, daß Fritz sein Versprechen erfüllt und mich einmal nach Hamburg führt, was bedeutend an Interesse für mich gewonnen hat, seit es einen so lieben alten Freund in seinen Mauern birgt. Bis dahin erhalten Sie mir Ihre freundliche Gesinnung und seyn Sie überzeugt, daß mit Verehrung und Liebe Ihrer gedenkt Ihre
Wilhelmine Frommann.

Auf diesen ihn hoch erfreuenden und ehrenden Jenenser Gesamtbrief erließ nun Gries am 10. März 1840 aus Hamburg folgendes, den Inhalt der verschiedenen Zuschriften oft recht originell berücksichtigendes

Gehorsamstes Antwortschreiben:

Nach Standesgebühr verehrte Herrn,
Die Jenas Ruhm von nah und fern
Herangelockt und versammelt allhie:
Erlauchter Kurator der Akademie!
Prorector magnifice zur Zeit!
Hochwürdige Herren der Geistlichkeit!
Hofräthe, geheim und öffentlich!
Auch Professoren, ordentlich
Und außerordentlich sogar,
Hier Alle gesellt in würdiger Schaar!
Gehorsamst Unterzeichneter weiß nicht zu bleiben
Vor Dankbarkeit für jenes Schreiben,
Womit Hochdieselben mich so beehrt,
Wie selten es Menschen widerfährt.
Es soll, unerreichbar dem Zeitenstrom,
Bei meinem Doktor- und Hofraths-Diplom
Verwahrt auf ewige Jahre sein,
Bis die zweite Sündfluth bricht herein.
Auch genügt es nicht, daß ich in folle*,
Den Herrn hier meinen Dank nur zolle;
Zu jedem Einzelnen, wie sich gebührt,
Sei dieser Dankzoll abgeführt.
Doch Ordnung ist immer gut, gewiß!
Drum folg' ich ganz dem trefflichen Riß
Der, höchst instruktiv, mir zeigt anjezt,
Wie sich die werthesten Gäste gesetzt.
Ich fange zur Linken von oben an
Und steige zur Rechten von unten hinan.

*) in Hausch und Vogen.

Herrn Geheimen Rath Schmid, Prorector magnificus.

Zuerst Dant ich Magnifico
Und bin gewiß von Herzen froh,
Daß Selbiger mich hat wollen beehren
Und helfen das Rauchfleisch mit verzehren,
Auch daß Er nicht gebraucht drei Treppen*)
Zu diesem Zweck sich hinaufzuschleppen;
Denn leider muß ich selbst gestehn,
Es ist nicht leicht, so hoch zu gehn.
Zwar, wie ich als Fuchs nach Jena kam,
Im Richterschen Hause die Wohnung nahm,
Da ward's mir nicht im Mindesten schwer,
Drei Treppen zu steigen und wohl noch mehr.
Wer denkt im zwanzigsten Jahre daran,
Daß ein fünfundsechzigstes folgen kann?
Allein nach vieler Jahre Verlauf
Klomm ich selbst nur noch mit Mühe hinauf;
Wie konnt' ich es da den Freunden verdanken —
Den fetten zumal — sich einzuschränken —
Mit ihren angenehmen Besuchen?
Ost mußst' ich ja auch auf die magern fluchen!

Herrn Oberappellationsrath Walch.

Freund Walch seh' ich sehr gerne hier;
Seit vielen Jahren bekannt sind wir,
Und standen wir nicht in Besuch-Kommerz.
Sahn wir doch oft uns anderwärts.
Drum hätt' es sicher mich verdrossen,
Wenn Er das Mahl nicht mitgenossen.
Ich halte, wie Ihr selber sprecht,
Gar viel auf das Gewohnheitsrecht
Und bin, als *ei-devant*-Jurist,
Ein ganz entschiedener Germanist.
Bei dieser Gewohnheit soll es bleiben,
So lange wir's noch auf Erden treiben.

Herrn Geheimen Hofrath Voigt.

Obwohl Ihr, vielgeehrter Voigt,
So hoch mit kühnem Schwunge flugt,
Daß ich mit meinen matten Schwingen
Nur kaum vermag Euch nachzubringen,
So muß ich dennoch nach, — ich muß,
Und werd' ich auch zum Ikarus.
Ihr sagt, das Rauchfleisch sei real;
Mir aber scheint's ein Ideal,
Wie es der Kunst in seltenen Fällen
Gelingt, anschaulich darzustellen.

*) So hoch wohnte Gries ehemals in Jena.

Ein Zittischer Ochse von echtem Schrot,
Ein künstlich geheizter Hamburger Schlot,
Die brachten, in innigster Vereinung,
Solch feltnes Ideal zur Erscheinung.
Real ist zwar das Fleisch allein;
Doch bringt der edle Rauch hinein,
Da wird gar bald, man weiß nicht wie,
Der niedre Stoff zur Poesie,
Entzündet Dichter und Philosophen,
Den zu Ideen und den zu Strophen,
Und bricht in helle Flammen aus. —
Viel tausend Grüße noch zu Haus!

Herrn Hofrath Schulze.

Wir haben mit großer Freude vernommen,
Freund Schulze sei wieder nach Jena gekommen;
Woraus denn klar genug erhellt,
Es giebt nur ein Jena in der Welt.
Selbst von den fetten Pommerischen Küsten
Und ihren himmlischen Gänsebrüsten
Kamt Ihr zurück zum Saalestrand,
Wo man dergleichen nie noch fand.
Fortschreiten wird nun die Oekonomie;
Verebelt nur erst das liebe Vieh
Und bringt den Bauern die Lehre bei,
Daß Kuhfleisch schlecht zu essen sei,
Damit sie nicht sagen zu ihren Kühen:
„Willst du alte Bestie nicht mehr ziehen,
So soll der hungrige Bursch dich fressen!“
(Bei Professoren sagt man essen.)
Und bringt Ihr nun am Saalestrande
Solch einen „nobelsten Klumpen“ zu Stande,
Wie ich gesandt als Musterprobe,
Dann schallt die Welt von Eurem Lobe,
Dann ruft Professor und Student:
„Dem Edlen setzt ein Monument,
Der uns erlöst vom Fleisch der Kühe!“
O schöne, reich vergoltne Mühle!

Herrn Hofrath Götting.

Und nun erscheint Herr Hofrath Götting,
Von Alters her bekannt als Spötting,
Der, weil er nicht gern den Anlaß verliert,
Den Aristophanes selber citirt,
Um uns mit Attischem Salz zu reiben.
Wir könnten wohl auch dergleichen verschreiben;
Jedoch da uns zu Ohren gekommen,
Ihr wollt zu der Wissenschaft Nutz und Frommen
Wie Otfried Müller und Friedrich Thiersch

(Ich mein' es sicher nicht satyr'isch)
Eine Reise machen nach Griechenland,
Durchstöbernd Hellenischen Schutt und Sand,
So wollen wir Euch die Luft nicht verbittern
Und bringen ein höflich Citat aus den „Rittern“:
„Auf, gehe mit Heil, und das Werk führ' aus,
Wie es wünscht mein Herz; und behüte Dich Zens,
Obwalter des Markts! Und wann Du gesiegt,
Dann wieder von dort umfahrend zu uns
Schreit' her in der Kränze Belastung!“
Doch jagt uns „nach vollbrachter Mühe“,
Wie Euch geschmeckt die Spartanische Brühe.

Herrn Hofrath Wadenroder.

Ihr kamt, geschätzter Wadenroder,
Zu mir entweder gar nicht, oder
Ein einzig Mal im ganzen Jahr,
Wenn's eben Ehlvesterabend war.
Ich kann es Euch nicht sehr verdenken,
Gelehrte haben nicht Zeit zu verdenken;
Von tahlen Besuchen hat man nicht viel,
Mock-turtle und Negus führt besser zum Ziel.
Die werden mit chemischem Experimente
Zerlegt in ihres Stoff's Elemente;
Der ganze Leib wird zur Retorte,
Das Phlegma bleibt an seinem Orte,
Das Pneuma jedoch, will sagen der Geist,
Schwingt in die Höhe sich allermeist,
Wird Wort und Wiß — Gesang wohl gar;
Es lebe der letzte Tag im Jahr!

Nun grüßt mir auch den Schwiegerpapa,*)
Den leider ich noch viel seltner sah.
Auch er ist von den Freunden, den fetten,
Die mich besucht ganz gerne hätten;
Allein drei Treppen — saure Pflicht!
So hoch steigt seine Freundschaft nicht.
Jedoch hier in Hammonia,
Da hätt' er mich besucht beinah;
Schon war er wirklich auf dem Wege,
Da kam — o grause Schicksalsschläge!
O jammervolles Ungefähr! —
Ein Austernteller ihm die Quer;
Die Thür stand offen, und was noch schlimmer —
Er stürzt' hinab — ich sah ihn nimmer!

Herrn Stadtrichter Lindig.

Gern seh ich, auch unbekannter Weise,
Den Herrn Stadtrichter in diesem Kreise,

*) Der bekannte Historiker Heinrich Linden.

Denn, ist die Wissenschaft rerum axis, *)
 Behält ihr Recht doch auch die Praxis.
 Der Auftrag zwar ist mir sehr werth,
 Mit welchem Dieselben mich beehrt,
 Doch hab' ich, muß ich leider gesteh'n,
 Den Herrn Senator noch nie geseh'n,
 Dazu ist hier nicht leicht zu kommen;
 Der Edle wohnt, wie ich vernommen,
 Am andern Ende der Stadt beinah
 (Man wohnt einander nicht so nah
 In dieser Häuser- und Menschen-Masse,
 Wie in der Leutra- und Löber-Gasse).
 Auch bin ich lahm und taub bekanntlich,
 Besuche zu machen nicht sehr handlich;
 Und wenig wissen mag von mir
 Senatus populusque**) hier.

Herrn Professor Martin.

Wohl hab' ich von Freund Martins Kuren
 Auch hier zu Lande klare Spuren;
 Man lobt mir seinen sichern Blick,
 Sein gründliches Wissen, sein praktisch Geschick.
 Doch könnt Ihr auch machen, daß Lahme gehen?
 Daß Taube hören und verstehen?
 Ja, könntet Ihr solch ein Wunderstück,
 Ich kehrt morgen nach Jena zurück.
 Nur Eins ist, das mir widersteht:
 Homöopathische Diät.

Herrn Professor Brodhaus.

Der Herr Professor vom Sanskrit
 Äß auch von diesem Fleische mit?
 Er ist wohl keiner der Orthodogen,
 Sonst äß' er gewiß kein Fleisch vom Ochsen;
 Denn vor viel tausend Jahren schon
 Verbot es Bramas Religion.
 Welch ein Triumph für Hamburgs Rauchfleisch:
 Die Hindus selbst genießen auch Fleisch!

Herrn Professor Asverus.

Nicht weit von dem hochwürdigen Klerus
 Erscheint der Herr Professor Asverus.
 Er ließ sich — seh' ich deutlich ein —
 Die Sache recht angelegen sein.
 Vier Portionen — ein schönes Pensum!
 Wenn auch nicht eben ein immensum.
 Doch ein Petitum stell' ich an:
 Hat Euch mein Quadrupes***) Schaden gethan,

*) der Dinge Achse. **) Senat und Volk. ***) Bierfüßler.
 Gaebert, Was ich am Wege fand. N. 7.

Es sei am Haupt, es sei am Magen,
So wollt nicht de pauperie*) klagen.

Herrn Hofrath H us che.

Gelehrten ist, sagt Sancho Pansa,
Zu predigen leicht; allein die Panja
Hält auf Gelehrsamkeit nicht sehr,
Drum ist das Predigen hier so schwer.
Doch hat der treffliche Anatom
Mir eingeprägt ein Axiom,
Das ich noch nie gekannt im Leben:
Blut sei nur flüssiger Leib, und eben
So sei auch Fleisch geronnenes Blut,
Und beide in Rauch zu hängen gut.
Ein Satz vom herrlichsten Gebrauch;
Nehmm' Euch wohl Fleisch, Blut und Rauch!

Herrn Kirchenrath H ase.

Ja wohl ist das der Lauf der Welt!
Der Eine steigt, der Andre fällt,
Es steigen die Jungen, es sinken die Alten;
So ward's seit Olym's Zeit gehalten.
Schon ist — wie die Hallische Zeitung verräth —
Mein Tasso et cetera Antiquität.
Drum werd' ich wohl ein Hof—fender Rath
Bleiben, bis sich mein Ende naht.
Doch wen Tübingische Mäusen gewiegt,
Der weiß wo — Harum rerum liegt.

Herrn Kirchenrath S chwarz.

Die Kirche — hört' ich vormals sagen —
Kann ungerechtes Gut vertragen;
Viel mehr gerechtes, so wie dies,
Das ich nach Jena wandern ließ.
Dazu — ich bin zum Eid erbötig —
Ist just kein Straußenmagen nöthig;
Muß doch die Armste jezt — o Graun! —
Den ganzen Strauß sogar verdau'n.

Wohl hab' ich, als ich's dargebracht.
Des wackern Sup'rintendenten gedacht;
Er ist in Hamburg wohlbekannt
Und manches Herz ihm zugewandt.
Jüngst ist er mir im Traum erschienen
Als Hauptpastor zu Sankt Katharinen,
Nachdem der Wolf hinausgejagt,
Der unsern Schafen schlecht behagt.
Ich hoff's noch wachend zu erleben;
Da soll es mehr als Rauchfleisch geben!

*) auf Schadenerjaß.

Herrn Hofrath Dahlmann.

Den edlen Geschichtschreiber der Dänen
Seh' ich mit Freuden unter jenen,
Die unsrer alten Freunde Zahl
Sich zugesellt beim traulichen Mahl.
Zwar bin ich als echtes Hamburger Kind
Den Dänen nicht allzu günstig gesinnt;
Sie haben zu oft uns molestirt,
Bis wir das hungrige Maul geschmiert,
Auch haben sie uns recht nachbarhaft
Die Franzosen zur Stadt hereingeschafft.
Doch sei auch ihr Gutes nicht verkannt:
Wenn Zütland uns nicht den Ochsen gesandt,
So konnten wir ihn nicht einbalsamiren
Und nicht die Freunde in Jena traktiren.

Herrn Geheimen Hofrath Kiefer.

Wir haben in achtundzwanzig Jahren
Gar Mancherlei zusammen erfahren;
Doch Eins besonders ist mir geblieben
Tief ins Gedächtniß eingeschrieben:
Wie damals Eure Behendigkeit
Mich von dem verruchten Franzosen befreit,
Der mir, von Mordgier angeheßt,
Das Bayonnett auf die Brust gesetzt,
Weil ich sein Qui vivo? nicht vernommen.
Da wäre die Taubheit schlecht mir bekommen,
Da war's mit dem Versemachen aus,
Kein Rauchfleisch sandt' ich mehr zum Schmaus
Wenn Ihr nicht kamt zur rechten Zeit;
Das dank' ich Euch in Ewigkeit.

Herrn Präsidenten von Biegejar.

Zuletzt, der Letzte nicht, erscheint
Biegejar hier, der edle Freund,
Der, wie auch manches Lustrum schwand,
Mir immer treu zur Seite stand.
Ja, unsre Freundschaft — dem Erhalter
Sei Dank! — hat schon ihr Schwabenalter
Erlebt und überlebt sogar;
So lebe sie noch manches Jahr! —
O wonnigliche Jugendzeit,
Wie liegst Du hinter uns so weit,
Da wir, noch Weid' in Jünglingsjahren,
In Drackendorf so fröhlich waren!
Bald trat der Ernst ins Leben ein;
Der Feinde dichtgedrängte Reih'n
Durchbrausten unser liebes Thal,
Und nach der Freude kam die Dual,
Dann führte von dem theuren Ort

Mich Trennung mehr als einmal fort:
Und immer dennoch lehrt' ich wieder
Und fand den Freund stets treu und bieder.
Nun giebt's wohl keine Wiederkehr:
Mit fünfundsiechzig reißt sich schwer.
Doch darauf, Freund, nimm meine Hand:
Am Elbe- wie am Saale-Strand
Bleibt, als ein heiliges Vermächtniß,
Tief eingeprägt in mein Gedächtniß
Die schöne Dracendorfer Zeit,
Liegt sie auch hinter mir so weit! — —

Nachdem ich so dem edlen Kreise
Der Gäste gedankt nach schuldiger Weise,
Allen zugleich und Jedem allein,
Muß auch gedankt dem Wirth sein.
Denn Er und seine liebe Frau
(Betrachten wir den Fall genau),
Die machten erst die Sache gut.
Was war der Stoff? „Geronnenes Blut“.
Ihr Alle hättet mich ausgelacht,
Hätt' ich es roh zur Tafel gebracht;
Erst durch die künstliche Zubereitung,
Nach der Frau Wirthin weißer Leitung,
Vermählte sich dem Stoffe die Form
Und gab dem Geschmack die sichere Norm.
Und was wohl würde der „nobelste Klumpen“
Von Fleisch ohn' einen tüchtigen Humpen
Des allernobelsten Trankes sein?
Den schafft der wackre Wirth herein.
Schon steigt mir aus dem grünen Glase
Ein Duft von Steinberg in die Nase.
Ja: Das ist echter Deutscher Wein;
O sei gesegnet, Vater Rhein!
Füllt denn noch einmal, tapf're Becher,
Füllt bis zum letzten Rand den Becher,
Hebt hoch gen Himmel ihn empor
Und leert auf Jena's ew'gen Flor
Und seiner Söhne Heil ihn aus!
Hoch leb' auch dieses edle Haus!

So lange die Universität Jena blüht, der die goldene Zeit eines Goethe den hellsten Glanz verlieh, so lange dort die Erinnerung an die klassische Literaturepoche lebendig bleibt, wird das Haus Frommann genannt werden; und wenn von seinen Freunden die Rede ist, nennt jeder zuerst den Namen Johann Diederich Gries.

Der Sänger des Frithiof in Deutschland.



Tegnér's Haus in Lund.

Nach einer Originalaufnahme.



Die Schwedische Universitätsstadt Lund besuchte ich im Herbst 1886 und lernte die liebenswürdige Familie Tegnér kennen; die bejahrte warmherzige Schwiegertochter und zwei gelehrte Enkel des unvergeßlichen Sängers der Frithiof-Sage. Ihre Gastfreundschaft machte mir die Lunder Tage zu den angenehmsten; ich schwelgte recht eigentlich in Erinnerungen an Elias Tegnér.

Das schlichte Dichterhaus Ecke der Graubrüder- und Klostergasse blieb natürlich nicht unbetreten, zumal Vorraum und Studierstube mit den Bildern, Büsten, Büchern und Handschriften, sämtlich auf den Skalden bezüglich, mit dem alten Sopha, Arbeitsstuhl und Schreibtisch, mit den beiden Vertiefungen im Boden, Eindrücke, die Tegnér's Fuß während des poetischen Schaffens bei den Zimmerwanderungen sich umdrehend hinterlassen.

Dies kleine, 1862 gestiftete Museum, sowie die vor der altertümlichen Domkirche befindliche Bronzestatue sind sichtbare Denkmäler an Schwedens berühmten Sohn, dessen Meistergesang nordischen Dichtungsvermögens die ganze gebildete Welt mit laut jubelndem Beifall begrüßte, und vor dem selbst Goethe von seinem Dichtersthrone sein unter Lorbeern ergrautes Haupt huldigend neigte.

Zur Verbreitung von Elias Tegnér's europäischem Ruhme hat Deutschland wohl das meiste beigetragen, ähnlich wie für Shakespeare. Zahlreich sind in unserer Sprache die Übersetzungen seiner Frithiof-Sage, seiner Nachtmahl-(Abendmahl-)Kinder, seines Axel, der vermischten Gedichte und Reden. Tegnér gehört unserer Literatur ebenso gut an wie der Schwedischen; sein hundertster Geburtstag wurde bei uns nicht minder herzlich gefeiert, als von seinen Landsleuten.

Die Deutsche Sprache, Dichtung und Wissenschaft waren ihm ein Gegenstand des Studiums. Erstere charakterisiert er folgendermaßen:

Früch, starkgledrig und derb, ein Mägdlein erzogen im Walde,
Schön und geschmeidig dabet; nur ist der Mund dir zu breit.
Etwas rascher auch geh! Leg ab dein Phlegma, damit nicht
Schwinde der Anfang des Sinns, eh' noch gefunden der Schluß.

Bedenkt man, daß dies Epigramm schon 1817 entstand, so darf man den in das Lob gemischten Tadel als gerechtfertigt bezeichnen; denn aus im vollen Sinne des Wortes prosaischen Büchern, deren Verfasser durch ihre endlosen unklaren Satzkonstruktionen auch unseren Atem erschöpfen, kannte er damals das Deutsche, weniger aus den Werken der Klassiker. Wie diese dann ihm genauer bekannt wurden, verdankte er ihnen manche Anregung.

Unverkennbar ist für seine Lyrik der Einfluß Schillers. Das mythologische Gedicht „Die Götter Griechenlands“ hat ihm vorgeschwebt bei seinen Versen „Die Afsenzeit“ (Asatiden), das elegische Lied „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ hat er nachgebildet in der „Neujahrsklage“ (Nyårsklagan), sowie das Turandot-Rätsel vom Regenbogen unter der Überschrift Gåta. Die „Sehnsucht“ gab er wieder in Långtan. Die „Worte des Glaubens“ begeisterten ihn zu den Strophen über „Das Ewige“ (Det eviga), worin Wahrheit, Recht und Schönheit als die drei höchsten, dem Menschengeschlecht unentreibbaren Güter gepriesen werden. Der „Hymnus an die Sonne“ (Sång till solen) dürfte auf das ebenso betitelte Gedicht in Schillers „Anthologie auf das Jahr 1752“ zurückzuführen sein. Einzelne Anklänge finden sich auch sonst; z. B. erinnert das Ende von „Arel“ an den Schluß der Ballade vom „Ritter Toggenburg“, der Ausspruch: „Nacht muß werden, Eh' des Himmels Sterne leuchten, Eh' zum Gotte wird der Held“ im Hochgesang auf Napoleon „Der Held“ (Hjelten) an Wallensteins Wort: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen“, die Schilderung: „Wie schön, mit goldnen Schwingen, schläft der Friede sich sonnend an des Baches Rand!“ in dem Lobliede auf Norwegen (Nore) an den Chor in der „Braut von Messina“: „Schön ist der Frieden! Ein lieblicher Knabe Liegt er gelagert am ruhigen Bach“, Ingeborgs Auserung zu Frithiof: „Für eines Mannes Brust wirkt Lebensstille tödend“ im „Abschied“ (Afskedet) an die Betrachtung: „Der Mensch verkümmert im Frieden, Müßige Ruh' ist das Grab des Muths“ ebenfalls in der „Braut von Messina“; endlich heißt es im „Kriegsgesang für die Schwedische Landwehr“ (Krigssång för Skånska Landtvärnet): „Noch hat keines Feindes Roß in Gothlands Bächen getrunken“ und in der „Jungfrau von Orleans“: „Und keines Feindes Roß soll mehr die Welle Der prächtig strömenden Loire trinken.“

Doch nicht nur in Schiller vertiefte Tegnéer sich; er übertrug Herders „Eid“ und Lessings „Nathan der Weise“, er bildete „Lützows Jagd“ von Körner nach in dem „Gesang für Jämtlands Feldjäger“ (Sång för Jämtlands fältjägare) und „Das Kloster“ von Matthijson in den „Klosterruinen“ (Klosterruinerna); von Jean



Regnets Studierstube in Lund, jetzt Museum, mit den Porträts seiner Zeitgenossen.

Aus: Gaabers, Was ich am Wege fand. N. F.

Berlag von Georg Wigand in Leipzig



Paul, Platen und Rückert finden sich bei ihm Reminiscenzen; auch schätzte er Voß und schenkte als Professor und Geistlicher dem Deutschen Unterricht, der Deutschen Theologie ernste Aufmerksamkeit. Luthers und Melancthons Marmorbüsten zierten sein Bibliothekszimmer im Bischofsstige zu Werth, ebenfalls das Bildnis Schleiermachers, den er verehrte. Einen Ring mit Luthers Porträt trug er beständig. Am Jubelfeste der Reformation, 1817, widmete er dem kühnen Glaubenshelden einen Hymnus. „Luther“, betont Tegnér in einer Universitätsrede, „drückte jedem Wort, jeder That den Stempel überprudelnder Kraft auf; es lag etwas Ritterliches, ja Abenteuerliches in seinem Wesen, in seinem ganzen Unternehmen, sein großes, reiches, wundervolles Leben gleich einem Heldengedicht mit seinen Kämpfen und seinem endlichen Sieg.“

Was Tegnér bei Schiller besonders sympathisch berührte, war der Ernst, wie er 1815 in dem Trauergejang auf seinen Bruder Glos eigens hervorhebt:

„So nähere denn nun stets Dein freies Herz
Mit Schillers Ernst und mit Voltaires Scherz“

Aber mehr noch fesselte ihn Goethe, obschon er nur den „Prometheus“ (Prometheus) und „Mahomets Gejang“ (Floden) übersezt hat. Von Goethe sagt Tegnér in der „Magisterpromotion in Lund 1829“: „Sein ist der Thron im Reich des Gefanges“; seine Poesie rühmt er hoch in der Widmung zur „Kronenbraut“ 1841: „In Goethes Säulenhallen ging ich gern. Wie herrlich edel sind sie! Natur und Kunst. . . Den Dichter schaut' ich mit Entzücken“, und bedauert, ihn, den Menschen, nie gesehen zu haben; ihn nennt er seinen ‚Landsmann‘ in den Fieberphantasien des Todes 1846. Jedoch Bewunderung macht ihn nicht blind; sein Gesamturteil lautet dahin: „Goethe ist der universalste aller Dichter. Er verbreitet sich wie das Licht nach allen möglichen Seiten. Aber deshalb fehlt ihm auch, was man im Allgemeinen Individualität nennen kann. Homer giebt uns die Individualität der äußersten Natur, Sophokles die des Hellenismus, Goethe hingegen die der ganzen, mannigfaltig ausgebildeten Menschheit statt seiner eigenen. Er ist ein Abstraktum von Poesie. Schiller legt sein ganzes reiches Wesen in jedes auch noch so unbedeutende Gedicht; Goethe begnügt sich damit, das allgemeine Wesen in seine Poesie zu legen. Darum gedeiht er auch in allen poetischen Formen, und manchmal könnte man wohl sagen, daß er nur damit experimentiert. Das einzige Charakteristische bei diesem poetischen Proteus ist wohl seine Liebe für das Abgerundete, Kleinniedliche, Graziöse. Dies findet man in höchstem Grade in seinem ‚Divan‘. Wäre nicht das Buch ‚Suleika‘ darin, so würde ich geneigt sein, Alles für

poetischen Nürnberger Kram zu erklären. Sicherlich ist's schön und allerliebft; aber große Kraft dürfte doch wohl nur zu großen Dingen angewandt werden. Als der große Magnus Stenbock gefangen jaß, schnitt er Pferde und Wagen so fein in Elfenbein, daß sie in einer Nußschale Platz nehmen konnten. Das ist des großen Goethe „Divan.“

Nicht minder interessant äußert sich Tegnéer ein anderes Mal: „Goethe hat die allerhöchste Klarheit und Durchsichtigkeit im Ausdruck. Ich kenne keinen größeren Stilisten; aber in der Totalidee ist er oft, wie die übrigen Deutschen, voll von Dunkelheit. Was ist z. B. die eigentliche Meinung von „Wilhelm Meister“? Eben daß man darüber disputiert, beweist ja seine Unklarheit. Wenn die Hauptidee nicht sofort klar für den Leser hervortritt, für den gebildeten nämlich, so ist das Gedicht eben darum mißglückt. Denn die Poesie ist in ihrem innersten Wesen eine populäre Kunst.“

Dieser Ausspruch gemahnt an Tegnéers Weiheworte bei der Lunder Magisterpromotion 1820:

Im Wissen wie im Dichten
Herrscht Klarheit stets. —
Was du nicht klar kannst sagen, weißt du nicht;
Mit dem Gedanken wird das Wort geboren,
Und was du dunkel sprichst, das denkst du dunkel. —
Glaubt nicht, es sei bedeutungsvoll das Dunkle;
Nein, das Bedeutungsvolle ist das Klare.
Dem Spiegelbilde gleicht die Bedeutung;
Es ist nicht da, wenn Niemand es erblickt.

Wie günstig Goethe seinerseits Tegnéers Meisterwert, das ihm aus einer Verdeutschung bekannt wurde, kritisiert hat, werden wir in der Folge sehen. Goethes Empfehlung verschaffte dem Schwedischen Skalden das Ehrenbürgerrecht bei uns.

Norveg sei der Standpunkt gekennzeichnet, den Tegnéer im allgemeinen in Bezug auf das Übersetzen seiner Schöpfungen einnahm. Er sagt: „Ich kenne keinen Verfasser, den es theils sich weniger lohnt, theils unmöglicher ist zu übersetzen, als mich, am meisten in den gereimten Versen. Ich fürchte, daß es ein schwieriges Problem ist, Frithiof mit Weibehaltung der völligen Reinheit der Sprache zu übertragen. Ich meine, es muß stets mehr oder minder Schwedisch darin sein, um wiedererkannt zu werden. Gewöhnlich lese ich höchst ungern Übersetzungen meiner eigenen Sachen. Es ist schlimmer, selbst auf der Folterbank zu liegen, als der Tortur der Andern zuzuschauen.“ Und ferner: „Ich zweifle, daß es einem Andern, als einem eingeborenen Schweden, bis zu dem Grade gelingen könne, des Autors Meinung und Geist sowohl



Elias Tegnér's Büste von Nyström.

(1829).

aufzufassen, als wiederzugeben. Meine Freunde sagen mir, daß der etwas gedrängte Ausdruck, welchen ich mir angewöhnt habe, in einer anderen Sprache schwer zu erreichen sei.“

Die erste Verdeutschung des ganzen Frithiof veröffentlichte ein junger Deutscher Kaufmann, Ludolph Schley*), welcher damals abwechselnd in Helsingör und Upsala lebte. Schon vorher hatte er dem Bischof ein gedrucktes Heft persönlich überreicht, das außer „Arel“ verschiedenes von Atterbom, Geijer, Nicander und Zeipel enthielt. „Die Gesellschaft des Letzteren hätte ich mir verbitten wollen“, schrieb Tegner den 30. Juni 1825 an seinen vertrauten und gelehrten Freund Karl Gustav von Brinkman**). „Jetzt drängt Schley mit der gewöhnlichen Deutschen Schreibseligkeit, in einem Monat den ganzen Frithiof herauszugeben. Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!“ Doch dauerte es ein Jahr. Am 7. Juli 1826 ging ihm ein Exemplar mit diesen Begleitzeilen zu: „Meine Übersetzung des Frithiof will nichts Anderes sein, als eine einfache Huldigung seines großen Dichters; ich war nie eitel genug zu hoffen, daß ich ihn erreichen oder wiedergeben könnte. Frithiof ist zu sehr nordisch, um heimisch in einem südlichen Gewande zu erscheinen. Neben den Übersetzungen der Frau von Helvig und des Konsistorialraths Mohnike, die in den nächsten Monaten an das Licht treten sollen, erscheint die meinige gewiß als die, welche aus der ungeübtesten Feder floß. Die Namen der genannten Bearbeiter sind zu gefeiert, zu hoch stehend im Gebiete der Kunst, um nicht den meinigen weit zu überstrahlen und ganz andere Leistungen erwarten zu machen, als ich hervorzubringen im Stande bin. Mir bleibt aber wenigstens die Zufriedenstellung, der Erste gewesen zu sein, der meinem Vaterlande den Genuß dieses Meisterwerkes bereiten durfte.“

Allerdings, Schley bot zuerst den gesamten Frithiof; doch scheint sein Wettlaufen ziemlich unbeachtet geblieben zu sein. Das Publikum wandte seine Teilnahme der vorher aus einzelnen Proben bekannt gewordenen, von Goethe belobten, bereits angekündigten und bei Cotta 1826 herausgegebenen Verdeutschung der Amalie von Helvig zu. Ihr gebührt in Wahrheit die Ehre der Priorität.

Anna Amalia von Helvig, geborene Freiin von Imhoff,

*) Geb. den 5. Januar 1798 zu Lübeck, gest. den 4. Juni 1859 zu Libau. Von seiner Arbeit heißt es in der Allgemeinen Deutschen Biographie keineswegs zutreffend: „Sie war zu jener Zeit unstreitig die beste.“

**) Derselbe, 1798 zu Weich in Weimar, unterhielt sich häufig mit Goethe, welcher Antheil an Schweden nahm und einmal erklärte: „Ich bin überhaupt den Schweden immer gewogen gewesen.“

die viel gepriesene Verfasserin des Epos „Die Schwestern von Lesbos“, erblickte am 16. August 1776 in Weimar das Licht der Welt. Herzogin Anna Amalia hielt sie über die Taufe. Schon in jungen Jahren entwickelte sich ihr Talent zur Poesie und Malerei. Schiller und Goethe wurden ihre Freunde und Förderer. Als Hofdame stand sie den hohen Herrschaften nahe, von denen jener Strahlenglanz ausströmte, der, in Goethe sich konzentrierend und kristallisierend, dem klassischen Kreise der Thüringischen Museenstädte Weimar und Jena hellen Schimmer verliehen hat. Fräulein von Imhoffs Vermählung mit dem Schwedischen Offizier und späteren General Karl von Helvig hatte eine Übersiedelung nach Stockholm zur Folge.

Die bald und leicht erlernte melodische Sprache Schwedens entzückte ihr Ohr. Der Verkehr mit dortigen Schriftstellern erweckte Interesse für nordische Literatur: Afzelius, Atterbom, Wallin u. a. traten der geistvollen Deutschen näher, am nächsten E. Gustav Geijer in Upsala, der berühmte Historiker, Philosoph und Poet, zu dem innigste Wahlverwandtschaft sie hinzog. Die aufsteigende Sonne am Scandinavischen Dichterkhimmel, Esaias Tegnér, schien erwärmend in ihre Seele; schon 1815 verdolmetschte sie sein in der Zeitschrift *Iduna* zuerst veröffentlichtes Lied „Der Gesang“. Trotz ihres längeren Aufenthaltes in Stockholm war es ihr vermutlich nur einmal vergönnt, den meistens im Süden seines Heimatlandes weilenden Dichter von Angesicht zu Angesicht zu sehen und zu sprechen, während die mit ihm 1819 begonnene Korrespondenz beinahe bis an ihr Lebensende gedauert hat.

Ihre Briefe sind erhalten, diejenigen Tegnér's verloren, mit Ausnahme eines einzigen, sehr ausführlichen und interessanten, wohl des wichtigsten und wertvollsten, der sich in meinem Besitz befindet. Aus Zuschriften an die Freunde, besonders Brintman, habe ich alle seine Urtheile und Bemerkungen über Frau von Helvig zusammengestellt, so daß wir dadurch erfahren, was er von ihren persönlichen und poetischen Eigenschaften hielt. So dürften diese Punkte auch als eine wesentliche Ergänzung ihrer Biographie gelten, mit tiefer Einsicht in ihr Denken und Dichten, in ihr äußeres und inneres Leben der letzten zwei Dezennien. Durch die Nachbildung der Frithiof-Sage ist ja der Name Amalie von Helvig auch jetzt noch unvergessen.

Mehrere Tegnér'sche Gedichte aus der *Iduna* hatte sie bereits übertragen, als sie hörte, daß der verehrte Mann sich über ihre Wiedergabe „Odens Schiff“ (Skidbladner) günstig ausgesprochen, auch eine Abschrift gewünscht habe. Dieser Umstand bot die Veranlassung, ihm zu schreiben, und zwar am 10. Dezember 1819 aus Berlin, wo die Helvig'sche Familie seit dem Herbst 1817 ihren Wohnsitz genommen hatte:



Amalie Klwig geborne
Freijun von Junkoff.

Nach dem einzig erhaltenen Familienbilde.

Ein gemeinschaftlicher Bekannter sagte mir, noch vor meiner Abreise von Schweden, daß die Übersetzung, welche ich von Ihrem schönen Gedichte gewagt, Ihnen nicht mißfallen habe

Möge die beygefügte Abschrift, wenn auch spät, Sie doch von dem Werth überzeugen, welchen Ihr Urtheil für mich hat! Möge zugleich dieser Versuch nicht allzuviel bey näherer Prüfung von dem nachsichtigen Beyfall verlieren, den er sich in einer flüchtigen Vorlesung gewonnen hatte! Die Kürze der Schwedischen Sprache macht jedes Unternehmen dieser Art sehr schwierig. Vermuthlich sind Ihnen die meistens sehr gelungenen Übertragungen in den ‚Originalien‘ bereits bekannt, welche sowohl einige von Prof. Geijers Gedichten, als auch mehrere der Ihrigen dem Deutschen Publikum wiedergeben. Seltzam genug, daß gerade Skidbladner nicht, wie die übrigen, sich dem sonst recht gewandten Übersetzer fügen mögen. Es gehört aber auch dies Gedicht zu den eigenthümlichsten und daher schwierigsten Ihrer geistvollen Leistungen, — nur meine Bewunderung desselben konnte meine Scheu besiegen und die Liebe des Gegenstandes vielleicht zum Theil die schwere Aufgabe lösen helfen.

Wann kann man aber hoffen, eine Sammlung Ihrer poetischen Arbeiten zu erhalten? Auch Ihre gehaltreiche Rede am Jubelfeste der Reformation hat einen Übersetzer und dadurch in Deutschland die verdiente Würdigung gefunden. Mögte bald die Zeit kommen, wo Germanische Kunst und Literatur in Eins zusammenschmelzen und das Schwedische hier, wie dort über der Ostsee die Deutsche Sprache, nur als ein bekannter Dialekt der eigenen erscheint!

Vom Norden her scheint die frische, lebendige Quelle aufzuspudeln, welche dem theils versiegenden, theils labyrinthisch abgeleiteten Born unserer Deutschen Dichtung freudige Nahrung in klaren, vollen Wellen zuzuführen bestimmt ist, nachdem wir vielleicht uns schmeicheln dürfen, daß der elektrische Funken des verwandten Genius diesen neuen Geistesstrahl aus dem Schacht seiner schlummernden Tiefen geweckt hat. Ein allgemeines Hinschauen nach dem Norden deutet schon das innere Bedürfniß jenes erquickenden Hauches. Mögte auch dort sich jene liebevolle Hinneigung erhalten und mehren! Es gehört zu den lebhaftesten Wünschen, die mir für dieses Leben übrig bleiben, das Meinige nach den geringen mir verliehenen Kräften zu einer Vereinigung beizutragen, welche allein es vermag, der Germanischen Sprache und Literatur eine dauernde Form zu geben.

Nachdem ich mich fast ausschließlich in diesen letztverflohenen Jahren mit der Malerei beschäftigt, — deren ruhig bildender Geist mir schon manchmal im Leben Stille und inneres Gleichgewicht

wiedergegeben hat — bin ich jetzt mit einem kleinen Werke lebhaft beschäftigt, was den Namen ‚Die Tage im Norden‘ führt und in einer Reihe solcher ausgehobenen Tage dasjenige einschließen soll, was ich dort gesehen und als Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes erkannt habe.

Vielleicht füge ich dieser Beschreibung einige Verse hinzu, den Geist der vorzüglichsten Dichter Schwedens in einem ihrer individuellsten Gedichte bezeichnend darzustellen; und auf diesen Fall bitte ich Sie um Skidbladner. Auch Ihr Gedicht ‚Pitt und Nelson‘ habe ich bereits viel früher, als es mir zuerst zu Gesicht kam, übersezt. Es war mir damals als nationale Ansicht doppelt merkwürdig. —

Teqnér antwortete am 16. April 1820, indem er die gewünschten Mitteilungen und ein Poem schickte. Darauf beziehen sich zwei Stellen aus Briefen an seine Freunde Lundblad und Hagberg. Ersterem schrieb er: „Frau Helvig berichtet eben, daß einige meiner Gedichte in einer periodischen Zeitschrift, die ich nicht kenne, übertragen sein sollen. Hast Du sie gesehen, und wie sind die Übersetzungen? Sie gedenkt eine Arbeit ‚Die Tage im Norden‘ über ihren Aufenthalt in Schweden herauszugeben, in welcher auch verschiedene Angelegenheiten unserer Verhältnisse mit reichlichen Proben vorkommen sollen“; letzterem: „Frau Helvig hat sich mit mir in Korrespondenz gesetzt. Sie will ein Werk über Schweden publicieren und Nachrichten über Schwedische Zustände haben. Ich weiß, daß sie die eigentlich von den Phosphoristen holt, und es hat mich deshalb amüßirt, in einem ausführlichen Briefe meine Gedanken über diese zu entwickeln. Sie macht freilich keinen Gebrauch davon, aber es schadet nicht, beide Parteien zu hören.“

‚Die Tage im Norden‘ sind nicht zum Abschluß gediehen, jedoch teilweise im Cottaschen Morgen- resp. Kunstblatt abgedruckt. *)

Amalie von Helvigs zweites Schreiben vom 16. April 1821 befaßt sich schon mit den in der Iduna zuerst veröffentlichten Gefängen des Frithiof, in der Absicht, die ganze Sage zu übersezen:

Wie ich das Datum Ihres werthen Briefes ansehe und gerade ein Jahr verlossen finde, muß ich mich fragen: wie dies geschehen konnte? Ich hatte so viel Ursache, Ihnen für die geistreiche Mittheilung Ihrer Ansichten zu danken, es war mir zugleich so herzlich

*) Es sollten etwa 20 bis 21 Aufsätze werden mit sechs großen und ebenjo vielen kleinen Zeichnungen, nebst einem Anhang alter Volkspoesie und etlicher neuer lyrischer Gedichte, und hauptsächlich die Eindrücke und Beobachtungen des Aufenthaltes in Schweden wiederpiegelt: eine Schilderung von Land und Leuten, Literatur und Leben, in Wort und Bild.

daran gelegen, daß Sie erfahren sollten, wie sehr ich sie billige Zuerst war's wohl eine große Abspannung und Unpäßlichkeit, die mich innerlich unwerth machte, Ihnen zu schreiben Kaum erholte ich mich, so begann ich auch, durch Ihren früheren Beyfall aufgemuntert, die Übersehung des mir freundlich mitgetheilten Gedichtes zu versuchen.

Einige Stanzas gelangen schnell, andere widerstrebten eigensinnig, und so legte ich es vors erste nieder, da eine Reise nach Sachsen und Franken, die ich schon im Anfang Juny unternahm, meine Zeit auf manche Weise bereits früher aufbot. Das liebe, schöne Gedicht nahm ich mit mir, nur eine glückliche Stunde erharrend. Allein dort, in Weimar und Jena, drängten sich mir Bilder der Vergangenheit überall entgegen, und wunderbar zum Dichten aufgeregt, waren es doch immer jene Erinnerungsträume, die meine Phantasie beherrschten. Später den Thüringer Wald durchreisend, ein Gebirg, das jedem Schweden das Bild seines schönen Vaterlandes zurückrufen mußte, brachte ich mit Verwandten meines Vaters fast den ganzen Sommer zu; wie diese in Coburg, Erlangen, Nürnberg und Bayreuth zerstreut sind, wo Liebe und Antheil mich von der Dürre des hiesigen inneren Lebens ausruhen ließ. Erst im Oktober kehrte ich hieher zurück, und den 3. November gab mir Gott die Freude, ein zweites Mädchen zu umarmen

Der erste Gegenstand jedoch, auf welchen ich wieder meine Gedanken hestete, war Ihr Gedicht, und so gelang es mir, halb träumend, in müßiger Stunde des Tändelns mit meiner Agnes, was so lange sich mir versagt hatte. In meiner vielleicht voreiligen Freude hätte ich Ihnen nun gern sogleich meine Arbeit gesendet; allein das Leben legt mir von so vielen Seiten Pflichten auf, daß ich von Tag zu Tage mir diesen Genuß versagen mußte Ich habe immer die Überzeugung gehabt, daß wir allein unsern Sinn durch das Leben beurfunden, daß ich die Idee gerne der That aufgeopfert, überzeugt, daß das aufrichtige Bestreben, in uns und Andern eine edlere Gesinnung zu bethätigen, die wahre Poesie und deren eigentliche Anwendung für die Welt sey. Leicht mögte ich in mancher Hinsicht mehr geleistet haben, in Schrift und Bild, wenn ich die Wesen, auf die Natur und Herz, ja selbst der Zufall oft mich angewiesen, nicht mit noch mehr Liebe als irgend ein Werk meiner Einbildungskraft ergriffen hätte. Und vielleicht danke ich es doch dieser Wechselwirkung, daß mir das Leben nicht veraltet; daß so Manches, was sich von dem reisenden Menschen welfend löst, selbst dem nahenden Herbst Troß zu bieten scheint und in Leid und Freude mir getreu bleibt.

Zu diesem rechne ich diejenigen Illusionen, welche uns beglücken und über die Zukunft jenen magischen Schleier ziehen, der so nothwendig wird, um über die Mängel der Gegenwart hinwegzukommen. In diesem Sinne allein bin ich nicht Ihrer Meynung, wenn Sie die neueren Ausichten der Schwedischen Literatur als niedererschlagend beurtheilen. Niemand kann lebendiger als ich die Wahrheit der schönen Worte empfinden, welche Ihr Urtheil über Franzén enthalten; allein wie selten ist es der Fall, daß sich das Talent selbst erkennt, und wie vielfach hat man dergleichen Abirrungen desselben gesehen, welche sich in der Zeit wiederum berichtigt haben. Die Klarheit Ihres Urtheils berechtigt Sie, selbst solche Fingerzeige Ihren Landsleuten zu geben, und Ihr Beispiel muß da einwirken, wo Verweichlichung und falsche Sentimentalität dem Nationalcharakter zu nahe treten. Schon können Sie sich einer solchen persönlichen Wirkung erfreuen, durch die Bewunderung, welche die in der „Iduna“ abgedruckten Fragmente der Frithiof-Sage erregt haben. Atterbom schreibt mir darüber mit Begeisterung; er scheint von dem gewiß hohen und gediegenen Werth durchdrungen*). — Wie mögten Sie eine Literatur aufgeben, die Ihr Geist zu leiten berufen ist? — Nach der Schilderung, welche mir davon aus Schweden zugekommen, empfinde ich das lebhafteste Verlangen, diese Gedichte zu lesen, ja, wenn Sie mich dazu fähig halten, zu übersezen. Ich lasse an Sie die Bitte ergehen, mir die etwa noch hinzugekommenen ungedruckten Gedichte über denselben Stoff ebenso mitzutheilen, da ich sie dem Teutischen Publikum auf die möglichst würdige Art bekannt zu machen wünsche. Lassen Sie sich den bedeutenden Eindruck, welchen diese Ihre letzten Gedichte auf das Gemüth Atterboms gemacht, ein Zeichen sein, wie viel Sie selbst in Ihrer Hand haben, um Geschmack und Richtung der nordischen Poesie zu lenken. Man verlangt von Andern, daß sie den rechten Weg ein-

*) „Wunder schöne Romanzen schreibt Tegnér, Fragmente aus einer Bearbeitung der kühnen, festen Frithiof-Sage. Wenn ihm, und ich zweifle nicht daran, das Ganze in eben dem Maße gelingt, so können wir Schweden uns rühmen, ein dichterisches Kunstwert zu besitzen, dessen Ähnliches an Werth selbst die Deutschen nicht aufzuzeigen vermögen. Ich habe soeben eine Recension davon für die hiesige Literaturzeitung angefangen: Tegnér und das Schwedische Publikum sollen daraus ersehen, daß bei mir Vereiden, Bewundern und Lieben eine und dieselbe Sache ist. Ihnen kann ich es ja unverhohlen bekennen, daß ich diesen Mann für meinen gefährlichsten Mitbewerber um die Dichter-Krone Schwedens ansehe und ad interim für meinen Besieger; denn das ist er jetzt durch die genannten Romanzen geworden. Aber ich fühle mich seit einiger Zeit wie erwacht aus düsterer Abspannung und mehr wie je angeregt zum Vorwärtsschreiten mitten durch das feindliche Lager der Parteien der Literatenwelt.“

schlagen sollen, nur dann mit Recht, wenn man ihnen selbst die Bahn gezeigt hat und nicht müde wird, die bessere Einsicht, die höhere Kraft zum Ganzen als ein Opfer zu verwenden, welches das Vaterland zu fordern hat, was die Mitwelt bedarf, und wofür die Nachwelt uns voll zu belohnen allein bestimmt ist Es ist nicht so ganz richtig, daß Nordens Dichter jeder einsam wie der Adler auf seiner Klippe sitzt. Das Thal der Gefänge, wie Sie es so schön selbst schildern, öffnet sich vor Jedem, und der Festeste, Klarste und Produktivste wird ohne Mühe die Übrigen um sich versammeln, dem allgeliebten vaterländischen Liede zu lauschen.

Das, was ich hier schreibe, ist übrigens ja schon geschehen, und wenn Sie sagen, daß Schweden das Vaterland der guten Vorsätze und Anlagen ist, so beweisen Sie selbst, daß es seinen Söhnen nicht an Kraft und Anhaltbarkeit zur Durchführung solcher Vorsätze fehlt. Vielleicht mag jeder Schwede, wie jeder Mensch überhaupt, wohl empfinden, daß er seine Fähigkeiten nicht so weit gesteigert hat, als die Natur es angedeutet — dieses Zurückbleiben der Fertigkeit hinter der Fähigkeit scheint mir ein nationeller Zug zu sein. Aber soll ich nicht gestehen, daß ich gerade hierin etwas sehr Liebenswürdigen finde und ein unlängbar größerer Reichthum des Innern sich in diesem Fehler verräth, als in der regen Virtuosität des Franzosen, der sein Blei hell und breit aushämmert, wo der Normanne sein Gold kaum zu gestalten, viel minder zu poliren weiß?

Wenn die eingeschrumpfte oder verzerrte Gestalt unserer Poesie, das ewig leere Strohdrehscheil nachahmender Dichter mich fast ganz abwendet von allen neueren Produktionen, so kann ich mir die Hoffnung nicht versagen, daß auch uns der frische Nordwind von dem schwülen Sirocco oder Samum des Südens heilen wird. Dies war der Wunsch, den ich in meinem vorigen Briefe bereits aussprach, da ich die Erste bin zu fühlen, daß den Schweden wenig an der Vereinigung ihrer Literatur mit der unseren unter den jetzt obwaltenden Umständen gelegen seyn kann. Die Welt ist alt geworden — dies offenbart sich in mehr als einer Erscheinung. Auch Byrons Genie steigt eher in die Tiefen der Menschheit als zu ihren heiteren Höhen hinan. Wer daher noch Jugend des Gefühls, Kraft des Geistes und jene Schöpfergabe hat, die den Götterliebbling bezeichnet, der soll ein Herold werden erneuter Zeit und ohne zu schmerzlich verletzende Verachtung, ohne kalte Bitterkeit die schwächeren Brüder zurückrufen aus der formlosen, schwindelnden Tiefe. Seine Stimme ertöne hell und mächtig, wie Sie den Genius des Gesanges selbst geschildert, und bald werden sich Zuhörer um ihn sammeln und jugendliche Schüler seine Fußtapfen betreten.

Aber wenn krankhafte Thätigkeit, jetzt zumal, dem Deutschen im Schreiben vorzuwerfen ist, so erinnern die begabten Schweden auch dadurch an ihre alten Helden, daß sie nach kurzer ruhmgekrönter Anstrengung sich der Ruhe auf ihren Lorbeeren oder Eichenkrönen übergeben.

So muß ich noch einmal die Frage an Sie ergehen lassen, ob Sie denn nicht bald Ihre Gedichte gesammelt uns schenken wollen? Ehe ich noch Anderes von Schwedischer Poesie kannte, war mir Einiges von Ihnen lieb geworden, wie es mich kräftig und tief ansprach. Wie gerne besäße ich das Alles vereint! . . .

Möchten Sie nicht auch einmal Ihre Universitätsferien in Deutschland verleben? Berlin erreichen Sie in drey Tagen, Dresden in zweyen von hier aus, wo ich vielleicht diesen Sommer ein paar Monate zubringe. Manches würde Sie hier ansprechen, Mehreres dort, wo Natur und Kunst in seltenem Einklang stehen. —

Tegnér erwiderte hierauf sofort durch eine sehr eingehende Zuschrift vom 15. Mai 1822, die weder eines literarischen noch persönlichen Interesses entbehrt und um so merkwürdiger erscheint, als dieselbe die einzig erhaltene ist aus seiner ganzen Korrespondenz mit Frau von Helvig. Ich gebe deshalb eine unverfälschte Uebersetzung; sie lautet:

Ich beeile mich, den Brief zu beantworten, mit dem Sie mich beehrt haben, und den ich erst vor zwei Tagen empfing. Von der Frithiof-Sage habe ich schon früher eine Deutsche Uebersetzung im Manuscript erhalten, von einem Major von Souhr in Stralsund. Sie ist nicht übel, aber den Probestücken, die Sie mir zugeandt haben, kommt sie bei weitem nicht gleich. Ich sehe es als unmöglich an, das Original mit größerer Gewandtheit und dabei größerer Treue zu übertragen. Nicht nur die einzelnen Verszeilen Ihrer Uebersetzung entsprechen dem Urtext, auch die einzelnen Bilder und die einzelnen Wörter decken einander sehr oft und dies so ungezwungen, wie es nur bei wenigen Originalverfassern der Fall ist. Der Geist, in welchem ich dies Stück zu dichten wenigstens gestrebt habe, und die Stimmung, in der ich mir das Ganze gedacht habe, das Alles ist außerordentlich gut aufgefaßt. Ich betrachte mich in Ihrer Wiedergabe mit demselben Gefühl, womit man sich in einem verschönernden Spiegel besieht. Wenn eine Uebersetzung so ausgeführt ist, wird sie ein selbständiges Kunstwerk; und wenn die ganze Frithiof-Sage, sobald sie vollständig erschienen, auf diese Weise verdeutschet werden könnte, dann bin ich überzeugt, daß sie in Deutschland mehr Glück machen würde als in Schweden.

Nur die folgenden geringfügigen Bemerkungen glaube ich Ihrer Prüfung unterstellen zu müssen; der Vers:

Schau, Norweg's Klippen, die schneeigten, hessen —

wird wohl kaum in metrischer Beziehung ganz richtig sein; auch könnte das Wort ‚schau‘ überflüssig erscheinen. Sagt man nicht Norwegens eben so gut als Norweg's?

Jubeln noch ein's in gezimmerten Hallen —

Das Wort jula im Original bedeutet, die Weihnacht, das ‚Jubelfest‘ begehen; es ist somit etwas ganz Anderes und mehr Spezielles als ‚jubeln‘, das ja in einem viel umfassenderen Sinne angewandt wird. Das Julfest war bekanntlich ein altes Volksfest im Norden, viel älter als die Einführung des Christenthums.

Fällst Du! Dann eilen wir landwärts, zu mähen
Ernte der Rache mit blutiger Sohl —

im Original:

Ristar vól blodörn på Frithiofs bane —

wörtlich: ‚riße wohl Blutadler am Mörder Frithiofs‘. Diese Worte dürften eine Erklärung heißen. „Bane“ ist ein altes Schwedisches, oder vielmehr Isländisches Wort, welches den Mörder, Tödter, Todtschläger bezeichnet. Man spricht auch von ‚baneman‘ und ‚banesår‘ (tödliche Wunde); in der jetzigen Sprache jedoch sind sie nur wenig gebräuchlich. ‚Ristar blodörn‘ ist ein Ausdruck, der in den alten Sagen oft gelesen wird. Man nahm seinem Feinde dabei das Leben, indem man in seinem Rücken das Bild eines Adlers einschnitt und so das Rückgrat von den Rippen trennte. Nur gegen die ärgsten Feinde und gegen Leute, die irgend einen schändlichen Frevel verübt hatten, erlaubte man sich eine solche Rache. Das Skalpiren der Amerikanischen Wilden ist etwas Ähnliches, nur daß es am Kopfe vollzogen wird.

Zur Seit' ihm hing sein Schlachtschwert, gestähltem Blitze gleich —

im Original: en stannad ljungeld lik — was wohl nur mit Schwierigkeit deutsch ausgedrückt werden kann. Ich habe mir hier den Blitz vorgestellt, in seiner Bewegung angehalten. Könnte man vielleicht sagen: gehemmt?

Das Schwert wirft auf den Tisch er —

nicht warf er das Schwert auf den Tisch, sondern er versetzte der Tafel einen Hieb, einen Schlag.

Diese Bemerkungen sind wirklich die einzigen, die ich zu machen habe. Aus ihrer Geringfügigkeit mögen Sie schließen, wie verdienstvoll Ihre Übersetzung in meinen Augen ist.

Nota, die in der vierten Romanze genannt wird, war eine von den Walküren oder Göttinnen des Kampfschicksals; sie sind sowohl aus den Mythen und Liedern der Alten, als durch das schöne Gemälde Sandbergs, das Sie vielleicht in Stockholm gesehen haben, wohlbekannt.

Die Frithiof-Sage ist mit Schwedischer und Lateinischer Übersetzung in Björners Nordiska Kämpa Dater, Upsala 1736, Folio, gedruckt. Dänisch ist diese Sage von Samso bearbeitet — er hat daraus eine Erzählung gemacht — und dann vor einigen Jahren poetisch von Coetost, welcher daraus eine romantische Tragödie schuf. Weder die eine noch die andere Bearbeitung verdient Beachtung.

Was von meiner Fortsetzung bisher gedruckt wurde, folgt anbei. Das Heft der ‚Eduna‘, wo hinein sie gehört, ist noch nicht erschienen, weil wir auf eine längst versprochene Abhandlung von Geijer warten.

Diese fünf Stücke enthalten, wie Sie sehen, den Abschluß der Sage. Nebst den schon früher veröffentlichten machen sie etwa das Drittel des Ganzen aus; möglicherweise wird das Werk am Ende des Jahres oder im nächsten Winter vollständig erscheinen. Seit mehr als einem halben Jahre hab' ich mich nicht damit beschäftigen können, theils wegen Krankheit, theils wegen Arbeiten anderer Art.

Weinerseits lege ich überhaupt keinen großen Werth auf das ganze Unternehmen; und wenn ich es wirklich zu Ende führe, so geschieht dies wesentlich dem Sprichworte zu Ehren: jamais sottise à demi. — Von den jüngst gedruckten Stücken mag doch vielleicht ‚Die Veröhnung‘ insofern einige Aufmerksamkeit beanspruchen können, als dieselbe meine private Ansicht von der alten Asa-Lehre enthält, namentlich auch meine Auffassung der Baldur-Mythe, welche unstreitbar eine von den Perlen der altnordischen Götterlehre ist. Das Stück ist in Trimetern abgefaßt, bei uns etwas Neues; in Deutschland aber wurde diese Versform sowohl von Goethe als auch von Schiller benutzt, und bei den Griechischen Tragikern ist sie ganz gewöhnlich. — ‚Rings Drapa‘ (Todtengesang auf Ring) ist mit Alliterationen geschrieben, nach der Isländischen Form, welche durch die Nachbildungen von Fouqué und Gräter in Deutschland hinlänglich bekannt sein dürfte.

Ich habe diesen Winter sehr viel an Gicht und rheumatischen Schmerzen gelitten und muß deshalb jetzt zum ersten Mal Brunnen trinken. Zwar wäre es nicht nur für meine Gesundheit nützlich, sondern es würde auch sehr vergnüglich sein, den Sommer in Deutschland zu verleben; aber ich kann daran nicht denken. Wir bekommen hier unser Amtsgelalt in Getreide, das gegenwärtig sehr geringen

af se vohant bygde hrot drot vil Röfningu
forfema vigr eygumfæmbet, i ok ofkæmt æmtu at den vime,
fædr min kypkik vigr of den gænt ofleim at i gæmft
okther om Ræder. for: fæmng at en of den kofæfæm.

Drinnar, hvar dæd i hofes, at eygumng vgr: fæmft, men
i fæktuð hæ hirs fæky at hofes fæktuð hæs væmt, for
at vni hær fæky fæmng. Ræft Drope (Droftung of
Ræft) at fæmft: at fæmft, ofter fæktuð, mæktuð,
for: fæktuð hær vgr fæktuð hær of Ræmng at fæmft,
hær of fæktuð.

Ræft.

Eingig erhaltener Brief von Einars Rægtir an Amalie von Helvig. (Passus über Goethe und Schiller.

Kus: Gaebert, Was ist am Wege (amb. St. St.)

Restig von Georg Wiganb in Leipzig.



Geldwerth hat; eine solche Reise würde meine Einkünfte für mehrere Jahre überschreiten. Es kommt dazu, daß ich immer ein schlechter Haushalter gewesen bin. Nahrungsorgen und Kränklichkeit haben in der letzten Zeit meinen sonst so heiteren Sinn stark niedergedrückt. Allerdings haben sich meine Freunde bereit erklärt, eine Sammlung meiner Schriften zu verlegen. Trotz aller Armuth kann ich mich jedoch nicht entschließen, mich so von Anderen abhängig zu machen. Im nächsten Jahre hoffe ich indessen eine solche Sammlung zu Stande zu bringen, ohne daß ich Jemanden damit zu belästigen brauche.

„Arel“ ist ins Dänische übertragen worden, wie man mir gesagt hat von Rahbek, demselben, der auch „die Nachmahlskinder“ übersetzt hat. „Arel“ wurde wirklich mit vieler Duldsamkeit vom Publikum aufgenommen, um so strenger aber von den Phosphoristen der Upsala-Zeitung kritisiert. Ein Meisterwerk ist das Gedicht keineswegs, hat jedoch solche Bemerkungen, wie sie sie gemacht haben, nicht verdient. Jedenfalls hat die Schwedische Mitwelt zwischen den Phosphoristen und mir schon entschieden; und wenn die Nachwelt von solchen Kleinigkeiten Notiz nimmt, wird sie hoffentlich das Urtheil der Gegenwart nicht ganz und gar mißbilligen.

Ergebenst

Tegnér.

Mein Brief ist so flüchtig geschrieben. Daß ich ihn kaum selbst lesen kann. Setzen Sie dies auf Rechnung meines Wunschens, Ihren Brief umgehend zu beantworten, und empfangen Sie die Versicherung, daß ich ein anderes Mal besser und lesbarer zu schreiben versuchen werde. Beehren Sie mich doch bei Gelegenheit mit wenigen Zeilen; ich hoffe, mich dann derselben mehr werth erweisen zu können.

Das „Morgenblatt“ ist hier ganz unbekannt. Wir haben nur wenige Deutsche Zeitungen; und bei den jetzigen Kursverhältnissen sehen wir überhaupt wenig von den literären Erzeugnissen Deutschlands.

Die Empfängerin dankte am 25. April und begleitete ihre Berdeutichungen mit folgenden Zeilen:

Vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen hier die Übersetzung der beyden ersten Romane beylege, welche sammt den übrigen von mir vollendet worden und vor's erste in dem allgemein gelesenen Morgenblatt unserer Literatur gegeben werden sollen. Wie schwierig die kräftig frische Behandlung in der viel weitläufigeren Deutschen Sprache wiederzugeben war, mögen Sie mit Rücksicht erwägen, indem Sie das Mangelhafte der Übertragung gewiß nicht weniger als ich selbst

empfinden. Ich habe Monate gebraucht, um besonders die ersten beiden Gedichte im Innern aufzufassen, und verzagte oft ganz an der Möglichkeit.

Besitzen Sie die Fortsetzung dieser höchst bedeutenden Dichtung, so ersuche ich Sie dringend, mir die Mittheilung nicht vorzuenthalten, ja Sie würden mich zu größter Dankbarkeit verbinden, im Fall Sie das vielleicht noch ungedruckte Gedicht mir in Abschrift zuschickten. . . .

„Arel“ hat mir lebhafteste Freude gegeben, und fast im Lesen übersehte ich die ersten hundert Verse. Ich werde davon eine hoffentlich nicht unwürdige Anzeige machen mit den einstreuligen Fragmenten der mich am meisten ansprechenden Stellen. Unsere seit Jahren auf das nordische Alterthum gerichtete Forschung und selbst die darin mißlungenen Bemühungen machen jedoch gewiß die Behandlung der Frithiof-Sage zum Liebling, so wie es ursprünglich aus Ihnen ohne alle Beyhülfe fremden Schutzes hervorgegangen ist.

Lassen Sie dieses Werk nicht liegen! ich bitte Sie darum! — wäre es noch unvollendet, so gönnen Sie meiner Stimme einen Raum in Ihrer Entscheidung; wollen Sie nicht mehr viele Romanzen dichten, so bilden Sie wenigstens den Cyclus aus: glücklich wie das Werk begonnen, muß es enden. . . .

„Der Gesang“ hat im Morgenblatt abgedruckt schon viel Bewunderung, und zwar mit größtem Recht, gewonnen.

Mit Freude höre ich aus Stockholm, daß Ihre dortigen Verehrer Sie zu einer Herausgabe Ihrer sämmtlichen Gedichte zu vermögen suchen; wie schön, ja wie nothwendig wäre dies!

Wollen Sie denn nicht Ihre Ferien in Deutschland verleben? — ich werde wohl bis August in Dresden bleiben, wo Natur, Kunst und besonders die Antike Ihnen großen Genuß verspräche. Die Reise sollten Sie machen, um Ihre Gesundheit zu stärken, wie es Seelust, Reiselust und Unlust, und vor Allem der Reiz neuer Gegenstände nie verfehlen zu bewirken. . . .

Zu jener überaus romantischen Gegend und auf meinen Streifzügen zu Fuß mögte ich die Gestalten Ihrer Sage vollends ausbilden, wenn Sie mir diese vorher anvertrauen. —

Zwei Exzerpte aus Briefen Tegnérs an Freunde befunden, welche Aufnahme diese Zeilen bei ihm fanden. Er meldet unterm 18. Mai an Lundblad: „Frau Helvig spricht darüber, daß in dem ‚Morgenblatt‘ Verschiedenes über die Schwedische Literatur überhaupt und über mich besonders vorkommen soll. Falls Du die Zeitschrift hast, könntest Du sie mir gelegentlich Spafesshalber schicken“; und den 9. Juni an Brink-

man: „Frau Helvig hat Ael ins Deutsche übertragen, ebenso mehrere Romanzen aus Frithiof. Die letzteren sind ganz gut getroffen, obwohl noch nichts davon gedruckt ist.“ Den Wünschen seiner Übersetzerin kam Tegnér gern entgegen, wie deren vierte Epistel aus Dresden, 16. Juni 1822, zeigt:

Nicht genug kann ich Ihnen für die gütige Bereitwilligkeit danken, mit welcher Sie meine Wünsche erfüllt und durch Ihre Antwort jeden Zweifel beseitigt haben, welcher bey einer so schweren Unternehmung mich manchmal niederschlug. Ihre mir mitgetheilten Bemerkungen habe ich sogleich benutzt, und trotz der ungeheueren Schwierigkeit ward es mir möglich, das Ende der ersten Romanze dahin zu verändern, daß Ihr Ausdruck auch hier beybehalten bleibt. Dies veranlaßte mich jedoch, das Ganze mit erläuternden Notizen zu versehen. Denn außerdem, daß die altnordische Mythologie weit weniger bekannt ist, als man nach den darüber in Teutschland erschienenen Werken glauben dürfte, so ist auch die Sagen- und Heroenwelt des Nordens noch in ihrem innersten Wesen der Lesewelt fremd, da Fouqué allein zwar Einiges daraus mit Glück früher benutzt hat, doch durchaus nicht in die Tiefe derselben eingedrungen ist, indem er sich eine eigene Manier der Anschauung und des Ausdrucks dafür angeeignet, wobey sich jeder gefällt, indem er sich darin denken kann, was ihm beliebt.

In dieser Hinsicht wird Frithiofs Sage noch eine besondere Wichtigkeit erhalten, außer ihrem poetischen Werth, da Sie auch die Lösung der tiefsinnigen Räthsel jener Mythen des nordischen Heldenvolkes uns darin schenken und auf ihre Deutung aufmerksam machen.

Noch ehe ich Berlin verließ, sandte ich die vier übersehten Romanzen nach Stuttgart, indem das Morgenblatt das einzige periodische Blatt ist, in welches ich von Zeit zu Zeit Beiträge gebe. . . .

Wenn Sie mir sagen, daß ich den Geist verstanden habe, welchen Sie Ihrer herrlichen Dichtung eingehaucht, so brauche ich Ihnen nicht weiter zu sagen, was ich dabei empfunden. Meine Bemühungen selbst sind hiervon die sprechendsten Versicherungen. Nur eins kann ich nicht unberührt lassen: wie ich nämlich besonders es an den Gedichten bewundere, daß darin die urkräftige Bildung des Menschen ohne alle Beyhülfe dessen ausgedrückt ist, was die neuere Menschenerziehung in Erinnerung bringt, und daß sich Ihre Gestalten ebenso zwanglos in den angenommenen Formen jener Zeit bewegen, deren bezeichnende Eigenheit frisch und voll ins Leben tritt, wie der weise und sparsame Gebrauch dessen, was charakteristisch ist, die Phantasie stets aufregt, ohne durch gehäufte todte Nomenclatur den Stoff zu erdrücken.

Möge Ihre Gesundheit durch das heilende Bad gestärkt, Ihre Heiterkeit ungetrübt von Sorge seyn, wie der laute, warme Beyfall Ihrer Nation die Anerkennung Ihres Geistes auch im Auslande mit sich führt. Noch immer kann ich nicht der Hoffnung entsagen, Sie in Teutschland zu sehn; wie gut wäre es, wenn Sie Ihre Kur hier unternähmen! Dresden hat seit vorigem Jahre eine Annehmlichkeit mehr durch eine Einrichtung erhalten, wo mehrere hundert Personen bereits die wichtigsten Mineralwasser chymisch bereitet mit dem glücklichsten Erfolge genießen. Überdies ist täglich ein für die Gicht vortreffliches Bad so nah und liegt im malerischen Böhmerlande so schön, wie ich höre (selbst sah ich es noch nicht), daß Sie die Gesundheit mit dem Genuß vereinigen könnten, hier die reichsten Kunstsammlungen aller Art und eine Stadt zu sehen, die wohl mit Recht das Teutsche Florenz genannt wird, — wie einzelne wahrhaft großartige Gebäude und eine heitere, abwechslungsreiche Natur es zu einem besonders angenehmen Aufenthalt machen, wo ich nun das fünfte Mal bin und öfter schon von Schmerz und Sorge gedrückt hier neuen Muth und Trost in der geliebten Kunst fand.

In den Jahren, wo wir Frauen auf uns selbst zurückgewiesen werden und der Lebenspfad immer einsamer für uns wird, reißt erst der Lohn einer fleißig angewandten Jugend; die Fertigkeit, welche ich mir im Malen ziemlich früh erworben, wird mir jetzt eine Quelle selbstständigen Genusses, indem ich keines Lehrers mehr bedarf, welche nur jungen Schülerinnen gerne Unterricht geben. . . .

Sie sind sich Ihrem Vaterlande schuldig, das ist einmal gewiß; warum nun diejenigen Mittel verschmähen, wodurch Sie Gesundheit und Lebenslust wiederum erneuen können? Was heißt das Vaterland anders, als die würdigsten unserer Zeitgenossen, die auf demselben Boden mit uns wirken, genießen und der seelenlosen Masse Geist und Bildung aus ihrem ursprünglichen Reichthume mittheilen?

Unsere bedeutendsten und edelsten Dichter haben diese Huldigung von den Repräsentanten der Nation nicht verschmäht: Dalbergs Wein hat Schiller erquickt und begeistert, Tieck lebte Jahrelang bey einem Freunde, der ihn ehrte, fast mehr der Herr des Hauses, als dessen Besitzer es war. Seitdem die Könige die schöne stolze Freude nicht mehr jeden Andern beneiden, den Genius zu belohnen, haben die Freunde ein so heiliges süßes Recht an sich gebracht. Wie könnte der freysinnige Mann es ihnen streitig machen? ist nach der Liebe nicht die Freundschaft das herrlichste Gefühl der Menschenbrust? — treuer, reiner und nicht von so heißen Schmerzen, so zerreißen den Kämpfen gestört und belect.

Lassen Sie nur Ihren Entschluß ahnden, sich einer wohlthätigen Erheiterung hingeben zu wollen. . . .

Ein Reisender und Fremder ist nicht übel daran, wenn er einer Freundin gewiß ist, welche für ihn das Zeitliche besorgt; — habe ich nun kein Recht, durch eine längere persönliche Bekanntschaft mich so zu nennen, so giebt mir doch hoffentlich die aufrichtige Verehrung Ihres Talents, sowie meine große Anhänglichkeit an Schweden überhaupt in Ihren Augen die Anwartschaft auf Ihr Vertrauen, welches ich mir bewußt bin durch jeden Dienst verdienen zu wollen, der im Bereich meiner beschränkten Kräfte liegt.

Ihre Romanzen haben mich hierher begleitet und sollen hoffentlich unter dem günstigen Einfluß dieser Umgebungen, wie im vorigen Jahre Isfarten und Frithiofs frestelse, vollendet werden. Möge doch keine Störung die Vollendung des Ganzen verzögern, dem ich mit Ungeduld entgegen sehe; wie ich hoffe, durch dessen Übersetzung sowohl dem Publikum den größten Genuß, als mir selbst einigszu verdienen, indem ich die Gabe eines verwandten Geistes demselben in die Hände gebe, — eine herrlich erstarkende Labung in dieser Zeit schwüler Erschlaffung und reicher Armuth. —

Das Morgenblatt brachte die vier Gesänge mit nachstehender Einführung: „Diese Romanzen sind Fragmente einer poetischen Behandlung der kühnen, frischen Frithiofs Saga, welche der geniale Dichter Tegner (!) im achten Hefte der Iduna mitgetheilt hat, deren Übersetzung jedoch nur einen schwachen Begriff des in Schweden mit dem größten Beifall aufgenommenen, volkstümlichen, kräftigen Originals giebt. Da ich nicht voraussetzen kann, daß alle Leser mit den Einzelheiten der nordischen Mythologie und Sage bekannt seien, habe ich es für räthlich gehalten, die hierauf Bezug habenden Stellen mit möglichst kurzen Erläuterungen zu begleiten, die ich selbst größtentheils der Gefälligkeit des Dichters verdanke.“ Der Name der Herausgeberin ist versehentlich fortgeblieben.

Von der Anerkennung, welche die Proben fanden, zeugt eine Äußerung des Schweden Aijelius: „Amalie von Helvig kennt, liebt mein Vaterland, mit ihrem dichterischen Geist hat sie es aufgefaßt und in ihren Gedichten verklärt. Ach, ihrer Dichtkunst Blumen! sie sind Doppelrosen des Deutschen und Schwedischen Gemüthes. Sie hat neulich Gesänge aus der Frithiof-Sage von Tegner übersetzt“.

In Betreff der Ermunterungen zur Reise nach Deutschland dachte Tegner nicht günstig, wie wir aus seiner Zuschrift vom 24. August 1822 an Adlerbeth erfahren: „Frau Helvig, die den Frithiof übersetzt, in

der Folge wie er herausgegeben wird, hat mich zu einer Reise nach Berlin, Dresden und von da nach dem Rheingau aufgefordert, wo ihr Mann augenblicklich weilt. Die Reise würde gewiß interessant sein, aber ich habe weder Zeit noch Geld dazu, — und schöne Gegenden kann man in Schweden noch besser sehen als am Rheinstrom“.

Der Inhalt seiner Antwort an seine Korrespondentin läßt sich aus ihrem fünften Briefe, Berlin, 21. Mai 1823, entnehmen:

Indem ich Ihren geistreichen und freundlichen Brief vom 14. August vor mir enthalte, darf ich gleichwohl sagen, daß es weder Nachlässigkeit noch Verhinderungen sind, welche mich abgehalten, ihn früher zu beantworten. Sie kennen mich zu wenig, daß ich mir schmeicheln dürfte, Sie durch einen häufigeren Briefwechsel nicht zu ermüden und vielleicht gar die Schreibseligkeit der Frauen verwünschen zu lassen. . . .

Natürlich fällt es mir wieder ein, Sie zu einem Besuch bey uns (in Engers am Rhein) aufzufordern; da Ihr Brief mich nicht ganz mit meinen Hoffnungen zurückweist. Wenige Stunden von Frankfurt liegt Wiesbaden, eine der wirksamsten Quellen gegen die Gicht; und wenn ich leider fürchten muß, daß auch Sie von den Wirkungen des eben verfloffenen Winters gelitten haben können, so würde es mir desto tröstlicher seyn, wenn Sie in unserm Teutschland Heilung mit Zerstreuung zugleich suchen wollten.

Die ministerielle Materie, nach Französischer Weise zu reden, würden Sie wohl auch in unsern Bädern finden, aber daneben auch gewiß Vieles, was Sie angenehm aufregt. . . .

Hier stände Ihnen zu einem ersten Ruhepunkte meine Wohnung zu Dienst, und mit Freuden würden meine Freunde dem ihnen wohlbekannten Fremdling zur Kenntniß von Berlins Merkwürdigkeiten behülflich seyn; außerdem daß der Schwedische Hof hier zwey Personen hat, welche dieses Vorrecht mit Eifer würden gelten lassen, um Sie nach Würden aufzunehmen.

Als ich Sie nach Dresden einlud, konnte ich Ihnen noch nicht sagen, wie freundlich und malerisch der Aufenthalt ist, wo wir den Sommer zuzubringen hoffen.

Es ist offenbar die schönste Gegend des Rheins, denn sie vereinigt alle Schönheiten, welche dessen Ufer sonst nur vereinzelt darbieten. Mir ist immer auf der weinbewachsenen Terrasse vor unserem Fenster zu Muth gewesen, als müßte ich nun gleich einen Zauberstab haben und denselben in die Lüfte ausstrecken, um meine fernern Freunde herbeizubeschwören. O wie sehnsuchtsvoll dachte ich oft an

den theuren Geijer! wie würde er Alles empfinden, was die Natur ewig Herrliches so verschwenderisch dort darbietet! — Ich freue mich, daß zwey Frauen Ihnen Ramlöja letzten Sommer angenehm machten. Es hängt nur von Ihnen ab zu versuchen, ob es Teutschen Frauen auch gelingen mögte, Ihnen jene Gegend erträglich zu machen. Mein Mann sagte gleich: ich müsse Sie für diesen Sommer zu einer Reise aufmuntern, bey welcher er sich glücklich schätzen würde, Sie zu sehen. Dort hoffe ich bald Ihre Romanzen vorzunehmen. Ich lebe jetzt in der Hoffnung, bald das Ganze zu sehen, und wünschte allerdings dann die Arbeit vollständig zu endigen.

Man wünscht von mir eine fortgehende Kunstnachricht von Schweden; allein Ihre Landsleute sind gar zu träge, ich kann noch nicht das Material, in rohen Notizen nur, von dort erhalten.

Endlich vollendete ich eine Erzählung, deren Stoff, aus den Memoiren der Margaretha von Valois entnommen, die Zustände der Belgischen Provinzen in dem Jahre 1575 berührt und von dem herrlichen Don Juan von Oesterreich Einiges erzählt. Ich glaube diesen Herbst sie gedruckt zu sehen. Diese Erzählung (Helene von Tournon) trug ich bereits sechs Jahre mit mir herum und blieb ihr immer treu.

Ihr Urtheil über Walter Scott finde ich nach meinem eigenen Gefühl, was die Gedichte betrifft; — gewiß ist er kein großer Dichter, allein er weiß vollkommen, was er mit dem glücklichen und reichen Stoff machen soll, den Schottland an Sitte, Lokal und individuellen Charakteren darbietet. Ein solcher Roman auf den Boden des alten Schwedens gespielt, müßte von großer Wirkung seyn; — fällt Ihnen ein Stoff ein, so bezeichnen Sie ihn mir, ich bin so ziemlich sonst in der Geschichte jenes Landes orientirt und würde mich vielleicht zu finden wissen. Eine sehr gelungene Erzählung stand in der Abendzeitung, Arved Gyllenstjerna betitelt, welche den Tod Carl des XII. und Görz' Schicksal sehr wacker schildert. — Sie lesen gewiß nur Gutes in Lund, allein ich muß doch bedauern, daß einige Teutsche Monatschriften dort unbekannt bleiben; mich dünkt, es gehöre zu einer Universität, den Geist der Länder kennen zu lernen, mit denen der geistige und politische Verkehr dem Mann eine Lebensaufgabe werden kann.

Ich nenne Ihnen den Namen van der Velde als den Schriftsteller, der, wie es mir scheint, nicht unpassend Walter Scott zum Muster sich erwählt hat. Ein bisgen breit ist jener freilich, allein dies schreibe ich den Guineen zu, die jeden Band aus dessen Händen belohnen. Es mag gefährlich seyn, so gut bezahlt zu werden, — ich verfiel vielleicht in entgegengejetzten Fehler und schriebe gar nicht mehr,

wenn ich erst 300,000 £ Sterling hätte. — Lassen Sie mich doch ja baldigst die Fortsetzung Ihrer schönen Romanzen erhalten! Der Geist, in welchem sie gedichtet sind, ist ein so ganz eigenthümlicher, daß ich nicht ohne Anstrengung mich gleichsam von der gewöhnlichen Bahn der Ideen entferne und mich losmache von allem, was die Sprache sonst an poetischen Ausdrücken bietet, um jene einfach tiefen Klänge, der Urwelt gleichsam abgelauscht, auch nur schwach in derselben wiedergeben zu können. Daher wünschte ich, womöglich die übrigen Romanzen in einem Zuge ohne Unterbrechung bearbeiten zu können. Meine Idee ist, sie dann mit einigen passenden Kupfern einzeln hier herauszugeben; denn in Berlin lebt ein Künstler, der, wenn man ihn auf Costüme und die Bedingungen überhaupt aufmerksam macht, von solchem Sinn ist, wie diese Romanzen es fordern.

Theilen Sie mir doch auch mit, was Sie zur Vermählung und Ankunft Ihrer schönen Kronprinzessin dichten, und erzählen Sie mir von ihr, denn Sie werden sie ja gewiß bey ihrer Ankunft in Schonen sehen. —

Hierzu bemerkte Gajus Tegner einer Schwedischen Freundin, Martina von Schwerin: „Ich habe neulich einen Brief von Frau Helvig gehabt. In demselben ladet sie mich sehr freundlich und einfach zu sich nach Wiesbaden ein. Übrigens schreibt Frau Helvig recht gut; es scheint mir aber doch, als rieche der Brief ein bißchen nach der schwälenenden Lampe. Das kann indeß eine Folge von dem Vorurtheil sein, womit ich alle schriftstellernden Frauenzimmer betrachte; ich möchte gern einsehen, daß ich mich irre. Persönlich habe ich deren zu wenige gekannt, um ein Recht zu haben, die ganze Klasse zu beurtheilen, und will gern einräumen, daß es hier wie anderswo glückliche Ausnahmen geben könne.“

Am 20. Dezember 1822 schrieb ihm Amalie von Helvig:

Eine lange Zeit ist verflossen, seitdem ich von Ihnen Nachricht erhielt und mir selbst die Freude gönnte, mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Die Folge der schönen Romanzen zu erwarten, war vielleicht ein mir kaum bewußter Grund des Zögerns, und in dieser Erwartung lag es vielleicht noch mehr, daß ich nicht sogleich an die Übersetzung der letzten fünf Gedichte ging, die Sie mir gütigst zugesendet, — der Charakter des Gedichtes, sowie die Art der Behandlung, die Sie dabei erwählt, liegt so ganz außerhalb des gewöhnlichen Kreises von Ideen und Ausdrücken der modernen Poesie, daß ich mich ganz eigens isoliren und gleichsam von allen anderen Einwirkungen frey halten mußte, um in mir selbst die tiefe unver-

fälschte Quelle der Sprache aufzufinden, die mit den Gefühlen und Gedankenformen der hohen ernsten Welt übereinstimmen, die Sie uns vorführen. Dieses aber erreicht man nur selten und kann es noch weniger lang in der bewegten Welt festhalten, die uns der unwillkommenen wie auch der schmeichelnden Störungen so manche aufdrängt.

In den stilleren Herbsttagen am Rhein und während einer Reise von dorthier habe ich kürzlich jedoch die vier ersten Gedichte fast vollendet, oft von Nebeln umgeben oder während der langen Nacht, stürmischer Wintermorgen, wo ich drei Stunden vor Tages in meinem Wagen saß, mein schlafendes Mägdgen im Arm und fast außerhalb der Welt, die ich nicht sah. — Wenn ich nicht mehr geleihtet habe, so sehen Sie wenigstens, daß ich die Zeit nicht unpassend wählte, die, wie Ihre Gedichte, außerhalb allen Vergleiches lag.

Ich sende Ihnen nur die Übersetzung von Rings *Drapa*, indem ich mir Ihr aufrichtiges Urtheil erbitte. Sie werden selbst zu lebhaft die Schwierigkeiten empfinden, welche die Deutsche Sprache mir hiebei entgegen stellte, um nicht nachsichtig zu seyn. Ich habe in diesem, wie in den übrigen Gedichten absichtlich einige Worte umschrieben, die Sie in der Voraussetzung gebrauchen durften, daß die Majorität Ihrer Leser damit bekannt sey; außerdem, daß sie in das Schwedische Idiom besser paßten. Anders ist es mit dem Deutschen Publikum, welches in der Terminologie des nordischen Heldenthums noch allzuweit zurück ist. . . .

Habe ich gefehlt, so ist's noch Zeit, es zu verbessern. Lassen Sie mich nicht lange auf Antwort warten, besonders aber versagen Sie sich nicht meiner Bitte: Alles, was Ihnen von der Frithiofs-Sage seitdem gelungen, sollte es auch noch handschriftlich seyn, mir gewogen mitzutheilen. Ich habe den Plan, wenn das ganze Gedicht vollendet, durch einen sehr geistvollen Zeichner einige Vorstellungen daraus zu der Übersetzung machen und so würdig, als das Original dies verdient, ausgestattet dieselbe erscheinen zu lassen. Der Künstler ist so bescheiden, als frey von Manier und reich an Einbildungskraft. Daher wäre es mir sehr willkommen, wenn Sie selbst mir gelegentlich einige Nachweisung zur Behandlung des Costüms geben könnten und mögten, wie dieses nothwendig von der Deutschen Mitternacht des Mittelalters weit abweichen muß.

Die vier ersten Romanzen hat Afzelius aus Upsala in Göttingen als den Beleg für den hohen Standpunkt seiner vaterländischen Poesie vorgelesen; und ich mußte stolz darauf seyn, daß ich, obschon sehr unvollkommen, der Dolmetscher für das Vortreffliche heißen darf. Mögten Sie doch auch die Fortsetzung mit gleicher Liebe umfassen!

Von Ihrer Gesundheit hoffe ich zugleich gute Nachrichten zu

hören; es ist mir schmerzlich gewesen, daß Sie nicht dieses Jahr einen Plan ausführten, den ich Ihnen für das vergangene entworfen hatte. Die Bäder am Rhein sind alle von großer Wirkung. Sie sollten sich wohl diese Erholung gewähren und dabey den bedeutendsten Punkt Deutschlands in historischer Hinsicht kennen lernen. . . . Ich selbst fand verwichenen Sommer dort in der Ruhe einer schönen Umgebung die Muße, fleißig an einer schon lange vorbereiteten Arbeit zu seyn, die Ihr Vaterland zum Gegenstande hat, und ich könnte mit Wahrheit sagen, daß ich während der verwichenen Monate mehr in Schweden als am Rhein lebte. Sehr leid that es mir, daß ich Lund nicht gesehen und von dort also mir vielleicht für die Zukunft zu sprechen vorbehalten muß; — was Sie der Erwähnung in historischem und wissenschaftlichem Betracht dabey würdig finden (insofern es beyläufig und in Rücksicht der Universitäten Schwedens gesagt werden kann), würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie mir dieses aufzeichneten. Auch muß ich noch die Bitte hinzufügen, daß Sie über die Dichter zu Gustav des III. Zeit mir Ihr Wort nicht versagen und namentlich die Gedichte von Leopold, Bellgrén, Örenstierna u. a. bezeichnen, welche Sie als deren gelungenste betrachten, da ich wünsche, von jedem dieser Männer ein Gedicht zu übersetzen, welches den Stempel seiner Eigenthümlichkeit trägt, — hierin aber natürlich meinem eigenen Urtheil nicht allein traue. —

Tegnér schrieb darauf an Brintman den 14. März 1824: „à propos Übersetzungen! Frau Helvig ist mit einer solchen von Frithiof beschäftigt, die sie mit vieler Pracht und Reclame in Deutschland herausgeben will. Ich habe einige Probestücke davon gesehen, die sicher ganz gut wiedergegeben sind; doch ist eine Revision nöthig von Jemandem, der das Schwedische besser und das Deutsche ebenso gut wie sie kennt. Ich habe deshalb ihre Einwilligung verlangt, die zu erhalten ich nicht zweifle, Dir das Manuscript zu zeigen. Möglicherweise kommt sie auch selber mit einem solchen Wunsche. Ich hoffe, daß sie ihre Übersetzung nicht eher veröffentlicht, als bis das Original fertig geworden; es wäre das sonst wahrhaftig ein bißchen zu schleunig.“

Hierüber theilte er, unter Beifügung neuer Gesänge des Frithiof, seine Ansicht an Frau von Helvig mit, die bald darauf, aus Berlin, 26. April 1824, erwiderte:

Ich benutze mit Freuden die Veranlassung, die mir ein paar gefällige Landsleute von Ihnen geben, Ihnen meinen Dank für die unendlich interessante Sendung zu sagen. Ich sehe nun schon das wahrhaft nationale Werk seiner Vollendung nahe und zweifle nicht,

daß Sie die innere Unlust, welche wohl Jedweden zuweilen eben im Ringen nach dem Höchsten anzuwandeln pflegt, glücklich überwinden und sich überzeugen werden, daß Ihr Gedicht eine Ausfaat ist, die nichts mit jener gemein hat, die, vom augenblicklichen Sonnenschein gemeiner Gunst gehegt, in tausendfachem Unkraut aufzuschießen bestimmt ist; — da hingegen die Gediegenheit Ihrer Dichtung alle Manier verwerflich zeigt und nur den Genius zu der Bahn ruft, welche Sie selbst so glücklich vorgezeichnet. Daß der allgemeine Beyfall Ihren Romanzen nicht gefehlt, werden Sie besser als ich wissen; und wenn die Menschen, das Bessere begreifend und bewundernd, sich noch nicht genugsam dazu herangebildet haben, um es kräftig und allein festzuhalten, so ist darum eben nichts wichtiger, als daß solches Treffliche da sey, da es in lebendiger Wirkung sich nothwendig Raum macht und das Richtige eben durch seine positive Tendenz verdrängt und endlich siegreich zerstört. Ich gebe eine Abschrift der vier ersten Romanzen mit, wie sie zusammt den Noten im Morgenblatt erscheinen, und es dürfte Ihnen vielleicht nicht gleichgültig seyn, daß Goethe sich die Übersetzung daraus hat aus schreiben lassen.

So habe ich diesem unsern verehrten Veteranen kürzlich **Rings Drapa** geschickt, wie ich das Gedicht noch einmal überarbeitet hatte und nach Ihren Bemerkungen möglichst verbessert. . . .

Wollen Sie so gefällig seyn, nach geneigter Durchlesung die drey Romanzen unsern Reisenden zu geben, um sie zu den ersten vier gesellt an Hammarstöld in Stockholm zu bringen, der ein gleich warmer Bewunderer Ihrer Frithiof-Sage, mich sehr darum gebeten. Aus seinen Händen soll Brinkman sie erhalten, und so mögen Sie im Verein mit diesem sie nochmals gerne kritisch durchgehen. Ich kenne nur allzu wohl ihre schwachen und unzulänglichen Stellen, allein die Deutsche Sprache ist im Vergleich mit der Schwedischen so weit schweifig, umständlich und empfindlich für gewisse Ausdrücke, daß ich mich, aufrichtig gesprochen, oft selbst noch darüber gewundert, wie ich so weit damit fertig werden konnte, was nur meine große Liebe für den Gegenstand möglich machte. So sehr ich Brinkman, der seit vielen Jahren mir ein werther Bekannter ist, als Sprachkenner achte und seine große Gewandtheit in der Form schätze, so bleibt es mir erlaubt zu zweifeln, ob er den Geist d. h. die einfache Größe des altnordischen Lebens genugsam empfinde, um sich vor allen Ausdrücken und Wendungen zu hüten, die, an einen neueren complicirteren Zustand erinnernd, geradezu den Eindruck Ihrer Romanzen zerstören würden. Was Sie beyde zusammen sanctioniren, das will ich gerne ohne Widerspruch als ein Gesetz annehmen.

Ich habe diesen ganzen Winter überhaupt nur in Schweden gelebt und mir wirklich die in Teutschland nicht leichte Aufgabe gestellt: nichts Neues zu lesen, was mich von meinem Gegenstande zerstreuen würde, den ich ganz allein mit mir selber zu verarbeiten habe. . . .

Indessen haben wir Ihre Erhöhung zu einer erhabenen Kirchenwürde hier mit Antheil vernommen, und ich werde mich unendlich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie die selbst bey der glücklichsten Veränderung unvermeidlichen Mißgeföhle eines neuen, uns noch nicht auf den Leib passenden Zustandes überwunden haben.

Mögen die Romanzen mein Fürsprecher seyn, und möge der Geist, welchen Sie über König Bele und Thorsten Wifingsons Hügel heraufbeschworen, Sie nicht verlassen, nachdem die Inful Ihr begeistertes, von dem nordischen Geiste begabtes Haupt schmückt! —

Daß der zum Bischof von Werjö ernannte Dichter diese Zeilen erhielt, geht aus dem Passus seines Schreibens an Brinkman vom 22. August 1824 hervor: „Ich gratuliere, daß Du bei Frau Helvig solch kritisches Vertrauen genießest nach Hammarföld. Comment peut-on être si bête! Ich hatte mir bessere Vorstellungen von der guten Frau gemacht und werde nicht vergessen, was ich schon längst hätte thun sollen, ihren komischen Irrthum aufzuklären.“ Das geschah jedoch nicht. Tegnérs Antwort blieb aus, so daß Amalie von Helvig, in Sorge um ihr Manuscript, am 12. Januar 1825 abermals zur Feder griff:

Nach einem bedeutenden Zwischenraum bin ich so frey, Sie wieder mit einigen Zeilen zu behelligen, welche nur den Zweck haben anzufragen, ob Ihnen im May oder Juny kein Reisender einen Brief von mir übergeben oder zugesandt, auch die Abschrift meiner Übersetzung Ihrer herrlichen Romanzen? . . . Seitdem habe ich die Freude erlebt, daß Goethe dem Geiste öffentlich gehuldigt, welcher diese Romanzen erschuf. Im ersten Hefte des fünften Bandes ‚Über Kunst und Alterthum‘ spricht er dies aus, indem er zugleich meine Übersetzung der ‚Königswahl‘ abgedruckt als Probe darbietet: daß mein Bestreben den Charakter des Gedichtes wiederzugeben nicht ganz mißlungen sey*). Vielleicht ist diese Anerkennung Ihnen selbst gleichgültig; allein wenn

*) Mit einem Begleit Schreiben, datirt Berlin, den 28. Februar 1824, hatte Amalie von Helvig bei Dittliens von Goethe Aufenthalt in Berlin dieser ihre Übersetzung zweier Romanzen der Frithiof-Sage, die Tegnéer ihr mit andern handschriftlich mitgetheilt, für Goethe übergeben; jener Brief hat sich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar erhalten, wie auch das Manuscript der ersten Romanze: König Kings Todten-Gesang; das der zweiten, von Goethe zum Abdruck gebrachten scheint verloren zu sein. Goethes Werke, Sophien-Ausgabe, Bd. 42. Abt. 2, S. 424.

Leidenschaft hat ich die Freude erlebt das

wenn Petrus Gacthe von Gulte offenbar geblüht welcher dies Prange ersehnt — im 18ten J. des 19ten J. des
für Alt-Thomas & Guld Spricht es dies aus, indem es ungleich meine Übersetzung der Schrift nach abgedruckt
als Probe darbietet das mein Dichter des Charakters die Gedichte wiederzugeben nicht ganz mislungen sey.
Völligkeit ist dieß Anerkennung Gacthe selbst gleichgültig geachtet. Ich bin; allein wenn ich Gacthe nicht ganz befreie
ke ich Gacthe Dichter mehr oder ganz Dichtersland verbrüht zu wissen, so darf ich sagen das Gacthe Dichters
Gacthe das die Dichterschaft leitet. Da wir ein Mittel als das commentate von uns geachtet wird.

Die deutsche Frau hat den Sinn Gacthe geachtet und auch Gacthe Wege Gacthe zu folgen gewagt
Gacthe da das es viele deutsche Mütter & Gacthe geacht welche die zu erkennen werden sind.
Mittelt wissen sie bereits das Gacthe hat sich Gacthe gewandt. Umstritten an G. v. Sittner in
Gacthe wird gefunden hat, welchen das ganze Gacthe in Gacthe nicht brüht ist. Die Form der Gacthe
erleichter sehr die Übersetzung welche nicht brüht ist — allein eine Probe Gacthe Gacthe
den zu übertragen ist. Ich bin weniger gelungener und konnte fast wie Lachung Dichters gemacht
werden —...

Ich hoffe die A. dieser Dichtersänger wird nicht bei mir
des weitern Fortschritts auf der schwingen Dichters nicht finden Gacthe, da ich Gacthe Gacthe
Dichters, & durch Gacthe Dichters & Gacthe offenbar Gacthe Gacthe Gacthe habe.

Amalie & Heinrich geborne
Freyma von Jankhoff

Amalie von Helbig an Gacthe Gacthe.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Aus: Gacthe, Was ich am Wege fand. N. 8.

es Ihnen nicht ganz dasselbe ist, Ihren Dichterruhm über ganz Teutschland verbreitet zu wissen, so darf ich sagen, daß Goethes Zeugniß Ihnen dafür Bürgschaft leistet, da sein Urtheil als das kompetenteste von uns geachtet wird.

Zwey andere Romanzen Kung Bele och Thorsten Wikingson und Frithiof och Ingeborg, die ich kürzlich übersetzt und Gustav Schwab für das Morgenblatt zugesendet, haben diesen (er ist selbst ein höchst glücklicher Romanzendichter) so lebhaft ergriffen, daß er mir schreibt: 'Ich beuge mich vor diesen herrlichen Gedichten; und die Übersetzung ist meisterlich und auch ein Gedicht', welche letzten Worte ich nur hersehe, damit Sie sehen, daß die ersten Ihnen ganz allein gelten.

In Folge der Ihrem Gedichte so glänzend widerfahrenen Gerechtigkeit hat Cotta bereits mir den Antrag gemacht, das Ganze herauszugeben, und ich mögte dies, mit Aufopferung aller etwanigen Vortheile, gern so glänzend als möglich veranstalten, indem ich schöne Kupferstiche dazu füge. Nun fehlen aber vors erste Ihre übrigen Romanzen, und ich zittere: daß der Bischof den Dichter erdrückt haben mag mit dem schweren Gewicht geistlicher Würde. Sie schrieben mir aber ja selbst, daß Ihnen eigentlich nur sechs bis sieben Romanzen fehlten; also waren außer den mir so freundlich im Manuscript mitgetheilten bereits mehrere vollendet? . . .

Nach dem was Sie mir einmal früher schrieben, muß ich schließen, daß Sandberg bereits Zeichnungen für die Frithiof-Sage entworfen hat; — wollen Sie nicht ihn jetzt endlich darum angehen? Außer der Freude, Ihre Gestalten dem Auge darzustellen, kann er sich auch den Ruhm versprechen, als historischer Künstler in Teutschland neben Ihrem hier schon gewürdigten Namen aufzutreten, und für gute Kupferstecher will ich Sorge tragen. Was in Schweden mit großen Schwierigkeiten verknüpft wäre, kann hier zu Lande, Gottlob, leichter gefördert werden, und wenn Sie vielleicht auch dort die Herausgabe des Gedichtes als ein Ganzes bezwecken, so könnte von Teutschland aus Ihnen die gewiß freundliche Zugabe der Kupfer besorgt werden, da die Abdrücke selbst, wenn erst die Platte gestochen, nicht von bedeutendem Belang. — Mögte doch dieses Blatt Sie in einer glücklichen Frithiof-Stimmung treffen, damit Sie die letzte Hand an Ihre herrliche Schöpfung zu legen sich rasch und freudig bewogen fühlten! Ich genieße eben einer seit lange schwankenden Gesundheit mehr als vorher und fühle mich auch in sehr guter Stimmung, um die Arbeit zu vollenden. Theilnahme bedarf der Dichter, das wissen Sie ja, nicht der Schmeichelen; aber so viele wackere und fluge Menschen

sehnen sich heutzutage nach gesunder geistiger Kost und mögten aus dem narkotischen Nebel Persischer und Spanischer Nachäfferey in die reine irische Luft ächter Poesie unseres Germanischen Stammes die Brust erweitern, daß Ihr Gedicht eine wahre Wohlthat werden wird für unsere Literatur, wie es schon jetzt in seinen Fragmenten lebhaften Antheil erweckt hat. Ich sage Ihnen nicht, wie stolz ich darauf seyn würde, diese klare Morgenröthe vom Norden herüberzuführen und meinen Namen neben den Ihrigen nicht ganz unwürdig zu stellen; indeß leider so viele unserer besten Köpfe in weichliche Versplitterey verfallen sind und weder Kraft noch Geist genug übrig haben, ein Ganzes zwischen diese süßliche Almanachssträmerey hinzustellen. Helfen Sie mir recht bald, den Vorsatz ins Werk richten zu können, welches sowohl Ihrem Vaterlande zur Verherrlichung als zum edlen Muster denen gereichen soll, welche Sinn und innere Fähigkeit haben, das Beste zu wählen. Eine Teutsche Frau hat den Sinn Ihrer Poesie geahndet und auf Ihrem Wege Ihnen zu folgen gewagt. Glauben Sie, daß es viele Teutsche Männer und Jünglinge giebt, welche Sie zu erkennen würdig sind!

Vielleicht wissen Sie bereits, daß Ihr ‚Arel‘ einen ziemlich gewandten Übersetzer an Herrn von Schildener*) gefunden hat, welcher das ganze Gedicht im Morgenblatt mitgetheilt. Die Form desselben erleichtert sehr die Übersetzung, welche überdies nicht buchstäblich ist. Allein eine Probe, Ihre Romanzen zu übertragen, ist ihm weniger gelungen und könnte fast eine Entweihung derselben genannt werden. Mein Mann hat sich besonders über diesen Ver-

*) Hinter diesem Pseudonym verbarg sich der Major Wilhelm von Souhr in Stralsund. Derselbe hatte im Morgenblatt 1824 Nr. 159—162, 254—260 eine freie Verdeutschung von ‚Arel‘ geliefert und in Nr. 149—151 Proben aus der Frithiof-Sage ‚Kings Tod, Königswahl und Frithiof auf seines Vaters Hügel‘. — Aus seiner Korrespondenz mit Tegnér ist folgendes Billet aufbewahrt: „Der Brief, mit dem der Herr Professor mich beehrt haben, hat mich, es offenherzig zu gestehen, nicht wenig stolz gemacht, obgleich ich keineswegs die Nachricht verkenne, deren mein Versuch sich zu erfreuen gehabt hat. Der Fortsetzung von Frithiof sehe ich mit ungeduldiger Erwartung entgegen: sie wird mich nicht weniger interessiren, wie das Vorhergehende, und ich freue mich schon im Voraus darauf. Daß ich mir erlaubt habe, frey zu übersetzen, hoffe ich, wird die Güte des Herrn Professor mir verzeihen. Von den Anmerkungen werde ich sicher Gebrauch machen und die Übersetzung darnach auszufeuern suchen. Sehr gerne wagte ich mich auch an die anderen Romanzen; aber ich fürchte, dies Unternehmen übersteigt meine Kräfte, und ich muß wohl darauf verzichten. Ohne genaue Bekanntschaft mit der nordischen Götterlehre, die mir abgeht, ist es schwer, ein Gedicht nur einigermaßen erträglich zu übersetzen, dessen Handlung in eine Zeit fällt, wo noch das Heidenthum sein Haupt im Norden erhob.“

such geärgert, welcher allerdings keinen richtigen Begriff des Originals giebt, da er sich oft, um die Schwierigkeit Ihrer gedrungenen Kürze zu umgehen, erlaubt hat, drey Stanzas aus zwey der Ihrigen zu bilden. Ich hoffe jedoch, dieser Doppelgänger wird mich bey meinem weiteren Fortschreiten auf der schwierigen Bahn nicht fürder begleiten, da ich einen ziemlichen Vorprung und durch Ihren Beyfall und Goethes öffentliche Anerkenntniß eine wichtige Stütze habe. —

Goethes oben schon angedeutete Empfehlung des Frithiof von dem ‚genialen Tegeneer‘ (!), zugleich unter Hinweisung auf die bereits früher im Morgenblatt veröffentlichten Gesänge, lautet: „Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern mit dem Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser aufs Eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Übersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinne und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen, wie es zugeht, uns auf eine neue sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegenkommt.“

Tegnér, den im allgemeinen jede Kritik kühl ließ, wünschte doch die Goethe'sche kennen zu lernen; bereits den 29. Januar 1825 schrieb er an Brinkman: „Jemand hat mir gemeldet, daß Goethe in einer Zeitschrift, die er herausgiebt, neulich etwas über Frithiof geäußert haben soll, vermuthlich aus Anlaß der Übersetzung von Frau Helvig. Kennst Du es, so theile es mir mit.“

Daß ihn ein so hohes Lob aus der Feder des Altmeisters innig erfreut haben wird, ist — nach einer Stelle aus der nächsten Epistel zu schließen — zweifellos, und hier vor allem müssen wir den Verlust seiner Briefe bedauern. Nicht gleichgültig war ihm auch die Anerkennung Gustav Schwabs, der später, im Sommer 1841, ihn in Schweden besuchte.

Damals fällt Tegnér eine kurze Kritik über die Helvig'sche Verdeutschung, nachdem ihm diejenigen von Schley und Schildener ebenfalls zu Gesicht gekommen waren: „Selbst Frau Helvig besteht die Probe nicht, obgleich sie viel besser ist, als die Anderen.“ Rufen wir uns hierzu ins Gedächtnis, daß er die Übertragung seiner Poesie als ein kaum zu lösendes Problem erachtete, so liegt in jenem Urtheil immerhin eine gewisse Wertschätzung.

Die erheblich kränkelnde Nachdichterin hatte sich denn auch seiner unge schmälerten Gunst zu erfreuen und erwiderte dessen Sendung vom 15. Februar mit einer Zuschrift aus Berlin, 12. April 1825:

Ich ergreife den ersten ruhigen Augenblick, der mir seit dem Empfang Ihres Briefes zu Gebote steht, um für die schöne und reiche Gabe zu danken, die Sie in meine Hände mit so schmeichelhaftem Vertrauen gelegt haben. Gewiß, ich fühle den ganzen Umfang Ihrer Güte und meine Verbindlichkeit. Ein Gedicht, das Sie — wenn Sie nicht der Härte eines Stiefvaters beschuldigt werden wollen — als ein Lieblingskind mit frohem Stolz zu betrachten berechtigt sind, erlauben Sie mir einem andern Lande zu schenken, so gut, als es die Verschiedenheit der Sprache und mehr noch meine eigene Fähigkeit, im Verhältniß zu der Ihrigen, zuläßt. Glauben Sie mir, daß ich stolz darauf bin im Namen meines Geschlechtes, daß es einer Frau gestattet ward, diese männlichen, tiefen Klänge der nordischen Muse nachzusingen; indeß sich leider so viele Männer in Teutschland damit beschäftigen, die weichlichen Klänge des nur sinnlich genießenden Orients zu übertragen oder die blumenreiche Weitschweifigkeit des mit Worten und Gleichnissen nur zu viel spielenden Spaniers noch etwas weitschweifiger wiederzugeben, und dadurch unserer Literatur und dem Charakter unserer Poesie überhaupt den empfindlichsten Schaden zu thun. Denn wenn diese auch die gedrungene Kürze der Ihrigen nicht erreicht, so kann man doch nicht verkennen, daß sie für gehaltvolle Gediegenheit besonders geeignet und der geistig idealen Seite des Lebens mehr zugewandt ist, als die südlich Romanischen Sprachen. . . .

Mein einziger, aber auch reicher Trost waren Ihre Romanzen, von denen ich eben die vierte übersetzt hatte, als Brinkmans Paquet ankam; — dieses herrliche Gedicht, welches mit Homerischer Einfachheit und dem Tiefsinn der alten Skalden uns in Mitten jener Zeit und ihrer äußeren und inneren Lebensgestaltung zaubert. Die erste Romanze unter den neu angekommenen, die ich übersetzte, war ‚Frithiofs Schachspiel‘, die nächste ‚Vikingabalk‘. Mit dem Gedanken einer möglichen nahen Auflösung während dieser Zeit vertraut, war und ist mein Wunsch nur, daß ich noch das Ganze vollenden und mit den daran noch nöthigen Verbesserungen in die Hände des dieses Geschenk gewiß mit lebhaftem Antheil aufnehmenden Publikums übergeben könne. Sie haben Unrecht, wenn Sie sagen, daß Ihr Werk kein Ganzes bilde; — es ist ein solches für Jeden, dessen Gedankentkreis ausreicht, um die dürftigen Verbindungsglieder gewöhnlicher epischer Gedichte sich selbst zu ersetzen. Übrigens sind wir Teutschen schon mehr an diese Form gewöhnt, die aus den frühesten Zeiten, auch vom Süden her, sich uns in dem herrlichen Gedicht des Spaniers, dem *Cid*, zeigt, dessen Uebersetzung Herders Namen schon allein der Nachwelt be-

wahren würde. Gewiß kennen Sie dieses schöne Werk, welches ebenso gediegen, freysinnig und volksthümlich merkwürdig ist, als Ihr Frithiof, wenn es auch nicht in eine ferne Urzeit zurücksteigt. Eids Leben bezeichnet den Blüthepunkt Spanischer Größe und Ritterlichkeit.

Unig freut es mich, daß Brinkman Ihnen die Worte unseres Veteranen Goethe über Frithiof mitgetheilt hat. Die Vorstellung, daß Sie sehr gleichgültig für unsere Literatur wie für Lob überhaupt sind, gab mir gerechte Scheu, Ihnen diese Huldigung des Teutschen Dichterkönigs als Erstling der Anerkennung darzubieten, die unfehlbar des Frithiof wartet.

Mit einer so innigen, auf die genaueste Bekanntschaft mit des Gedichtes Vortrefflichkeit gegründeten Bewunderung und Liebe für daselbe, darf es mir vergönnt seyn, Ihnen aufrichtig das einzige Bedenken vorzulegen, welches mir in dem Ganzen sich aufdrängt, jedoch nach meinem Gefühl auch zu bedeutend ist, als daß ich aus Feigheit gegen Sie dieses Bedenken verschweigen sollte. Es betrifft gerade jene zwey Gedichte Frithiofs *lycka* und *Afskedet*, besonders aber das letztere, der Form nach. Sehr richtig bemerken Sie, daß Liebe mit all ihrem Gefolge von Lust und Schmerz wohl überall und immer sich gleich geblieben seyn müsse, sonst würde uns *Andromaches* Abschied von *Hektor* nicht noch jetzt in den Tiefen der Seele ergreifen. Doch sollte es mir leid thun, wenn Sie Ihrer Würde als Bischof eine freichere, geradezu gesagt sinnlichere Gestaltung altnordischen Liebesglückes aufgeopfert hätten, welche mit dem tieferen Grundton zartwehmüthiger Seelenliebe doch allzu deutlich ausgesprochen in der Sage und überhaupt im Leben jener Zeit liegt, — ja wovon die Schilderung Ihnen bereits in *Frithiof* och *Ingeborg* und *Frithiofs frieri* so meisterhaft gelungen; jenes ursprünglich paradiesisch Reine einer wahren Liebe, die eben, weil sie die Liebe in voller Bedeutung des Wortes ist, sich nichts unterschlagen läßt und unschuldsvoll, wie ein nacktes Kind, den Himmel im Blick, zulächelt, während die Erde sich in den weichen, runden Formen unverhüllt spiegelt. Ich weiß nicht, auf was *Brinkman* früher eine bittere Klage gegen Sie führte, Sie einer allzu antiplatonischen Ansicht der Liebe beschuldigend. Was ihn nun aufs Schönste beruhigt, hat, seltsam genug, mir das Einzige in Ihrem Gedicht gezeichnet, was nicht Sie, nicht der Norden in Ihnen sey, so weit ich ihn zu kennen Veranlassung gehabt habe; und ich bin nicht prüde genug, um Ihnen diesen, vielleicht von einer Frau eben nicht gewöhnlichen Tadel zu verhehlen. ‚Der Abschied‘ ist in Gedanken und Versen herrlich, allein Sie haben sich darin zur dramatischen Form hinreißen lassen, und dieses scheint mir durchaus nachtheilig

für die Wirkung des Ganzen. Nur im Wechselgespräch, wie ‚Frithiof und Björn‘, könnten Sie die Liebenden, gewiß nicht minder schön, darstellen; die jetzige Gestaltung zwingt uns plötzlich zu anderen Ideenverbindungen und giebt uns Forderungen, die mit dem Schluß des Gedichtes nicht gleich zur Ruhe kommen.

Erlauben Sie mir einen Vorschlag: Sie theilen das Gedicht in zwey Theile; der erste enthält in der Form, wie Kung Ring etwa, oder nach der Ihnen so eigenen glücklichen Wahl des Metrums, den Hergang beym Ting, den ganzen Tumult der abergläubischen Menge im Gegensatz mit Frithiofs mächtigem und edlem Zorn, eine Zusammenstellung, die, wo ich nicht irre, noch nicht in dem Cyklus Ihrer Romanzen vorkommt. Ich würde Helges hämischen Vorschlag und die Bewegungen der aufgeregten Masse im besondern Verstande gegen Frithiofs Gegenrede zu halten versucht seyn. Das zweyte Gedicht enthielte nur den Abschied, in aller geheimnißvollen Süßigkeit ungeheuren Liebes Schmerzes und flüchtigen letzten Liebesglückes, wo alsdann er und sie in gleichem Verhältniß sprächen und das Dramatische ganz verschwände, ohne dadurch der Innigkeit des Gegenstandes zu schaden. . . .

So wenig mir der Vortheil ward, Sie länger zu sehen, spricht doch Ihr Außeres, wie die geistige Gestaltung Ihres Wesens, mir die volle Überzeugung aus, daß Sie dem Abschied der Liebenden noch ein tieferes, glühenderes Gepräge aus Ihrem Innern aufdrücken können, wenn Sie nur dies Innere einen Augenblick hervortreten zu lassen geneigt sind. Zwey Stunden Stimmung, und ich hätte, was ich wollte, mit mir aber die Welt und Ihr eigener Ruhm, was Ihnen gebührt! Ist es Ihnen einleuchtend, so schreiben Sie gleich nach Stockholm, den Druck dort einzuhalten. Es versteht sich, daß von allen diesen meinen Gedanken nur Sie etwas wissen. Ich habe Sie selbst zum Vertrauten und Richter gewählt, denn Sie sind ja der Einzige, der es besser denken und machen kann, als es in den Augen Ihrer Leser schon jetzt ist. Die rechte Bewunderung fordert das Höchste.

Mit Vergnügen höre ich, daß Ihre geistliche und politische Thätigkeit noch nicht angefangen, und so Ihnen Zeit gelassen wird, uns die willkommenen Geschenke Ihrer Muse zu bereiten. Wie wäre es, wenn Sie diesen Ihnen gegönnten Zwischenraum dazu benützten, um Teutschland in seinen schönsten Gegenden kennen zu lernen? — Vors erste wollen wir in Schlessien uns finden, wo man wohlfeil lebt; und von dort aus Prag oder die Böhmischn Bäder zu benutzen, wäre gewiß Arzeney für Leib und Seele. Nach Ihrer Excursion

fänden wir uns in Dresden, wo sich's auch wohlfeil, ungezwungen und in der heitersten Umgebung lebt; — was in meinen Kräften steht, würde ich zu allem beitragen, was Ihren Aufenthalt im Auslande angenehm machen kann. Dort in den schönen Aueen der Elbe an hundert stillen Stellen, die die Natur recht zum Ausruhen von Leid und Sorge geschaffen zu haben scheint, würde ich Sie um Ihr Vertrauen bitten, das Sie keiner Unwürdigen schenken, noch einer solchen, die da nicht weiß, was ein tiefes unheilbares inneres Leiden ist. — Welches Leben, das einem höheren Streben nach Glück gewidmet worden, blieb je frey von dieser verzehrenden Sehnsucht? Dit und wiederum bey Ihnen beflätigt sich mir die Überzeugung, daß gerade jene Objectivität, welche die Menge als unverwundbar angafft, die tieferen Wunden des Lebens empfängt und trägt; solche Naturen verbluten nach innen in weit größeren, wenn auch unsichtbaren Schmerzen.

Mir bleiben nur noch sieben Romanzen zu übersetzen übrig, und ich arbeite täglich daran; wie schön wäre es, wenn ich mündlich Ihr Urtheil über jedes Einzelne vernehmen und Alles nach Ihrem Sinn machen könnte! Sie würden sich auch um Ihr Werk dadurch doppelt verdient machen. —

Die Quintessenz dieser, man darf wohl sagen Abhandlung betrifft den siebenten und achten Gesang: Frithiofs Glück und Abschied. Tegnér beschäftigte sich viel und eingehend mit den erhaltenen Auseinandersetzungen und Anregungen und korrespondierte deshalb mit Brinkman, zuerst am 24. April: „Von Frau Helvig habe ich einen längeren Brief gehabt, ihr gefällt nicht Frithiofs lyeka und Afskedet; besonders wünschte sie, daß ich letzteres Stück umarbeiten möchte. Jetzt ist es für diesmal wohl zu spät, aber es steckt doch etwas Wahrheit in ihren Bemerkungen. Im Großen und Ganzen glaube ich indeß nicht, daß sie völlig Recht hat, allein man darf über die Sache nachdenken.“

Wenige Tage später, am 1. Mai: „Ohne etwas Charakterisierung und Motivierung läßt sich kein Epos denken; aber diese in die rein romantischen Formen hineinzulegen, ist schwierig, für mich unmöglich. Immer darf doch Frithiof nicht Bravour-Arien singen? Sein Entschluß, wie ein Narr wegzueilen, gerade da seine gefährlichsten Nebenbuhler sich naheten, mußte doch auf irgend eine Weise begründet werden. Ebenso Ingeborgs Treulosigkeit gegen ihren Geliebten, die sicherlich in der weiblichen Natur motiviert ist, indeß von einem Dichter, der gern gegen das schöne Geschlecht höflich, irgendwie vergoldet oder umhüllt werden dürfte. Was in der Tiefe des Herzens zweier Liebenden ruht, die Innenseite der Liebe,

muß doch wohl irgendwie ans Licht treten; und ich gestehe, dafür keine bessere Form finden zu können als die gewählte. Was die Sentimentalität anbelangt, so will ich sie weder läugnen noch vertheidigen. Aber Afskedet ist das Herz des Gedichtes, und ein bißchen Reizbarkeit darf man diesem Körpertheile verzeihen. Wir haben ja sogar Arme wie Eichenzweige und blaue Augen und blonde Locken im Überfluß, dazu auch noch Lilienbrüste. Ich räume ein, daß Afskedet eben meiner Absicht nach ein wenig aus der Tonart fällt, und bin trotzdem überzeugt, daß von hundert Lesern, wenn ich so viele bekomme, neunundneunzig glauben werden, hier erst sei der richtige Ton angeschlagen, alles Übrige dagegen Phantom oder moderne Affectation. . . .“

In ähnlichem Sinne wird Tegner auch an Amalie von Helvig geschrieben haben. Durch Geijer, der seine Reise nach Deutschland antrat, übermittelte er ihr zugleich die erste Originalausgabe des ganzen Gedichtes.

Ihr Dankbrief aus Berlin vom 19. September 1825 hat folgenden Wortlaut:

Nur wenige Zeilen sind mir heute vergönnt, und doch darf ich hoffen, daß mein Dank für Ihr werthes Geschenk Ihnen auch in der unzulänglichsten Form nicht unwillkommen, insofern dieser mein freudiges Gefühl über das schön gelungene, schon so freudig überall begrüßte Werk ausdrückt, welches Geijer in meine Hände legte. Er wird Ihnen besser sagen können, wie ich ganz in Frithiof lebe und mich ernstlich bemühe, diesem Meisterwerke sein Recht anzuthun, obwohl mir die Schwierigkeit immer klarer wird, es völlig zu Ihrer Zufriedenheit wiederzugeben. Seine Bemerkungen werden mir auch für das Ganze zum Leitfaden bey der letzten Durchsicht dienen, welcher ich diese nächsten Wochen widmen will, in der Hoffnung, recht bald Teutschland an der Gabe Antheil nehmen zu lassen, welche der Norden seinen Germanischen Stammgenossen bescheert. . . .

Ich war so frey, unsern Freund von dem Vorschlag zu unterrichten, den ich nur in Betreff der Form für Afskedet gewagt; da ich von einer zweyten Auflage höre, wage ich's noch einmal, damit hervorzurücken. Sind Sie der kleinen Mühe nicht abgeneigt, so lassen Sie mich's durch ein Wort wissen, dann würde ich Ihnen das Skelett dieser neuen Gliederung senden, um es von Ihrer Hand mit Fleisch und Farbe bekleidet zu sehen. —

Tegners Bemerkung an Brintman: „Frau Helvig beharrt noch immer auf Umarbeitung des Afskedet, aber ich lehne sie bestimmt ab, theils aus Überzeugung, theils aus Überdruß“ steht in schroffem

Gegenjaße zu der Begeisterung seiner Übersetzerin, welche, von ihrem Plan erfüllt, schon nach vierzehn Tagen sich des Weiteren vernehmen ließ:

Eine große Ermunterung ward mir zu Theil, indem Prinzessin Wilhelm, welcher ich bereits einige Romanzen vorgetragen, mich mit dem Befehle beehrte, in ihren Zimmern auch unserem Kronprinzen und dessen Gemahlin dieselben vorzulesen. Der lebendige Sinn, welchen dieser Fürst für alles Alterthümliche hat, machte ihn für das Gedicht nur noch mehr empfänglich; ich mußte überhaupt Vieles vom Norden erzählen, und die ungeduldige Frage, wann denn meine Übersetzung herauskommen werde, ward mir von all den hohen Personen wiederholt, die ich zu wahrhaft aufmerksamen Zuhörern hatte.

So werden Sie mir's zu gute halten, daß ich, benachrichtigt von der nahen zweyten Ausgabe, ein Schema beylege, wie ich mir die Gestaltung der zwey Romanzen denke, die statt der einen afskedet sich, der Form des Ganzen angemessener, natürlich eben nur in formeller Hinsicht etwas geändert, beygeben ließen. Kein Wort darf verloren gehen, braucht es auch nicht, wenn Sie nur wenige Stunden diesem Gegenstand noch schenken wollen, um dem Gedichte auch in Teutschland gleichsam die Rüstung unverwundbarer Vortrefflichkeit beyzugeben, da die sieben vorhergehenden Romanzen dem Geiste jene romantische Stimmung geben, in welcher er, durch die dramatische Form gestört, auf einmal aufschrickt und sich einer anderen Aufgabe mit Mißbehagen bewußt wird. Denn die dramatische Form erfordert eine ganz verschiedene Art von Seelenthätigkeit bey dem Leser oder Zuhörer, und wenn diese innere, etwas peinliche Operation überwunden ist, muß man wieder aus der aufgeregten Stimmung heraus sich zum Anhören der Romanze gleichsam hinsetzen, da, wenigstens nach meinem Gefühl, das Drama und der diesem gleichgebildete Dialog mich so zu sagen auf die Füße bringt, den Sprechenden zur Seite, gegenüber, wie Sie es wollen, nur nichts von alle dem, was die Romanze auf mich wirkt.

Alle diese Bemerkungen mache ich Ihnen kühn genug, aus eigener vielleicht sehr einseitiger Vollmächtigkeit, gerade wie Ihr Werk auf mich gewirkt; denn eben weil ich hier stuchte, habe ich bis jetzt die Romanze unübersetzt gelassen und daher auch Niemandem mitgetheilt. Aber ich muß, wie billig, Alles verachten und verwerfen, was an diesem Werke nicht aus Ihnen selbst kommt; daher habe ich alle Versuche eingestellt und glaube, da Sie mich gewiß ganz verstehen, es am sichersten in Ihre eigene Hand zu legen. . . .

Weijer wird Ihnen von Berlin gesagt haben, wo er sich an-

genehm aufgereggt fand durch einen lebendigen Geist, welcher hier herrscht und alle Kreise der Gesellschaft durchdringt. Ich bin viel in Teutschland umher gewesen und muß in diesem Sinn Berlin aufrichtig den Preis zugestehen. . . .

Gewiß würde die Reise Sie nicht gereuen, und Sie würden Ihren Namen schon so wohl bekannt finden, daß in dieser Hinsicht wenigstens Sie sich nicht als Fremdling fühlten. So wie Sie jetzt in der Literatur Europas stehen, muß Ihnen auch dieses nicht mehr ganz fremd in seinen mannigfachen Bestrebungen bleiben, auf welche Sie selbst einzuwirken berufen sind. Besonders ist mir gerade an dem vielbesprochenen Gedicht der Wunsch ausgegangen, Sie einmal einen vaterländischen Gegenstand dramatisch behandeln zu sehen. Unsere Bühne würde Ihnen vielleicht die inneren Geistesbilder hervorlocken, die nur schlummern und ein edles eigenthümliches Leben Ihrer Schöpfung verdanken würden. Wie reich ist Schwedens Geschichte an Stoff — aber das Leben allein lockt Leben hervor —, und die Gestalten unseres Devrient, Mattausch, Beshort, die Geijer im Lear als König, Gloster und den wackeren Narren bewunderte, würden vielleicht in Ihrer Phantasie würdige Gegenbilder wecken, die uns zur Lust, der Nachwelt zur Bewunderung, aus dem Schatten der Vorzeit hervorzutreten nur Ihres Rufes harren. —

Tegnér lehnte umgehend die Umarbeitung ab, die er auch damit entschuldigt zu haben scheint, daß er sich zu einer solchen bei seinem wachsenden körperlichen Leiden und nervösen Zustande nicht aufgelegt finde. Somit vollendete denn Amalie von Helvig ihre Übersetzung und schrieb dem Verfasser am 10. Februar 1826:

Die Nachricht, daß das Manuscript der Frithiof=Sage an Cotta zum Druck überhandt worden, wollte ich Ihnen nicht länger vorenthalten. Auch die Anzeige meiner Übersetzung ist bereits früher bekannt gemacht, und mir bleibt jetzt nur der herzliche, doch schüchternere Wunsch: daß Sie mit meinen Bemühungen nicht ganz unzufrieden seyn mögen! — In einer Zeit, wo so viel laues Wasser in unserer Literatur ausgegossen wird, bin ich stolz auf mein Geschlecht, daß auch noch eine andere Frau durch treffliche Übertragung von Serbischen Liedern eine kräftig erfrischende Gabe zu der gesellt, welche Ihr Talent mir zu spenden vergönnete. . . .

Ich sage nichts über die in Ihrem Brief waltende Stimmung. Sie hat mich zu Thränen gerührt; aber bey einem Mann von Ihrer Kraft und geistigem Reichthum kann dies nur ein vorübergehender Zustand, eine Krüß und der Durchgang zu einem neuen herrlicheren

Aufleben seyn. Ja, nur allzu wohl kenne ich solche Zeiten dunkler Schmerzen, wo es gar nicht mehr hell werden will in unserer Seele und rings in der Welt um uns her. Wenn sich die Jugend mit all ihren süßen, dem Dichter am längsten schmeichelnden Täuschungen von uns trennt, wenn Freuden, die uns sonst berauschten, nüchtern an unserem Sinn vorübergehen und wir das Vergängliche alles Irdischen tief in und an uns empfinden, — da tritt eine solche Leere der höheren Verzweigung ein; allein der kräftige Geist überwindet auch diese und geht als der Bürger einer andern Welt, über die erste Erziehungsstufe dieser sublunariſchen erhoben, seinen Weg zum Vorhof einer höheren Schule des unsterblichen Geistes mit erneuter Hoffnung und jener Kraft, die, nicht vom Physischen entlehnt, eine unsichtbare, aber von Jedem in der eigenen Brust empfundene Quelle hat, die nur um so reiner und stärkender sprudelt, je geläuterter dieses Innere von den Leidenschaften und Wünschen ist, die der Erde angehören.

Ich kann den Wunsch nicht aufgeben, Sie hier zu sehen, gerade weil ich überzeugt bin, daß diese Reise Ihnen wohlthätig seyn wird. Vielleicht regt Sie das Theater zu einer dramatischen Arbeit auf, deren Stoff Sie überall in der Schwedischen Geschichte finden können, die eine noch ganz unbenutzte Fundgrube für die tragische Behandlung ist. Ihre Nattvardsbarnen, Ihr Axel sind hier bekannt, und ich würde mich freuen, wenn Sie gerade zu rechter Zeit kämen, um den Empfang Ihrer Frithiof-Sage mit zu erleben. Ein schöner Frühling voll Blumen, freundlicher Landhäuser und Nachtigallen wartet Ihrer, und es soll dafür gesorgt werden, daß Sie heitere Bilder mit nach Hause nehmen. Wünschen Sie mir diese Hoffnung — ich brauche sie auch wahrhaft —, meine Gesundheit ist oft schwankend, und der Ernst und die Tiefe der Gesinnung, die mir an meinen nordischen Freunden so theuer ist, fehlt hier ganz und beschränkt auch mich meist auf mich selbst; doch ich bin daran gewöhnt, nicht viel von Anderen zu fordern, und habe eine so glückliche Liebe zu dem wunderlichen Menschengeschlecht, daß ich gern ihm was zu gute halte, um der Wenigen willen, die dessen Zierde und mein Stolz sind. . . .

Der beste Arzt ist in Ihnen selbst, zumal wenn es die linke Seite angeht — nur unsere eigene Ruhe kann uns beruhigen —, und wenn dies seltsam klingt, so werden Sie es doch verstehen.

Was die Religion Tröstendes, Erhebendes hat, liegt Ihrem Beruf nach Ihnen schon nahe; wenn ich aber oft empfunden, daß sie uns leicht zu einem gefährlichen Mitleid mit uns selbst veranlaßt, so war der herrliche Philosoph Marc Antonius in seinen Betrachtungen mir ein strenger und zugleich tröstender Freund, gerade weil er in

wahrhaft Kaiserlicher Großheit uns die Unbedeutbarkeit dieses Punktes zeigt, den wir Leben nennen, und der uns oft so viel zu schaffen macht. Wenn Sie dies Buch milder Weisheit in der Ursprache durchblättern, so denken Sie wohlwollend an Ihre Freundin. —

Mit kaum verhaltenem Mißmut, der einerseits durch ein ihn physisch und psychisch oft schwer drückendes Leberleiden hervorgerufen sein mochte, andererseits wohl seiner für literarisches Lob, für Auszeichnung und Ruhm unempfindlichen Natur entsprang, gestand Tegner am 12. März 1826 seinem Brinkman: „Frau Helvig ladet mich immer nach Berlin ein, jetzt besonders für nächsten Monat, um zu sehen, wie Frithiof von den Deutschen empfangen werde. Ich wage nicht ihr zu sagen, wie gleichgültig mir das ist; denn sie hat sicherlich ihr Bestes gethan und würde meiner Versicherung schlechterdings nicht glauben. Ich entschuldige mich daher ihr gegenüber so gut wie möglich und gebe meinen Umzug an, die ungünstige Jahreszeit, die theure Reise, was auch nicht gelogen ist.“ Er kam jedoch nicht zu dem beabsichtigten Schreiben, wie wir seinem ebenfalls an Brinkman gerichteten Briefe vom 23. Juni entnehmen: „Wie steht's mit Frau Helvigs Übersetzung? Zwischen ihr und mir ist schon längst jede Korrespondenz abgebrochen, was nur eine Folge meiner eigenen Nachlässigkeit ist. Aber in Warberg habe ich hoffentlich mehr Zeit dazu. Ein Doktor Mohnike hat mir eine Übertragung von Frithiof im Manuscript gesandt; aber wer kann all das lesen?“

Auch in Warberg fand sich nicht die Lust und Laune zur Abtragung der Briefschuld.

Inzwischen war die Deutsche Ausgabe veröffentlicht worden.

Die poetische Zueignung an Goethe schließt mit den Strophen:

So wende Deinen Blick der Heldenjage
Gefällig zu, bei der Du selbst als Brage
Mich muthbegeistert — Dir sei sie geweiht!
Erprobt ist von Idmuns Frucht die Jugend,
Dem Dichter heut die Göttin ew'ger Jugend
Die goldnen Äpfel der Unsterblichkeit.

Im Vorwort sagt die Übersetzerin: „Es wird mir genügen, wenn der lebensfrische Geist, welcher das Original durchweht, nicht ganz in der Übertragung vermisst wird, und dieser bewegte Nordhauch, wie die reine Luft eines hellen Wintertages, die jugendlichen Wangen röthet und erkräftigend die gesunde Brust durchströmt, indeß die kranke, von schwül narcotischen Dämpfen verweichte, sich dem gewaltigen Odem scheu verschließen mag. . . . Wenn die Zufriedenheit des Dichters mit meiner Arbeit mir den Muth gab, sie zu vollenden, so mußte ich selbst mir desto mehr mißtrauen, wie denn nur der Rath erleuchteter Freunde mich

in den Stand gesetzt hat, das ganze, durch Stoff und Form gleich schwierige Werk zu vollenden. Mögte diese Übertragung, sowie mehrere bereits von anderer Hand gelungene, den Wunsch allgemeiner anregen, die uns so nah verwandte Schwesterprache des Germanischen Nordens und ihre sich jetzt so schön entfaltende Blüthe näher kennen zu lernen! Mögen vor allen aber meine Schwedischen Freunde in diesem Versuch die treue Liebe erkennen, die ich ihrer schönen, einfachen und volltönenden Sprache gewidmet habe, deren Klänge mich stets an die edle geistige Mittheilung, wie an die trauliche Sunigkeit einer Freundschaft mahnen werden, die mir die Fremde zum Vaterlande machten.“

Goethe ließ sich im dritten Hefte des fünften Bandes „Über Kunst und Alterthum“ darauf also vernehmen: „Ich bin ein gar mannigfacher Schuldner für angenehme Mittheilungen geworden. Als vorläufige Anzeige Folgendes: Die Deutsche poetische Literatur hat drei schöne Geschenke erhalten, die ich der Reihe nach als groß, lieblich und würdig bezeichnen möchte. Serbische Lieder, übersetzt von Talvi; Lettische Lieder, von Rhesa; Frithiof, durch Amalie von Helwig, aus dem Schwedischen.“ Der sechste, erst nach Goethes Tode erschienene, durch Friedrich von Müller besorgte Band bringt zum Schluß die Bemerkung: „Wie neigungsvoll Goethe sich auch dem Alterthum zuwendet, es hindert ihn nicht, auch jedes Neue und Neueste der Zeit, sobald es sich nur als ein Tüchtiges ankündigt, aufmerksam zu würdigen und ermunternd zu begrüßen. Es genüge hier seiner lebhaften Theilnahme an der Frithiof-Sage in der Uebersetzung von Amalie von Helwig zu gedenken.“ Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller berichten: „Der Frau von Helwig neueste Uebersetzung Schwedischer Gedichte fand seinen großen Beifall.“

Das für den Verfasser bestimmte Dedikationsexemplar begleitete, durch Vermittelung ihres gemeinsamen Freundes F. F. von Lundblad, Schwedischen Generalkonsuls in Stralsund, folgende Epistel vom 22. November 1827:

Es ist lange her, daß ich nichts von Ihnen vernommen. . . . In Mitte Ihrer geistlichen Berufsgeschäfte scheinen Sie sich wenig daran zu kehren, daß Ihr Name auch in Teutschland, ja in Frankreich und England mit Ihrem herrlichen Seehelden eingewandert und ein geistliches Königreich für seinen Dichter erobert hat.

Daß unser Kronprinz für die Verehrung, welche er der Frithiof-Sage zollt, Worte gefunden, freut mich unendlich; er jagte mir lezt hin: daß Sie so gütig gewesen, ihm Ihr Werk zu schicken, und Lundblad theilt Ihnen wohl mit diesem Blatt zugleich die fürstliche Dank-

sagung mit. *) Mögten Sie nur den kleinsten Theil der Freude bey allem diesen empfinden, die ich fühle, indem ich mich von Gegenständen, welche mich so tief interessirten, jetzt mit jedem Deutschen von Bildung und sogar Ausländern unterhalten kann, — ein Genuß, der mir noch vor wenigen Jahren ganz verschlossen war, da man mich, wenn ich versicherte, daß Schweden ausgezeichnete Dichter habe, ohngefähr so ansah, als ob ich im Traum oder Fieber redete. Mögte Ihnen besonders unseres Kronprinzen frey thätiger, nie verschwendereter Hochachtungsbeweis einige Ermunterung geben, unserer Hauptstadt einen Besuch zu gönnen, welcher Sie gewiß nicht unbefriedigt lassen dürfte. . . .

Leztlich fragte mich die Kronprinzessin: „ob ich nichts Neues von Ihnen übersehe?“ — Sie sehen, wie hungrig Sie die Leute nach Ihren Gaben gemacht haben.

Sollten Sie nun mich nicht ganz unwürdig befunden haben, mir eines Ihrer neuen Werke anzuvertrauen, so muß ich Sie aufrichtig bitten, zur Vermeidung künftiger Kollisionen, mir dasselbe, so weit es fertig ist, im Manuscript anzuvertrauen, indem ich im voraus mir das feyerliche Versprechen erlaube: keine Zeile von dem Ganzen gedruckt erscheinen zu lassen, ja auch Niemand davon durch Lesen mitzutheilen, dasern Sie nicht selbst sich bewogen fänden, zu Gunsten unseres Kronprinzen und der Mitglieder unseres Fürstenhauses eine gütige Ausnahme zu gestatten. . . .

Gewähren Sie mir diese Auszeichnung, so werde ich sie als die schönste Belohnung meiner seitherigen Bemühungen ansehen. Die edle nordische Muse gebe Ihnen Lust und Kraft zu dieser herrlichen Erholung bey Ihren nun so vielseitigen Bemühungen in anderer Richtung!

Wie viel Genuß bereitete Ihnen doch die Kunst, die Musik, sowohl hier als in Dresden; vielleicht am meisten die liebliche Einsamkeit seiner nachbarlichen Gründe, die mich während dieses Sommers fast berauschte, daß ich mir wieder jung und glücklich vorkam! — Wir müssen uns wirklich Besuch und Gegenbesuch machen; denn auch ich denke ernsthaft an eine Reise nach Schweden. Sie sehen ja,

*) Auf Kosten des Prinzen Wilhelm von Preußen, unseres nun in Gott ruhenden Kaisers Wilhelm I., hatte Generalkonjul Lundblad ein Exemplar der Frithiof-Sage und des Axel bestellt. Nach Lundblads Mitteilung interessierte sich der Prinz lebhaft für Schwedische Literatur und las sogar schwedisch. Das gab die Ursache, den Frithiof auch seinem älteren Bruder, dem Kronprinzen, zu senden, der durch Lundblad danken ließ. Vergl. Ur Esaias Tegnér's papper. Stockholm 1882. Z. 488.

daß der Weg wenigstens um die Hälfte zwischen uns abgekürzt und Ihnen auf jeder Poststation ein Lorbeerkranz, wenn auch nur zum Hibidus für Ihre Tabakspfeife, bereitet ist. Verschmähen Sie immerhin den Ruhm, den Gewinn; die Freundschaft können Sie nicht ganz verschmähen, welche, auf Verehrung gegründet, Ihnen so gerne die Bahn ebnen mögte, welche Sie zu erheiterndem Ausruhen führt. —

Tegnér antwortete lange nicht. Stillschweigen herrschte hüben und drüben. Im Jahre 1828 erschienen seine kleinen gesammelten Gedichte. Ein Exemplar sandte er der Freundin und bedauerte, im Manuscript nichts mitteilen zu können. Der Dank für dieses Büchlein war Amalie von Helvigs letzte Aufschrift am 31. Dezember 1830.

„Mit wie viel Freude“, heißt es darin, „sand ich in dem Bande liebe Bekannte! Helvig fand sich von dem Gedicht ‚Friedensstimmen‘ besonders angezogen; — viel ist da und für Viele, obwohl harmonisch in sich selbst.“

Möchten Sie uns bald mit neuen Gaben erfreuen, man wird ungenügsam, wenn man Treffliches erwartet. . . .

Daß Sie so ungern Fragmente Ihrer Werke mittheilen, ist uns Allen sehr im Wege; gern, gar zu gern ließ ich durch eine kleine Riße in die neue Schöpfung Ihres Geistes mein Auge schweifen und gönnte auch Anderen diese Freude, denn dankbar waren sie, wie ich aus der beynahe gänzlichen Erschöpfung der Ausgabe meiner Übersetzung schließen muß.

Baron Schwerin wird Ihnen besser sagen können, wie Sie hier empfangen würden, wenn Sie einmal Ihren europäischen Namen wollten gelten lassen.“

Sie sollten sich nicht sehen und begrüßen. Als der Schwedische Sänger, seines bedrohlich wachsenden Leidens wegen, im Sommer 1833 zur Kur nach Karlsbad mußte und auf der Reise Berlin berührte, da weilte seine Deutsche Dolmetscherin nicht mehr unter den Lebenden; sie war am 17. Dezember 1831 in Berlin entschlafen und auf dem dortigen Luisenstädtischen Kirchhofe zur Ruhe gebettet.

Wohl aber bewillkommte ihn auf Deutschem Boden Gottlieb Mohnike in Stralsund, der gleichfalls 1826 mit einer Übersetzung Frithjofs hervorgetreten war, indem er mit Recht betonte, es könne nur erfreulich sein, wenn nach einem würdigen Ziele mehrere mit Anstrengung ringen. Während Tegnér's Verhältnis zu Amalie von Helvig, der älteren Frau, trotz ihrer schwärmerischen Bewunderung für den Dichter und Menschen, ihrer rührenden Sorge für sein Wohlergehen, nie ein recht warmes geworden war, hatten sich seine Beziehungen zu

Mohnike bald sehr intim gestaltet. Beide Männer, fast gleichalterig, verbanden gemeinsame schriftstellerische, gelehrte und Berufsinteressen. Beide waren in theologischen, philosophischen und philologischen Studien gründlich bewandert, in geistlichen und Schulangelegenheiten denselben ernstern Bestrebungen zugetan, obendrein eifrige Bibliophilen und dichterisch beanlagt, wenn schon bei Mohnike diese Begabung keine selbstschöpferische war, sondern eine reproduktive blieb. Unvergessen ist, was Mohnike als Kirchenhistoriker, Hymnolog und Pädagog geleistet hat; seine literaturgeschichtlichen und schönwissenschaftlichen Arbeiten, letztere vorwiegend Übersetzungen auf dem Gebiete nordischer Volkspoesie, werden noch geschätzt. Sein herzliches, mildes, leutseliges Wesen glich ganz dem Charakter Tegnér's. Diese Verwandtschaft des Geistes und Gemütes trat bei ihrer persönlichen Bekanntschaft hell zu Tage: der Schwedische Universitätsprofessor und Bischof Elias Tegnér, Skandinaviens gefeierter Skalde, und der Pommerische Konsistorial- und Schularat, Superintendent Gottlieb Mohnike, sein trefflicher Interpret, schlossen Freundschaft fürs Leben, und das trauliche „Du“ besiegelte nachmals auch äußerlich diese Verbrüderung.

Bereits im Frühling 1826 hatte Generalkonjul von Lundblad bei seinem Besuche in der Vaterstadt Lund die Mohnike'sche Nachbildung der zerstreuten Frithiof-Gesänge im Manuscript vorgelegt und Tegnér ihm für den Übersetzer die gerade erschienene Originalausgabe mitgegeben. Derselbe bedankte sich am 8. Mai:

Ihre Reden und Dichtungen haben trübe Monate hindurch mich erheitert; sie sind meine Genossen gewesen auf dem Bette der Krankheit und in den Wochen der Genesung. Sie sind es, durch den ich hingeführt worden bin zur Beschäftigung mit der träftigen, wohl lautenden, gejangreichen Sprache Ihres Volkes. Die Nachbildung Ihrer herrlichen Redner- und Dichterwerke war mir Entzücken; mit dem Bleistifte ward Manches geschrieben, weil der Reizbare das Kratzen des Federtiels nicht ertragen konnte, Manches ward vom Bette aus diktirt.

So entstand die Übersetzung Ihres Frithiof; die ‚Veröhnung‘, die den schönen Blütenkranz schließt, war das erste Stück. Sehen Sie mit Schonung auf das, was ich zu leisten versucht habe! Möchte es mir gelungen sein, den Genius des Ganzen in seinen mannigfaltigen Erscheinungen aufgefaßt und wiedergegeben zu haben!

Zu meiner größten Freude vernehme ich, daß wir Hoffnung haben, Sie in diesem Sommer hier bei uns zu sehen. O wie sehne ich mich nach dieser Zeit! —



D. Johann Meißner.

Nach einer Zeichnung von Albrecht Grell.

137
14

Nicht lange nach der Schleyschen und Helvig'schen Überetzung erschien als dritte die Mohnite'sche zu Stralsund. In rascher Folge kamen dann heraus: Neue Überetzung einiger Gefänge aus der Frithiof-Saga; Eine akademische Rede, gehalten von Tegnér, nebst einer Schulrede desselben; Der Auerhahn; Agel, eine Romanze; Reden von Tegnér; Der Riese Finn; Tegnér und Ohlenschläger am 23. und 28. Juni 1829, sowie vermischte Lieder und Gedichte in periodischen Journalen. Durch diese Publikationen hatte sich Mohnite als Tegnér-Übersetzer ersten Ranges dokumentiert, und er sollte es fortan mehr und mehr werden, wie denn auch er es ist, der die Skandinavische Literatur bei uns zuerst eingebürgert hat.

Viel verdankte er dabei seinem Freunde, dem das Schwedische vollkommen beherrschenden Hauptmann Johann Karl Schütt zu Stralsund, dessen „Gedichte“ — darunter ein Zyklus formgewandter Verdeutschungen nach Tegnér — er herausgegeben hat.

Die Sommerreise nach Schonen und Dänemark 1829 benutzte Mohnite zu wiederholtem Aufenthalt in der südschwedischen Universitätsstadt. Leider weilte Tegnér gerade in Stockholm, wohin ihm sein Landsmann Professor Engeström meldete: „Konfistorialrath Mohnite hat uns besucht, ein herzlicher, munterer Mann. Wir haben schon Brüderschaft getrunken.“ Nach Stralsund zurückgekehrt, fand Mohnite einen Brief Tegnér's vor, vom 6. Juli 1829, mit der bemerkenswerten Erklärung: „Daß Ihr Frithiof die glücklichste der vielen Überetzungen ist, welche von diesem Gedicht in und außerhalb Deutschlands herausgekommen, ist nunmehr allgemein anerkannt. Die einzige, die damit noch in Vergleich kommen könnte, ist die der Frau Helvig, obwohl deren Eleganz und Zierlichkeit sich im Original nicht findet, auch nicht ganz der Idee des Verfassers entspricht. Ich muß daher den Werth Ihrer Übertragung um so höher schätzen, da das Schwedische im allgemeinen eine, so zu sagen, epigrammatische Kürze hat, schwer wiederzugeben in welcher Sprache auch immer, aber doch am ersten in der sicherlich ausgebildeteren, freilich zugleich weitläufigeren und langsameren Deutschen. In den Prosaübersetzungen freue ich mich all' die Eigenthümlichkeiten, aber in einem verschönernden Spiegel, wiederzusehen, welche meine Art der Darstellung auszeichnen. Merkwürdig, daß ein Ausländer das Schwedische mit der Sicherheit versteht, wie Sie; indefß noch merkwürdiger, daß er in alle, ja sogar bis in die rhythmischen Eigenthümlichkeiten einer Prosa eindringt, die ich nicht vertheidigen darf, wie sie auch gewiß nicht klassisch in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung ist, die aber Herders und Jean Paul's Landsleute eher entschuldigen dürfen, als die meisten unserer akademischen Stubengelehrten“.

Mohnite erstattete im September herzlichen Dank für dies Urteil:

Ich kann es nicht sagen, welche Freude mir die Beschäftigung mit Ihrer Muse macht, wie viel heitere Stunden sie mir giebt, und was ich in vielfacher Hinsicht Ihnen verdanke. Aber wie muß ich mit aller Kraft oft ringen, um die Schwierigkeiten zu besiegen, welche der verschiedene Genuß der im Ganzen doch so nahe verwandten Sprachen mir in den Weg stellt; nicht selten erschwert die nahe Verwandtschaft die Nachbildung! Aber mit jedem Tage werde ich immer mehr inne, welch ein herrliches Instrument die Deutsche Sprache ist, das selten im Stich läßt, wenn man es nur einigermaßen zu spielen versteht. An sich ist alles Übersetzen von Meisterwerken ein undankbares Geschäft, weil oft das Allerbeste nicht wiedergegeben werden kann; — und doch ist es wichtig und nothwendig, denn es verbindet die Völker, es ist angenehm und in hohem Grade belehrend, denn es öffnet recht eigentlich erst das Verständniß des Meisterwerks.

Auch danke ich herzlich für die schönen Gaben, mit welchen Sie mich zu verschiedenen Zeiten beschenkt haben.*) Die eine gebe ich Ihnen hierbei in Begleitung der Deutschen Nachbildung zurück; ich habe sie unserm Goethe zugeschrieben, dessen Sie so ehrenvoll gedacht haben, und sie ihm zu seinem achtzigsten Geburtstag geschickt. Axel ist schon

*) Es sind die oben zitierten Schriften, welche Mohnite alsbald verdeutschte. Die Goethe zugeeignete hat den Titel: Tegnér und Ehlenckläger am 23. und 28. Junius 1829. Der Herausgeber nennt sich am Schluß: D. Gottl. Mohnite. Widmung: An Goethe. Am 28. August 1829.

Nach den Gestaden des Velt hin schauetst Du. Was ich Dir bringe.

Nacht, Unsterblicher! Dir sich vom Gestade des Velt.

Den Hauptbestandteil bildet Tegnér's Dichtung ‚Bei der Magister-Promotion in Lund den 23. Junius 1829‘, schwedisch und deutsch, mit der Huldbigung Ehlencklägers und Goethes:

Nordens Sängemonarch ist hier, der Adam der Skalden,

Erbe des Throns im Reich des Gesangs, denn der Thron er ist Goethes.

Zwei Lieder Adam Ehlencklägers folgen, dänisch und deutsch, ‚An meine Schwedischen Freunde‘ und ‚Gruß an unsere Schwedischen Freunde‘. Dieser letzte Gesang schließt also:

Lebt hoch, Ihr Schweden und Euer Dichter!

Dem Edlen hoch!

Mohnite fügt am Ende den Goetheschen Vers hinzu:

Da wir aber allzumal

So beisammen weilen,

Dächt' ich, klänge der Pöfal

Zu des Dichters Zeilen.

Goethe scheint sich für dieses literarische Angebinde nicht ausdrücklich bedankt zu haben, was um so mehr Wunder nimmt, als er nicht nur für Tegnér's, sondern

vor zwei Jahren übersezt, Niese Finn in Ihrem Vaterlande gedruckt; ich ließ ihn als ein kleines Gastgeschenk unseren Freunden in Lund zurük. . . In recht heiteren Stunden beschäftigte ich mich mit der Nachbildung eines und des anderen Gedichtes und bin Willens, eine Auswahl drucken zu lassen. Die Übersetzung aller ist ein Riesenwerk.

Hieran schließt sich Mohnifes Schreiben vom 25. August 1830:

Ich habe mir lange mit der Hoffnung geschmeichelt, Sie in diesem Jahre von Angesicht zu sehen, aber die vielen kirchlichen Geschäfte haben mir in der schönsten Zeit die Reise unmöglich gemacht, und nun ist es zu spät. Wenn aber nicht besondere Unfälle und Abhaltungen eintreten, so reise ich im künftigen Jahre nach Werjö und Stockholm.

Ihrer Gerda habe ich im Laufe dieses Sommers sehnsuchtsvoll entgegen gesehen. . . Werde ich Kraft und Ruhe haben und heitere Stunden, sie würdig zu übersezen? Von Frithiof wird bald die zweite völlig umgearbeitete Auflage erscheinen. Wie würde ich mich freuen, wenn das Buch in seiner jezigen Gestalt sich Ihres Beifalls noch mehr zu erfreuen hätte, damit das herrliche Werk Ihres Genies in dem Deutschen Gewande nicht allzuviel verloren hätte! Ja noch mehr als zuvor bin ich inne geworden, was es sagen will, ein solches Gedicht zu übertragen. —

Auf den in Aussicht gestellten Besuch freute sich Tegné. „Besonders erwarte ich das Beste von einer stärkenden und lehrreichen Unterhaltung mit Ihnen; der Mangel daran ist an einem Orte abseits der Heerstraße, wie dieser, dann und wann recht fühlbar, zumal bei Krankheit, und Briefe schreib' ich ungern. Nehmen Sie deshalb die Zeit nicht knapp für das entlegene Östrabo, welches sonst sich einer schönen Natur und lieblicher Umgebungen rühmen darf. Willkommen in Schweden,

auch Öhlschlägers Dichtungen sich interessierte, obendrein letzteren von Person kannte. Mohnifes Briefwechsel ist verloren gegangen bis auf das Verzeichnis, worin nichts von Goethe; auch im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv ist ein Konzept nicht vorhanden, dagegen Mohnifes kurze Zuschrift vom 28. August 1829: „An dem Tage, bei dessen Erscheinen die gesammte Welt der Wissenschaft und Künfte Euer Excellenz unsterblichen Namen mit freudiger Nührung auspricht und die heißesten Wünsche für Hochdieselben emporjendet, mische auch ich meine Stimme in den allgemeinen Jubel. Geruhen Euer Excellenz die heiliegenden Blätter als einen Beweis meiner innigsten Verehrung entgegenzunehmen, in welchen ich einige Stimmen des Skandinavischen Nordens auf den Deutschen Boden verpflanzt und die ich mit Hochhero Namen zu schmüden gewagt habe. Die beiden geistvollen Dichter stehen hier als Repräsentanten zweier edler Völker da, die seit Jahrhunderten in mehr denn einer Beziehung fast immer in Fehde gewesen, jezt aber durch das Band brüderlicher Eintracht miteinander verbunden sind.“

in dem Lande, dessen literarisches Ansehen sehr durch Sie gehoben ist! Wir sind darum Alle Ihre Schuldner, und der König hat recht gethan, daß er Ihnen denselben Orden gab, der vordem die Brust eines Linné, Ihre, Berzelius, Geijer und Agardh zierte; denn auch der Historiker und Herold verdient unsern Dank.“

Mohnite war zum Ritter des Nordsterns ernannt worden; auch hatte die Schwedische Akademie ihm die große goldene Medaille verliehen.

Seine Antwort an Tegnér datiert vom 16. Juni 1831: „Welche Einladung hätte mir lieber sein können, als die des Mannes, dem ich so Vieles verdanke, und den von Angesicht zu sehen, längst einer meiner heißesten Wünsche gewesen ist. Doch in diesem Jahre soll es wieder nicht geschehen.

Schmerzlich hat mich die Nachricht betrübt, daß Sie geraume Zeit unwohl gewesen.

Das Ehrengeschenk, welches Ihr König mir gemacht hat, war mir in hohem Grade erfreulich, Ihnen verdanke ich es vor Allem in jeder Richtung. Sie sind es nicht nur, durch den ich in eine früher mir unbekannte Welt geführt worden bin, sondern Sie haben auch meine Bemühungen, die Werke Ihres Genius in dem Germanischen Idiom wiederzugeben, mit so vieler Schonung und Milde aufgenommen und die Augen anderer vortrefflicher Männer auf mich und meine Übertragungen geleitet. Doch wer bin ich gegen die weltberühmten Namen, deren Ihr Brief gedenkt?!

Auch im nächsten Jahre war es Mohnite unmöglich, den Bischof zu besuchen. Er schickte ihm am 6. Juni 1832 die neue Auflage des Frithiof, worin Vieles anders und hoffentlich Alles besser, der Urschrift würdig geworden, fügte die für Tegnér und Geijer ausgefertigten Diplome der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig bei und kündete eine Sammlung „Skandinavisches“ an, worin etwa vierundzwanzig lyrische Gedichte Tegnér's enthalten seien. Statt eines Briefes kam als einziges Lebenszeichen ein Exemplar der „Neden“. Tegnér war erkrankt. Die Nachricht hiervon, aber bald darauf auch von Besserung, las Mohnite in der Zeitung und bezeugte schriftlich seine warme Teilnahme.

Am 11. August dankte der Dichter, speziell für die zweite Ausgabe des Frithiof, „die in der jetzigen vollständigen Gestalt unzweifelhaft ihren Rang unter den hervorragendsten Übersetzungen einnehmen wird, welche die Deutsche Sprache aufweisen kann. ‚Skandinavisches‘ habe ich noch nicht durchlesen können. Wir Schweden sind Ihnen allzeit höchlichst verpflichtet für Ihre glückliche Arbeit, unsere Gedichte auch unter unseren Stammverwandten bekannt zu machen, und den kleinen Fortschritt, den wir in dieser Beziehung thun, haben wir wesentlich den Übersetzern zu

danke. Willkommen in Schweden bereinst! Sollte ich auch diesen Tag nicht erleben, so soll doch mein Geist sich darüber freuen“.

Wider alles Erwarten besuchte Esaias Tegnér ein Jahr später unser Vaterland. Die Ärzte hatten ihm Karlsbad verordnet. Der gepriesene nordische Stalbe betrat zum ersten Male Deutschen Boden am 12. Juni 1833, und zwar zu Greifswald. Wie einen zweiten Gustav Adolph empfing man ihn dort voller Ehrfurcht und Bewunderung, in feierlicher Einholung. Frits von Bahl sprach folgende poetische Begrüßung:

Willkommen, Dichtersfürst aus hohem Norden,
Hier, wo der Ostsee letzte Fluthen rollen!
Dein Ruhm ist strahlend Dir vorangezogen,
Und Deine Lieder, diese zaubervollen,
Sind schön bekränzte Genien geworden,
Die mit Dir schwebten durch das Reich der Wogen.

Jetzt flüstern sie von Deiner Dichterschöne,
Wie sanfte Aeolstöne,
Ins Ohr der Laufschenden, die um Dich weilen.
Sie tragen hin die trunkenen Geister, ferne,
Wo Ingeborg das Licht der goldnen Sterne
Für Frithiof ersleht, sich Fluthen theilen,
Und durch des wilden Elementes Streiten
Ellidas Pflanzen krachend vorwärts gleiten.

Heil Dir, o Dichtersfürst aus hohem Norden!
Du hast der Welt ein neues Reich erschlossen;
Wir sahen vormals über Schwedens Auen
Nur bleiches Nordlicht dämmernd ausgehossen.
Sein Flackern ist zum Sonnenglanz geworden,
Das Eis der öden Felder zu zerthauen.
Du mischtest in der Helden Schwerterischlagen
Die süßen Liebesklagen;
Du wandest um des Nordens Fichtenhaine
Des Südens duftig schöne Blumentränze
Und schufst an Skandinaviens ferner Gränze
Ein Paradies im milden Friedensscheine.
Europa hat Dein Harfenton durchklingen,
Als Du das Lied vom Frithiof geungen.

Zu Mittag war Galagesellschaft beim Schwedischen Generalkonjul von Lundblad. Aus Stralsund war der königliche Regierungspräsident Dr. Leopold von Rohr als Vertreter der Provinz Pommern zugegen. Von den Professoren fehlte keiner. Nachmittags fand eine Rundfahrt statt zum Besuch der Kirchen, Universität, Bibliothek, Museen, des botanischen Gartens, einem Triumphzug vergleichbar. „Dem eigentlichen Festmahl“, so berichtete der Gezeierte an seine Frau, „wohnten nicht

weniger als drei Präsidenten und alle hohen Beamten bei. Toaste und Reden gab es im Überfluß, wobei die Thüre zu einem inneren Gemach geöffnet wurde, darin meine Büste stand. Beiliegende Gedichte wurden ausgetheilt, auch Präsident von Rohr las einige Verse im Manuscript vor. Mohnike, obwohl leidend, war nebst Gattin aus Stralsund erschienen.“

Die drei Gedichte stammen von der Mohnikeschen Familie, dem Konsistorialrat, seiner Frau Karoline und dem Sohne Otto.

I.

An Esaias Tegnér nach Lesung seiner Reden.

O könnt' ich in Dein eigen glühend Feuer,
Das sich in glänzend reiche Farben bricht,
Den Pinsel tauchen und zu Deiner Feier
Ein Bild Dir malen, hell, im reinsten Licht!
Es sollte zeigen schöner dann und treuer,
Was dem Gefühle jetzt nur schwach entspricht.
O Heil dem alten, jagenreichen Norden,
Ihm sind bei seinem Eis auch Sonnen worden!

Beglückt, ja hochbeglückt, o laß mich's sagen,
Hat Dich Natur mit Liebe auserseh'n,
Der Leier goldne Saiten dort zu schlagen,
Wo Mittnachtsonnen schön am Himmel stehn.
Wo Seen glänzen, graue Felsen ragen
Und Fabeln aus der dunklen Vorzeit gehn;
Du machest zum Gesang die rauhen Töne,
Und wir verstehn durch Dich das Große, Schöne.

Toch aus des eigenen Gedankens Tiefe
Reißt Du der schönsten Stunden Vollgenuß;
Du weckst im Herzen, was sonst ewig schlief,
Und zeigst des Himmels wandellofen Schluß.
O wer gleich Dir zum hohen Ziele rief
Die Jünglinge im feurigen Erguß!
Dein ist des Wissens, des Gesanges Gabe;
Vertheile reicher noch die große Habe.

Was eine fremde Muse wagt zu bringen,
O schau es an mit Huld und nimm es hin!
Sie kann sich nicht zu Deiner Höhe schwingen,
Ihr Wort ist arm für Deinen reichen Sinn.
Es würde nicht zur nächsten Stunde dringen,
Wenn Du sie nicht entflammet zum Beginn.
Wer wagt den Glanz des Lichtes zu ergründen
Und wer des Geistes Tiefe zu verkünden?

II.

An Esaias Tegnér bei seiner Anwesenheit in Greifswald.

Es grüßet Dich der Deutsche Boden, es grüßt Dich laut das Deutsche Wort,
 Von ferne bringen Dich die Wogen, doch fremd nicht bist Du unserm Ort.
 Dein Genius, mit Glanz beschwinget, zog Dir voran auf stolzer Bahn,
 So sahn wir Dich, uns längst befreundet, als theuren Gast der Küste nah.
 Du schlugst für alle Welt die Laute in Deiner Seen und Berge Land;
 Es ziehet über Meer und Länder der Harmonie geheimes Band.
 Daß heute hoch das Herz Dir schlage, reicht Dir zuerst im frohen Saal,
 Durchdrungen von dem Werth der Stunde, der Heimath Bruder den Pokal.
 Zu Andrer Lust und Dir zur Ehre zog er um Dich der Freunde Kreis,
 Und hoch! ein festlich Hoch erschallet, ein dreimal Hoch zu Deinem Preis.
 Doch schnell entfliehn des Glückes Stunden, und Niemand fesselt ihren Lauf,
 Denn Keiner hält den Sonnenwagen in seinem ew'gen Geleise auf.
 Auch Du wirst unserm Blick enteilen, so schnell wie eine Traumgestalt,
 Die noch den wachen Sinn umschwebet mit ihres Zaubers Allgewalt.
 Du eilst ins Thal, Du eilst zur Quelle, die unerschöpflich heilend fließt,
 Die in erkrankte schwache Glieder des Lebens neue Stärkung gießt.
 O tritt zu ihrem vollen Vorne mit des Vertrauens hohem Muth,
 Es strömt aus gleich verborgner Tiefe des Sängers und der Quelle Gluth.
 Und wenn des Südens laue Winde die heiße Stirne Dir gekühlt
 Und Du des Wundersprudels Labung im tiefsten Leben hast gekühlt,
 Dann kehrst Du heim zu Deinem Norden, zu Deiner Felsen Echoklang,
 Wo noch der Glaub' an alte Wunder im Leben tönt und im Gesang.

III.

Grüß dem Nordlands-Sänger.

Auf, Ellida, laß die Segel schwellen auf der blauen Fluth,
 Theile rasch die Meereswellen! — wie im frohen Jugendmuth
 Frithiof einst Du fernhin trugest, hin zu Hellas Zauberland,
 Bring' auch heut den Sangesfürsten froh uns an Germaniens Strand!
 Sei gegrüßt, des Nordlands Sänger! Deine Lieder zogen vor,
 Klingen durch Europas Länder, — in des fernsten Südens Ohr
 Widerhallt die Wunderfrage von Schön-Ing'borgs treuer Lieb',
 Von Mariens Liebesklage, die im Tod noch Aelrn blieb.
 Sei gegrüßt, Du Fürst der Stalden! Nordens Harfe, kräftig, schön,
 Deine vollen Klänge brausen wie der Heimath Sturmgetön,
 Spielen, wie der Peneus linde durch die Blumenfluren rollt;
 Kalten Nordschein, Südens Gluthen mast Du, wie er es gewollt.
 Sei gegrüßt, der Rednerbühne hohe Bier! Dein kräftig Wort
 Reißt den Hörer durch die Wahrheit, durch den Wohlklang mächtig fort.
 Zübelnd hören Nordlands Söhne, die der Dichter hat entzückt,
 Auf den Mund des weisen Lehrers, der sie alle hoch beglückt.
 Aber ach! Den edlen Sänger — jammre laut, mein Vaterland!
 Haben nur der Krankheit Qualen aus dem Norden uns gesandt.

Nur daß Heilung er erlange, zieht zum Süd der Dichter hin;
In dem Kaiserbade Böhmens find' er wieder frohen Sinn.
Thermen, strömet eurer Gaben beste für sein wundes Herz,
Bannt durch eure Wunderlabe seinen tiefgefühlten Schmerz!
Daß der Säng' er ferner schwebe, wie im Aetherreich der Schwan,
Auf des Liedes Silberwege, freudig aufwärts, himmelan!

Das Sonett des Präsidenten Dr. von Kohr betitelt sich ‚Geist und Herz‘ und lautet:

Der Rede-Kunst die Dichtung zu vereinen,
Muß Geist und Herz im wahren Einklang stehen;
Die reiche Welt, sie zählt er zu der seinen,
Das Herz allein — lehrt Schmerz und Lust verstehen.

Was Ärm're kaum mit blöden Augen sehen,
Sein Adler-Blick läßt's hell und klar erscheinen;
So wie der Hauch von mildem Frühlings-Wehen,
Will Liebe es — im Herzen — fest vereinen.

Wohl dem, der sanft auf Schwanen-Flügeln
Zur fernern Heimath seine Reise lenket,
Der Friede wird ihm lächelnd dort begegnen.

Und wenn er dann, von lichten Sonnen-Hügeln,
Der trüben Welt des Himmels Klarheit schenket,
Wird manches Herz mit stillem Dank ihn segnen.

Teqnér faßte die Eindrücke über den ihm in der sonst so stillen
Musenstadt Greiřswald zu teil gewordenen, fast fürstlichen Empfang
zusammen in die Worte: „Alles ist großartig und herrlich zugegangen“.*)

Sein Aufenthalt in Berlin dauerte mehrere Tage. Er wohnte im
Hôtel St. Petersburg unter den Linden. Berlin glich ihm wie eine
ganz gut angebaute — Sandgrube. Besonders bei den Charlotten-
burger Pferderennen mußte er soviel Staub schlucken, daß er scherzte:
„Hat man einen Brief geschrieben, braucht man nur das Fenster zu
öffnen, um ihn mit Sand bestreut zu haben.“ Schloß und Park in
Charlottenburg erschienen ihm häßlich, sehr schön das Mausoleum,
die Rauchschen Marmorsarkophage. Er hörte mit Teilnahme, daß der
König noch oft in die darunter befindliche Gruft hinabsteige.

*) Ich glaubte um so mehr, diesen Besuch Teqnér's in Greiřswald ausführ-
lich beschreiben zu sollen, als seltsamerweise die Pommerischen Tageszeitungen
nichts davon gemeldet haben. Das Greiřswalder „Wochenblatt“ enthielt freilich
faßt ausschließlich Anzeigen, aber die „Stralsundische Zeitung“ und vor allem
„Sundine“ brachten politische und literarische Nachrichten, u. a. über die Feierlich-
keiten zu Ehren des bald darauf, im Juli 1833, aus seinem Amte scheidenden Re-
gierungspräsidenten Dr. von Kohr. Desto verwunderlicher ist es, daß die großartige
Huldigung, welche dem Schwedischen Gäste in Greiřswald erwiesen wurde, uner-
wähnt blieb.

In Berlin galt einer seiner ersten Besuche dem hervorragendsten Theologen seiner Zeit, Friedrich Schleiermacher. Beide waren erfreut, sich persönlich kennen zu lernen. Schleiermacher lud den Schwedischen Bischof am 16. Juni abends zum Tee und schickte ihm am nächsten Tage folgendes Billet:

Es wird mir doch sehr zweifelhaft, ob, wenn meine Entwürfe nicht scheitern, ich noch so glücklich bin, Sie bei Ihrer Rückkunft aus Karlsbad hier zu sehen. Darum erlauben Sie mir, daß ich mir die jetzige Anwesenheit möglichst zu Nutzen mache und Sie frage, ob Sie nicht noch Mittwoch Mittag zu meinen Gunsten über Sich disponieren können und wollen und gegen drei Uhr die Suppe (wie man in Deutschland sagt) bei uns vorlieb nehmen, da ich denn auch einige Freunde an Ihrer Gesellschaft Theil nehmen zu lassen mir zur angenehmen Pflicht machen würde. Zugleich bitte ich Sie aber mir zu sagen, wen Sie Selbst gern zu sehen wünschen; ich werde es mir zur Freude rechnen, Ihren Wünschen Folge zu leisten, auch wenn sie außerhalb meines näheren Kreises liegen.

Abends zuvor sandte er eine durch die kurze Charakteristik interessante Aufzählung der Gäste:

In der Voraussetzung, hochwürdiger Bischof, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, unter Ihren heutigen Tischgenossen schon im voraus etwas orientiert zu sein, bin ich so frei, sie Ihnen hier vorzustellen:

Der ehemalige Kriegsminister Generalleutenant von Boyen ist in der genauesten Verbindung mit Blücher, Gneisenau und Scharnhorst gewesen und hat in den Jahren 1810—16 auf unsere Armeebildung sowie auf die Kriegführung selbst sehr bedeutenden Einfluß gehabt.

Der Wirkliche Geheime Ober-Regierungs-Rath (so barbarisch sind unsere Titel, man kürzt sie aber gewaltig ab) Herr Nicolovius ist in dem Ministerio der geistlichen Sachen und des Unterrichts der nächste nach dem dirigierenden Minister selbst. Er hat in sehr genauen Verbindungen mit Stolberg, Jacobi und Goethe, dessen Schwester-Tochter seine Frau war, gestanden.

Der Wirkliche Geheime Legationsrath Eichhorn hat eine ähnliche Stellung im Ministerio des Auswärtigen, und namentlich stehen alle Verhandlungen mit anderen Deutschen Regierungen unter seiner Leitung.

Der Consistorialrath Hoßbach ist einer unserer beliebtesten Kanzelredner und hat sich in unserer theologischen Welt besonders

durch sein Werk ‚Spener und sein Zeitalter‘ einen ausgezeichneten Ruf erworben.

Der Stadtrath Reimer, Mitglied des hiesigen Magistrats und einer der ersten Deutschen Buchhändler, ist Eigenthümer des Hauses, worin ich wohne.

Graf Schwerin, das Haupt der Familie in unseren Provinzen, ist Ihnen schon bekannt, so auch unser Professor Meander, der eine äußerst seltene Ausnahme macht, indem er einmal in Gesellschaft geht.

Ungewiß sind noch der Hofprediger Saß, einer von den Predigern an der Hof- und Dom-Kirche, Rauch, dessen Bildwerke Sie schon kennen, Tieck, der Bruder des Dichters, auch einer unserer geschätztesten Bildhauer, und der Justizrath Kunowski, einer unserer berühmtesten Sachwalter, aber zugleich als Astronom bekannt und von einer sehr ausgebreiteten wissenschaftlichen Bildung.

Steffens, zu dem ich sogleich schickte, als ich Ihr Favort erhalten hatte, war leider schon versagt, und ebenso der Bischof Meander, der als kirchlicher Geschäftsmann sehr ausgezeichnet ist und es sehr bedauert, Ihre Bekanntschaft zu verfehlen.

Auf fröhliches Wiedersehen! In herzlicher Verehrung

der Ihrige

Schleiermacher.

Mittwoch, den 19. Juni, fand das Diner statt. Am meisten fühlte Tegnér sich zu Nicolovius hingezogen. Diese Zuneigung beruhte offenbar auf Gegenseitigkeit. Gern leistete er einer Einladung von Nicolovius, „dem höchst gemüthlichen Greise“, Folge und ließ sich von ihm Empfehlungen an Gelehrte und Gymnasialrhen in Leipzig und Halle geben. Abends vor der Abfahrt sah er noch eine leider mittelmäßige Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ im königlichen Schauspielhause; die besten Darsteller waren gerade auf Gastspielreisen.

Am 20. Juni verließ Tegnér Berlin und kam über Potsdam den 22. Juni in Dresden an, wo er die Gemäldegalerie besichtigte, die katholische Messe in der Hofkirche hörte und in großer Gesellschaft bei Ludwig Tieck war, den er durch und durch von Gicht gebrochen fand. In Halle traf er de la Motte-Fouqué; die anderen Deutschen Dichter, welche er gern begrüßt hätte, Uhland, Rückert, Platen und Lenau, lebten zu entfernt.

Ende Juni begann seine Karlsbader Kur. Hier kostete er bald die Schattenseiten des Berühmtseins. „Ich werde von alten Schachteln, mit und ohne Hosen, gequält“, klagte er seiner Frau, „und wünsche manchmal, ich hätte nie diesen unseligen Frithiof gedichtet oder wenigstens,

er wäre nie ins Deutsche übersetzt worden.“ Der ihm angenehmste Verkehr war mit dem tapferen Generalissimus der Polnischen Armee Skrzynecki, dem Pastor Dr. Ziemßen aus Stralsund und Gymnasialdirektor Dr. Blume aus Potsdam.

Nach mit leider nur geringem Erfolge verlebten fünf Wochen trat Tegnér Anfang August die Rückreise an. In verschiedenen größeren Städten nahm er von dem Deutschen bezw. Preussischen Schulwesen eingehend Kenntniss. Mehrere namhafte Gymnasialdirektoren sandten ihm später, mit zum Teil überschwänglichen Episteln, ihre Werke, sowie Programme und eine Reihe gesetzlicher und reglementarischer Verfügungen über das höhere Unterrichtswesen, Instruktionen über die Prüfungen der Abiturienten, Kandidaten des Schulamtes usw., Konferenzprotokolle, Ministerial- und Konsistorialerlasse.

In Berlin rastete er wieder einige Tage und traf diesmal mit dem genialen Naturphilosophen und Romantiker Heinrich Steffens zusammen. Im neunten Bande seines aus der Erinnerung niedergeschriebenen Buches „Was ich erlebte“ bemerkt Steffens bei der Schilderung seiner Skandinavischen Reise vom Jahre 1824: „Zu den Männern, die ich mit großem Eifer aufjuchte, gehörte besonders der berühmte Dichter Tegnér. Aber ich sollte ihn nicht treffen. Wie ich später in Berlin seine Bekanntschaft machte, werde ich nicht unerwähnt lassen.“ Das ist leider unterblieben. Einigen Ersatz bieten zwei Billets vom 12. und 13. August:

I.

Ew. Hochwürden

überfende ich beifolgenden Brief von dem Obersten Grafen von der Gräben, den ich gestern Abend spät erhielt. Ich werde um elf Uhr mit einem Kronprinzlichen Wagen erscheinen und freue mich auf die kurze Reise und auf die Unterhaltung. Wir können den Abend bei guter Zeit wieder hier sein.

II.

Bester Steffens!

Ee. Königliche Hoheit der Kronprinz trägt mir auf, Dich zu bitten: den Herrn Bischof Tegnér auf morgen Mittag 2 1/2 Uhr nach Sanssouci einzuladen.

Ee. Königliche Hoheit hatte gehofft, den Herrn Bischof länger zu genießen, wenn derselbe, wie vermuthet ward, erst im September nach Berlin zurückgekehrt wäre.

Ee. Königliche Hoheit ladet Dich zugleich dringend ein, wenn es Deine Zeit irgend gestattet, morgen mitzukommen, und wenn Du dies

vermagst, mit einem Kronprinzlichen Wagen den Herrn Bischof herzubringen. Ich freue mich sehr auf die Bekanntschaft. —

Über den Empfang beim Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., dem hohen Förderer von Kunst und Wissenschaft, besitzen wir weiter keine Aufzeichnung als Tegnér's kurze Notiz: „Der Kronprinz von Preußen, welcher mich zu sich nach Sanssouci lud, ist eine lebhaft und genialische Natur.“

Mitte des Monats August weilte er als lieber Gast im Mohnitefschen Hause zu Stralsund und verlebte gemüthliche und genußreiche Tage in dem anregenden Verwandten- und Freundeskreise des allverehrten Konsistorialrats. Gelegentlich eines erneuten Besuches in Greifswald begrüßte unjer für weibliche Reize sehr empfänglicher Dichter Frau Quistorp, als „die schöne Frau“ weit über die Provinz hinaus bekannt, und huldigte ihr in Deutschen Distichen:

Klaget der Mensch, daß das Schöne vergeht, er klaget mit Unrecht:

Schwindet den Augen es auch, bleibt die Erinnerung doch.

Also nach Norden hinaus, nach der Waldkapelle Europas

Führ' ich Dein liebliches Bild, trag' es im Herzen dahin.

Wie gefeiert der Name Esaias Tegnér schon damals auch bei der idealen Deutschen Jugend war, zeigen ein paar Zeilen, die ihm nach Schweden nachgeschickt wurden:

Ein Jüngling wagt es, sich Ihnen zu nahen. Bei Ihrer Anwesenheit in Stralsund war er nicht zugegen, und es schmerzt ihn, denjenigen Mann nicht gesehen zu haben, den er am höchsten unter allen Lebenden verehrt. Wie gern hätte er Ihnen auch ein Wort des Dankes für manche schöne und erhebende Stunde gesagt! Er hätte Ihnen huldigen mögen, als dem Ersten der Wenigen, welche noch den Purpur tragen in dem Reiche der Kunst und Wissenschaft, dessen Bürger er einst zu werden hofft.

Vergönnen Sie ihm, schriftlich zu thun, was er mündlich vielleicht nicht gewagt hätte. Sein Name — wird vielleicht so unbekannt bleiben, als er es jetzt ist.

Gott erhalte Frithiofs Stalden!

Die Handschrift des Anonymus erschien mir sehr vertraut: es mußte diejenige von Heinrich Kruse sein, dem 1815 zu Stralsund geborenen, durch seine Dramen und Seegegeschichten berühmt gewordenen Dichter. Meine Vermuthung bestätigte sich. Kruse ist bis zu seinem Tode Tegnér's Bewunderer geblieben. Als ein ungebührlicher Angriff ihm wegen seines Trauerspieles „Arutus“ zu teil wurde, ja die Be-

schuldigung, er hätte mit Shakespeares Kalbe gepflügt, da konnte er der zweiten Auflage seines originellen Stückes kein besseres Motto vorsetzen, das durchaus seiner Stimmung und Sinnesart Rechnung trug, als jene stolze Stelle aus Tegnér's Morgenspsalm:

Gieb mir Kraft und Muth,
Zu verachten recht
Thorenübermuth
Und ein klug Geschlecht,
Das verschmähet, was die Skalden malen,
Wär' es auch getaucht in deine Strahlen! —

Was war nun das Ergebnis von Tegnér's Reise durch Deutschland nach Karlsbad? Der eigentliche, wesentliche Zweck, Heilung und Wiederherstellung der Gesundheit, wurde leider verfehlt. Aber in anderer, geistiger Hinsicht ergab sich ein Gewinn. Er hatte, wenn auch gleichsam nur im Fluge, einen beträchtlichen Teil Deutschlands berührt, das, wie er gesteht, trotz aller tollen Nebelhaftigkeit zweifellos lange der Lehrstuhl Europas gewesen; insonderheit bedeutete ihm Preußen ohne jede Frage die Intelligenz der zivilisierten Welt. Er hatte allerorten das Schenswerte, welches ihm bisweilen mit einer übertriebenen, ihn genierenden Höflichkeit gezeigt wurde, in Augenschein genommen und Gelegenheit gehabt, vieles jetzt erst gründlich, namentlich in Bezug auf Universitäten und Schulen, zu begreifen und zu würdigen. Er hatte die hervorragenden Deutschen Gelehrten, Theologen und Philologen, sowie Schriftsteller und Künstler kennen gelernt und konnte nicht leugnen, daß dieselben in ihren einzelnen Bildungszweigen vortrefflich waren.

Einem Schwedischen Freunde hat Tegnér eine ausführliche Schilderung und Kritik verschiedener Persönlichkeiten, Richtungen und Eindrücke gemacht; von wissenschaftlichem Interesse ist daraus Folgendes: „Schleiermacher sah ich fast täglich in Berlin, war auch bei ihm in einer Mittagsgesellschaft, die er meinethalben gab. Seine erste Berühmtheit bekam er durch seine Übersetzung des Plato, die in Deutschland für klassisch angesehen wird, doch noch nicht vollendet ist. Als Prediger ist er ebenfalls sehr berühmt, aber ich habe ihn nicht gehört. Er hat auch allerlei geschrieben in der sogenannten höheren oder Konjunkturalkritik über das Neue Testament, mit dem gewöhnlichen Resultat des Zweifels an der Echtheit der Bücher. Im Übrigen ist er ein großer scharfsinniger Dialektikus und gehört zu Schellings Schule, die nun doch von der Hegelschen verdrängt wird. Was seine ‚Glaubenslehre‘ angeht, so kennst Du aus der ‚Quartalschrift‘ die leitenden Gedanken darin. Das Buch liest sich schwer und ist dunkel; trotzdem ich mich länger damit beschäftigte, blieb mir noch Vieles unklar, und was ich verstehe, befriedigt

mich wenig. Aber Schleiermachers Person ist höchst liebenswürdig und interessant, und ob schon über sechzig Jahre alt, hat er doch seine jugendliche Lebhaftigkeit behalten. Auf der Rückreise traf ich ihn nicht, weil er nach Schweden abgereist war*). In Berlin begegnete ich auch Meander, dem berühmten Historiker. Er ist ein geborener Jude, scheuer und düsterer Laune, äußerst verlegen in Gesellschaft, in die er sich selten begiebt; in seiner Erscheinung gleicht er einem Kaplan oder Küster. — Weiter Marheineke, Hegelianer, der den sogenannten dialektischen Pantheismus auf die Theologie angewendet hat in seiner Dogmatik, welche von dieser Schule für symbolisch angesehen wird. Der Mann erschien mir wie die meisten Hegelianer, welche ich traf, eingebildet und beschränkt. Für akademischen Vortrag hatte er kein Talent. Ich hörte sowohl ihn als Meander und Schleiermacher vorlesen, und darin ist die Gabe des Letzteren vortrefflich. Außerdem auch Steffens, Norweger, Naturphilosoph, aber er las über Religionsphilosophie, nach Schelling'schen Grundsätzen. — In Leipzig sprach ich Winer und Illgen, in Halle Ullmann, Herausgeber des theologischen Journals, 'Studien und Kritiken'; ferner Thilo, Rosenkranz, den Philosophen Krug, den Philologen Hermann. Die Reise war für mich in mancher Beziehung interessant. . . .

Die pietistische Orthodoxie, die uns zu den symbolischen Büchern zurücktreiben will, wird in Deutschland von Tholuck, Huhn, Hengstenberg, Harms, Krummacher vertreten, sämmtlich — mit Ausnahme von Tholuck — ohne jegliches literäre Ansehen. Sie haben die letzten sechs oder acht Decennien in der Theologie verschlafen, in welchen doch mehr geforscht, gedacht und aufgeklärt ist als vorher in Jahrhunderten. Wahrlich ein ungeheurer Versuch, auf einmal die Wissenschaft drei Jahrhunderte zurückwerfen zu wollen; er kann, als Reaction betrachtet, eine historische Merkwürdigkeit sein, entbehrt aber jeder wissenschaftlichen Bedeutung. Besonders paßt dies nicht für die protestantische Kirche, ebenso muß der Grundbegriff in beständiger Entwicklung sein und verträgt keinen Paß, nicht einmal in Druckerschwärze. Für jeden gebildeten, unpartheiischen, vorurtheilsfreien Mann ist dies System, dem es seiner Zeit nicht an Konsequenz und Gründlichkeit fehlte, bei der jetzigen Bildung der Menschheit unhaltbar: der Gefrierpunkt der Wissenschaft. Auf dem Punkt stehen unter uns nicht nur die meisten Bischöfe, nicht nur die gewöhnlichen Prediger, sondern leider auch die Theologen an

*) Hier widersprechen sich die Mittheilungen. Nach den Aufzeichnungen der Mohnike'schen Familie unternahm dieselbe mit ihrem Gaste einen Ausflug nach Rügen, wo eine fröhliche Begegnung mit Schleiermacher in Putbus stattfand, die letzte, denn Schleiermacher starb schon im nächsten Frühjahr. Tegnér bestätigt übrigens die Fahrt nach Rügen in seinem Dankbriefe an Mohnike.

der ersten Universität des Reiches. Als Glaube betrachtet kann dies System einen Werth haben, ja den höchsten, wie ich das bei manchem alten redlichen Geistlichen erfahren; als Wissen jedoch ist es in dem gegenwärtigen Zustand der Zeit unter aller Kritik und außerdem verderblicher als alle Freidenkerey für das Christenthum, weil es den gesammten gebildeten Theil der Nation von ihm entfernt, die nun auf einer ganz andern Entwicklungsstufe steht als während der Reformation. . . .“

Doch verlassen wir dieses religiöse Kapitel und kehren zu dem Dichter und Menschen Tegnér zurück! Im Winter 1833 auf 1834 überzeugte er sich von dem unaufhaltbaren Fortschritt seiner Krankheit, gegen die Karlsbads Thermen nichts vermocht hatten; es bemächtigte sich seiner Niedergeschlagenheit und Verstimmung.

So war ein halbes Jahr verlossen seit dem Aufenthalt im Mohnifeschen Heim. Am 25. Februar 1834, dreizehn Tage nach dem Tode Schleiermachers, wovon noch keine Kunde in seinen stillen, weltentlegenen Bischofsitz Ostrabo gelangt war, schrieb er eine verspätete, aber darum nicht weniger warme und herzliche Dankagung für alle frohen, erinnerungsreichen Stunden voll offener Mitteilung und wechselnden Vertrauens, in Stralsund, Greifswald und auf Rügen. „Die Freundschaft und Gastfreiheit, die ich bei Ihnen erfuhr, war nicht von dem Schlage, daß man sie vergift. Jetzt fühle ich mich seit Kurzem etwas besser.“

Zu Mohnifes waren inzwischen schon die betrübendsten Nachrichten über Tegnér's Befinden gedrungen, und da sie nichts direkt hörten, mußten sie wohl das Traurigste glauben. Um so beruhigender wirkte der Brief: „Eine wahre Freudenpost nach großem Schmerz, den wir um Sie gefühlt. Gott gebe, daß der diesjährige Frühling, der hoffentlich in Schweden ebenso schön wie bei uns, jede Schwäche vertilgt hat! Nach Schweden können wir leider nicht kommen. . . . Ihr Gedicht auf Graf Beckfriss' Tod habe ich ins Deutsche übersezt. . . . Schleiermachers Heimgang hat uns Alle sehr erschüttert. Schicken Sie doch etwas von Ihren ungedruckten Arbeiten! Sie versprochen Einiges aus Ihrer ‚Gerda‘. — Vor Allem aber bitten wir um die Fortdauer Ihrer Liebe und Freundschaft.“

Eine lange Pause in der Korrespondenz entstand bis 1838. Gleichwohl starben Tegnér's Beziehungen zu Deutschland derweilen nicht gänzlich ab, besonders nicht zu Berlin. Von dort sandte Ernst Theodor Mayerhoff, Professor der Theologie an der Universität, ein Exemplar seiner Übersetzung der Poesien Tegnér's mit dem Wunsch: „Möchte doch bald Ihr in Deutschland sehnlichst erwartetes neues Werk erscheinen! Es wird neue Gruben des Dantes eröffnen“. Reinste Freude bereitete ihm ein Billet des alten wackeren Nicolovius; sein bescheidener frommer

Sinn, sein inniges anhängliches Gemüt spricht sich klar und wahr in den wenigen Zeilen vom 24. Juli 1835 aus:

Ein Freund und Verwandter unseres verklärten Schleiermacher, der Hauptmann Baron von Forstner, geht nach Schweden und soll dem hochwürdigen Bischof die Nachricht bringen, daß Sein Andenken in dem Hause des Unterzeichneten in Liebe und Segen blüht. Die Stunden, die Sie so freundlich und traulich in der kleinen Laube des Gärtchens an der Spree, in dem niedrigen ländlichen Stübchen, und auf dem Heimwege in der Dämmerung uns schenkten, stehen im Zauberlicht geistreicher, liebevoller Mittheilung in unserm Gedächtniß und werden noch oft aufs Neue genossen. Sie sagten beim Abschiede meiner lieben Tochter zu, wiederzukehren, wenn sie Braut seyn würde, um sie zu trauen. Nun ist das holde Mädchen Braut. Wer darf nun den Herrn Bischof beim Wort nehmen? Gedenken Sie aber freundlich der Braut, und sprechen Sie aus der Ferne den Segen über sie! — Möge es Ihnen wohl gehen, Sie oft der Besuch der Musen erfreuen und uns die Frucht Ihrer Begeisterung erheben!

Von Steffens erhielt Tegnér im Sommer 1838 ein Lebenszeichen; ein junger nach Skandinavien reisender Deutscher hatte ihn um Empfehlung an den Frithiof-Sänger gebeten. „Ich wünsche bei dieser Gelegenheit mich selbst in Ihr Andenken zurückzurufen. Die paar schönen Tage, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte, sind mir unvergeßlich“.

Der nämliche Sommer brachte auch den Briefwechsel mit Mohnitz wieder in Fluß. Vom 14. Juni datiert folgendes Schreiben Mohnitzes:

Es sind Jahre vergangen, seit Sie die letzte Zeile von meiner Hand gesehen haben; wir Beide sind älter geworden, manches Erfreuende und Betrübende haben diese Jahre uns gebracht. Älter geworden, aber nicht schwächer, ist auch meine Liebe zu Ihnen; und wenn ich die Stunden der Freude überdenke, so machen diejenigen, in welchen ich mich dem Gedanken an Sie und der Beschäftigung mit Ihnen hingab, eine nicht geringe Zahl aus. . . .

Ich bin in Ihrer Schuld wegen des schönen Geschenke Ihrer Synodalverhandlungen. Hätten Sie gesehen, mit welchem Entzücken ich Ihren Bericht und Ihre Reden gelesen, und nicht bloß für mich gelesen, sondern sie auch den Meinigen vorgelesen habe! Auch Deutschland mußte ihn kennen lernen, diesen Bericht; es mußte kennen lernen auch diese Reden von Ihnen. Ich machte mich sofort an das Werk und gab beides unter dem allgemeinen Titel ‚Die Kirche und Schule

Schwedens' heraus. Deutschland hat mir dafür gedankt. Hier überreiche ich Ihnen Ihr Eigenthum, nur in einem andern Idiom. . . .

Aber auch mit Ihren Gedichten habe ich mich unaufhörlich beschäftigt; der Frithiof ist in einer neuen Auflage erschienen, und die Übertragung Ihrer ‚Smärre Dikter‘ ist seit Jahren fertig: in heiteren Stunden, vor allen in den Stunden des Morgens, revidiere und feile ich das Fertige, damit die Übertragung in möglichst würdiger Gestalt erscheine. Manches Einzelne, was Sie in den letzten Jahren gedichtet haben, ist mir von Freunden aus Schweden geschickt worden, Manches habe ich in den Schwedischen Zeitungen gelesen. Auch dieses Alles ist von mir übertragen — das allerjüngste, so viel ich weiß, das Gedicht bei der Weihe der Kirche zu Gårdsby, übersende ich Ihnen als Johannisgabe . . . Ihre ‚Nachtmahls-Kinder‘ werden Sie in der Sammlung nicht finden, denn Olof Berg hat diese so trefflich nachgebildet, daß ich mir nicht zutraue, es besser zu machen; wohl aber werden Sie Ihre Gesänge auf Gustav Adolph und auf die Jubelfeier der Schwedischen Akademie, Ihr Gedicht an Agardh und einige Trauerlieder auf heimgegangene Freunde finden, namentlich auf Graf Beckfris' und Myhrmans Tod. Sie sehen, daß Sie auch in Deutschland einen Freund haben, der Sie überall begleitet. Sollte mir Einiges entgangen sein, so theilen Sie es mir doch mit! Sie versprachen uns ja alle Ihre Sachen. Soll nicht auch ein oder der andere Gesang aus Ihrer ‚Gerda‘ darunter sein? — gesetzt, er wäre schwedisch auch noch nicht gedruckt. Auch frage ich an um Erlaubniß zur Bekanntmachung einiger kleiner Gedichte, die Frau von Ehrenström mir in Abschriften mitgetheilt hat. . . Diese beziehen sich auf wichtige Tage im Leben von Mitgliedern Ihrer Familie, auf die Konfirmation Ihrer Töchter; auch die der Trauer der Wittwe am Grabe ihres Gatten geweihten Zeilen sind dabei. Köstlich sind sie alle, tief und sinnvoll; — aber darf ich das, was seiner Natur nach zu den Heiligthümern des Hauses gehört, bekannt machen? . . Meine Frau fragt lächelnd, ob nicht auch das von dem Sängler Schwedens deutsch gesungene Lied auf eine schöne Frau in Greifswald mitgedruckt werden darf? Ich sage, es verdient dies in jeder Beziehung.

An unserem Kronprinzen haben Sie einen großen Verehrer. Jedezmal, wenn er in Stralsund ist, erkundigt er sich mit großer Theilnahme nach Ihnen. Im vorigen Jahre sagte er zu mir: ‚Wenn Sie an den Bischof Tegnér schreiben, so grüßen Sie ihn von mir.‘ Wissen Sie wohl, daß er einen Mittag bei mir gewesen ist? Auch Nicolovius hat mir vor einigen Wochen einen Gruß an Sie aufgetragen. —

Legnér empfing diesen Brief bereits um Johanni in Lund, antwortete aber erst am 20. Oktober. Nach einer heilsamen Badekur in Göttenburg, hatte er Amtstreifen in seinem Sprengel unternommen, der Bischof den Poeten verdrängt. Mohnites Verdeutschung der Synodalverhandlungen pries er als treu und fließend. Einen zweiten Band Reden könne er jeden Augenblick herausgeben, doch niemand kaufe und lese sie, weil prosaisch. Das Publikum beanspruche, daß er reime oder wenigstens seine Prosa in Versmaße setze, hohe Herren hingegen sähen deshalb verächtlich auf ihn herab und hielten ihn als Beamten für untauglich. Und doch dürfe er ohne Prahlerei sagen, in zwölf Jahren als Bischof mehr gewirkt zu haben, denn die meisten seiner Berufsgenossen. Allein, was helfe das? — Mohnite werde ihn verstehen, darum schützte er ihm sein Herz aus. Obgleich körperlich wohler, sei das Gemüt sehr reizbar und verstimmt; er lebe wie ein Anachoret, auch sei eine Anlage zur Hypochondrie in seiner Familie erblich. Außerdem lägen auf dem Grunde von des Lebens kelche Leidenschaften, die, je mehr er ihn leere, um so mehr hervorträten. Daher die Laune wechselnd und oft düster.

Dem Deutschen Freunde bot er jetzt das trauliche „Du“ an; sie beide seien ja Verwandte im Reiche des Geistes.

Mohnite dankte herzlich für den Antrag der Brüderschaft, welchen er schon hatte machen wollen, weil ihm das Feierliche der Titulaturen gegenseitig zu fremdartig war.

Bald darauf, 1840, erschien die lange vorbereitete Ausgabe in drei Theilen.

Gewidmet ist diese Übertragung der Gedichte des Skandinavischen Sängers in die Sprache Germaniens dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen Joseph Franz Oskar. Literaturgeschichtlichen und wissenschaftlichen Wert besitzt die Sammlung durch die Vorworte und Anmerkungen; besonders interessant sind die Nachrichten über die Verbreitung des Frithiof bei den einzelnen Nationen. „Das Verdienst, die Frithiof-Sage in die Literatur Germaniens eingeführt zu haben, hat sich Amalie von Helvig erworben Bevor ihre vollständige Übersetzung erscheinen konnte, ließ Ludolph Schley eine Übersetzung des ganzen Gedichts in Upsala drucken, welche gerade während des Drucks der meinigen, die zur Zeit der Genesung von einer schweren Krankheit ihr Dasein erhalten hatte, nach Deutschland kam. Nicht lange nachher erschien das Werk der Frau von Helvig. Daß ich bei der Umarbeitung meines Buchs zu dieser neuen Auflage meine Deutschen Vorgänger benutzte und das mir besser Erschienene unbedenklich aufgenommen habe, war eine Pflicht, die ich der Sache und den Personen schuldig war. —

Ein kleiner freundschaftlicher Zwist mit meinem Freunde und Landsmann, dem Dichter Karl Lappe, hat diesem Veranlassung gegeben, mehrere der erstern Stücke prosaisch zu übertragen . . . Ich kann auch jetzt noch die Ansicht über die Unzulässigkeit von prosaischen Nachbildungen poetischer Werke des Auslandes, welche in neueren Zeiten wenigstens in einigen Beziehungen einen Fürsprecher an Goethe (Westöstlicher Divan) gefunden haben, nicht aufgeben und halte sie für eine Art von poetischem Mord.“

Seine durch Übersetzung der Französischen Skizze von Tegnér's Leben noch bereicherte Ausgabe begleitete Mohnike mit einigen Zeilen, Stralsund 15. Februar 1840. Darin bedauerte er sehr, daß er von den Jugendgedichten mehrere habe entbehren müssen, namentlich den Gesang an die Heimat, die Elegie auf den Tod des Bruders und das Gedicht ‚Der Weise‘. — „Du siehst, daß ich im vorigen Jahre mich viel mit Dir beschäftigt habe. Möchte die Übersetzung Deinen Wünschen in jeder Hinsicht entsprechen! . . . Wir machen meine neuen Ämter in Beziehung auf die Kirchen und Schulen in Stralsund nicht wenig neue Arbeiten, — doch bin ich frisch und gesund, und ich rufe aus mit Dir:

Doch preis' ich den ewigen Vater,
Daß er das Herz mir bewahrte vor Frost.

Und so lebe wohl! — Deine Briefe sind Freudenbotschaften für mich und mein Haus. . .“

Bevor noch Tegnér gedankt hatte, ließ Mohnike am 10. Juli durch einen nach Schweden reisenden Gymnasiallehrer sich in Erinnerung bringen: „Ich beneide ihn. Wie gern sähe ich Dich wieder! Doch man kann ja mit dem Freunde leben, auch wenn man ihn nicht sieht, und so lebe ich ja, wie Du weißt, mit Dir. Aber gib mir doch auch einige Kunde! Deine neuesten Gedichte habe ich schon sämmtlich übertragen und will sie nächstens Deutschen Blättern einverleiben, bis, wie ich hoffe und Dich mit vielen Deiner Freunde, ja mit allen, bitte, bald so viele da sein werden, daß sie einen vierten Band bilden.“

Statt schriftlicher Antwort wurde Mohnike durch Tegnér in Person überrascht. Auf seiner Rückkehr vom Sachsenberge nach Schonen weilte Standinaviens Skalde wieder im gastlichen Stralsunder Pastorat, vom 8. bis 29. April 1841.

Seines scharfen Witzes, der nicht frei von Sarkasmus gewesen, seines geistreichen Gesichtes, seines dichten, krausen, etwas ergrauten Haares, seiner ganzen stattlichen Erscheinung erinnert sich Mohnikes Tochter Johanna noch lebhaft. Von der Unterhaltung entging ihr freilich manches, da Tegnér mit ihrem Vater stets schwedisch, dieser deutsch

gesprochen. Natürlich wurde das Haus nicht leer von Besuchern, was der Bischof mitunter recht lästig empfand. Am 18. April wohnte er der Einsegnung bei, der letzten Amtshandlung seines Freundes, und äußerte sich nach dem Gottesdienste mit warmer Begeisterung über die Rede. Tags darauf erkrankte Mohnike; es wurde dadurch die fernere Zeit schmerzlich gestört. Am 29. April trug Tegner in ein Stammbuch Distichen ein, die Mohnike auf dem Krankenlager verdeutschte:

Was er uns gab, das nahm er, der Krieg — das Gestade der Wenden.
Gustav des Siegenden Erb', o, wie zersplitterte dies!
Aber es suchten sich noch die beiden Germanischen Schwestern,
Zwischen verschwirterte Brüst' dränget das Meer sich umsonst.
Hörst du der Wogen Geheuz? es rufet die Schwester der andern,
Denkt der Geliebten Gestalt, lauscht auf der Fehlenden Wort.
Und sie streiten nicht mehr, sie denken und dichten zusammen.
Stürme, du blauende See! Geister, die trennest du nicht.

Am nächsten Morgen fand die Reise statt. Traurig war der Abschied, den beide voneinander nahmen. Auf dem Wege zum Hafen konnte der Abfahrende seine Wehmut vor den Angehörigen nicht verbergen, denen er vom Schiffe aus noch die innigsten Grüße für den Patienten zurief.

Aus der Heimat schrieb Tegner sofort heiße Wünsche baldiger Genesung dem treuen Freunde. Für denselben antwortete am 13. Mai der einzige Sohn Otto, ein tüchtiger Arzt, und übersandte eine Kiste mit Nüssinger Wasser, damit der Bischof die verordnete Kur beginnen könne: „Der Himmel wird es geben, daß wir nur von dem Wohlergehen Nachricht erhalten, welches mit uns die civilisierte Welt auf Ihr theures Haupt herabfließt. . . . Meiden Sie vor Allem den Reichstag und lassen Sie das müßige Treiben der Tagesblätter unbeachtet, deren Stimme von Ihnen gehört zu werden wahrlich nicht verdient! Jener Schmerz in den Beinen, der Sie über das Meer nach dem heimischen Boden begleitete, ist hoffentlich bei dem weiteren Vorrücken des Frühlings geringer geworden oder gar schon verschwunden. Sollte dieses nicht der Fall sein, so wird der fortgesetzte Gebrauch von aromatischen Einreibungen oder Fußbädern, verbunden mit täglichem Spazierengehen oder Reiten, dem Uebelstande bald gänzlich abhelfen. — Ich bin heute das Organ des ganzen Hauses, denn mein Vater ist noch bettlägerig und die Mutter durch den Besuch von Bischof Nitsch, dessen Gemahlin ebenfalls hier, verhindert.“

Zwei Monate später mußte Otto Mohnike das Ableben des Vaters anzeigen: er entschlief am 6. Juli 1841. „Als Sie am letzten April Stralsund verließen und an meines Vaters Krankenbette von ihm Abschied nahmen, ahndeten Sie da wohl, daß dieses sein Sterbelager wer-



Geiz.

Nach dem im Tegnerschen Familienbesitz befindlichen Bildnis eines unbekanntem Malers.
(1841).

den würde? Aber erinnern Sie sich, was ich, als mein Vater am Einsegnungstage zuerst den Rheumatismus sich zugezogen hatte, Ihnen voller Besorgniß äußerte? Meine Furcht ist leider divinatorisch gewesen, mein geliebter Vater starb an einer chronischen Entzündung des Herzbeutels und Lungenselles. Die Krankheit charakterisierte sich zuerst als das, was sie war, an dem Tage, wo Sie das Haus meiner Eltern verließen. Der Tag, an dem Morgens 2 Uhr mein Vater starb, heißt im Kalender Esaiass. — Jene Predigt, wo Sie sein Zuhörer in der Kirche zu St. Jacobi waren, in welcher nun seine irdischen Überreste unter der Sakristei in einem Gewölbe ruhen, und die darauf folgende Einsegnung sind seine letzten Amtsverrichtungen gewesen. Das Letzte, einige Namensunterschriften abgerechnet, was er schrieb, war die Übersetzung Ihrer Album-Verse. — Der Tod meines Vaters war der eines Weisen, der den Tod nicht erst zu lernen braucht, weil seine Begriffe von dem, was nach demselben ist, sich zu sehr auf die höchste Ratio stützen, als daß irgend ein Moment des Lebens, selbst nicht der allerletzte, seine Überzeugung umzustößen, ihn zu erschüttern vermochte. Meine arme Mutter erscheint ‚wie Niobe ganz Thräne‘. — Hier haben Sie die Geschichte unseres Unglücks, dem Sie Ihre Theilnahme nicht versagen werden, weil auch Sie unser Glück haben kennen gelernt. Wer aber hätte einen so jähen Wechsel der Scene geträumt! Ein gütiger Himmel möge Ihnen in dem Seebade stets zunehmende Erholung und Kräftigung angedeihen lassen. Erlauben Sie mir noch einmal Ihnen einen ärztlichen Rath zu geben und um dessen Befolgung zu bitten: mäßige Diät, kein Wein und gebranntes Wasser, körperliche Bewegung, geistige Ruhe. In diesen Sachen liegt für Sie die beste Apotheke.“

Rührend ist es nun zu sehen, wie der durch den Verlust Tiefgebeugte für das Leben des väterlichen Freundes sorgt und ihm medizinische Verhaltensmaßregeln giebt, deren Beobachtung dazu beitragen dürfte, sein Wohlbefinden dauernd zu befestigen.

Was Tegnér in Prosa erwidert haben mag, wissen wir nicht — leider ist Mohnikes literarischer Nachlaß spurlos verschwunden; doch überliefert wird uns sein poetischer

Nachruf an Mohnike.

Auch Du gingst hin, der Einz'ge, der da knüpfte
 Mich an Germaniens Sprach' und Rebelland!
 Ein edles Volk dort wohnet, treu und herzlich,
 Doch wie die Sprache schwer, langsam wie sie,
 Und keine Charis sitzt auf seinen Lippen,
 In seinem Wort gedeiht ein Lichtgott nicht.
 Ein munderbarer Nebel auf ihm lieget.

Und Dunstgestalten schweben vor dem Aug',
 Denn in des Herzens Kammer stockt das Blut
 Und sendet zum Gewölbe des Gedankens
 Den Dunst; doch der Gedanke, nebelhaft
 Geworden, steigt zur Höh' und schaut herab
 Zur festen Erde durch die trüben Wolken.
 Such nicht das Klare dort und das Bestimmte,
 Das Deutliche, — dies findest du dort nicht,
 Nur Tiefe des Gedankens, Grübeleien.
 In seinen finstern Nächten blüht es selten,
 Und selbst der Bliß erlischt in diesem Nebel.
 Treu aber spiegelt sich die Welt darin,
 Und was der Geist gedacht, das weiß man dort.
 Als Recensionsanstalt, gelehrt, buchkundig,
 Mag Deutschland gelten, — 's ist ein See der Tropen,
 Der viele Flüsse nimmt in seinen Schoß,
 Doch keinen Abfluß hat; sie lösen sich
 In Dunst und metaphysisches Gewölk.

Doch Du warst ausgenommen, Du vereintest
 Mit Südens Klarheit Nordens Gründlichkeit,
 Und kaum ein Winkel war im Reich des Wissens,
 Dahin nicht drang Dein Späheraug' und forscht',
 Um Alles aufzuklären und zu ordnen.
 Du warst mir Deutschland, doch in Übersetzung.
 Treu war die Übersetzung, doch darum
 Nicht schwer, gezwungen, sondern wie das Licht
 Den Ätherraum durchfähret, gleich wie Iris
 Den Bogen an dem Himmel wölbt, so leicht
 Du rührtest Dich, und um Dich her erklangen
 Der Sprache harte, zentnerschwere Ketten.
 Was schön und edel ist, das ist auch klar,
 Und zwischen Nebeln nicht die Wahrheit wohnt.
 Man sagt, sie findet sich am Grunde eines Borns,
 Deß Spiegel trübt kein Schlamm, auf dessen Fläche
 Des Himmels Sterne leuchten hell und rein, —
 Doch auf der Erde ist ihr Name Kirche.
 Wie warm, wie eifrig pflegtest Du der Deinen!
 Aus ihrem kalten Schoß von Stein Du trugst
 Den Keim des Todes.

Wer hätt' es wohl gesagt,
 Als wir vor einer kurzen Zeit uns trennten,
 Daß Du, der Frischere, der Lebensfrohe,
 So schnell scheidend würdest, und vor mir,
 Zu jenem unbekanntem Land, aus dem
 Noch Niemand wiederkehrte außer Einem!
 Deß Lehre predigtest Du in der Heimath,
 Nicht angelernt, nein, fließend aus dem Herzen.
 Das letzte Mal, da ich Dich hörte, war's
 Von dem Altar, wo Du die Zungen weihtest

Zu ihrer Wand'ring durch das Leben, ihnen
 Das Wort des Friedens und des Heiles botst
 Als reich viaticum zur langen Reise.
 Ach, wenn sie ist geendet, fallen sie
 All' an Dein Herz, und Du stellst Alle, wie
 Der treue Hirte seine Lämmer hinzählt,
 Du stellst sie Alle dar und sprichst mit Freuden,
 Wie's steht geschrieben: Vater, hier sieh mich
 Und auch die Kinder die Du mir gegeben.

Aus dem Nachlasse Mohnikes veröffentlichte sein Sohn eine Sammlung von Übersetzungen: „Kleinere Gedichte aus verschiedenen Sprachen“, worin ein Sinnspruch Tegnér's besonders hervorgehoben zu werden verdient:

An eine junge Witwe, die auf dem Grabe ihres Gatten weinte.

Die Witwe betet still mit frommen Zähren,
 Ihr Lebensglück, es liegt im Staube hier.
 „Nimm mich hinab!“ so flüstert das Entbehren,
 Doch Hoffnung spricht: „Nimm mich hinauf zu Dir!“

Die Witwe war Tegnér's eigene Tochter, die vom Vater eines Morgens weinend auf dem Grabhügel ihres geliebten, frühverstorbenen Mannes angetroffen wurde. Diese im Schwedischen nicht gedruckten Verse hatte Mohnike handschriftlich mitgeteilt erhalten.

Mit dem Heimgange seines meisterhaften Übersetzers waren die persönlichen Beziehungen Tegnér's zu Deutschland erloschen. Aber an Zuschriften von Verehrern sollte es auch in Zukunft nicht fehlen. So sandte ihm als Zeichen für manche schöne Stunde, die seine Muse geschenkt, der Prediger und Rektor Koch aus Schwaan in Mecklenburg eine Huldbigung vom diesseitigen Ufer der Ostsee, wo Frithiofs Säger der bekannten Freunde viele und der unbekanntenen eine noch weit größere Zahl besaß:

Tegnér's Namenszug an der Bafe zu Warnemünde.

An der Bafe zu Warnemünde stehn viele Namen geschrieben,
 Der Jude beim Christenkinde, beisammen hüben und drüben.
 Es drängt von weiten Pfaden ein Krankentrost zum Meere,
 Als ob für jeglichen Schaden die Salzfluth Heilung gewähre.
 Da kriegen sie, da schnitzen sie Namen und Grimassen
 Und möchten mit Boten und Wizen sich dort gern sehen lassen.
 Der Meergott sieht aus den Wellen mit Grimm die albernen Possen;
 Das Treiben der faden Gesellen hat lange Neptun verdrossen:
 Hier bei der Allmacht Walten, wo das Unendliche thronet,
 Hier will ich von euch alten Witzbolden doch sein verschonet.
 In Ehrfurcht sollt ihr treten heran mit nackten Sohlen,
 Und wer hier nicht kann beten, den soll'n die Meereteufel holen! --

So in den Bart er brummt und wühlt' in den weißen Haaren,
 Daß alle Welt verstummt vorm Wort des Wunderbaren.
 Zur Tiefe taucht er nieder, nimmt den Dreizack zu Handen
 Und rührt die riesigen Glieder, die drunten Raum kaum fanden.
 Und in dem weiten Meere da heben sich mit Brausen
 Die weißen Wogenheere und wälzen sich näher mit Grausen.
 Und in dem Meere wühlet der Sturm mit wildem Tosen
 Und wirft die Wogen und spület weithin die fessellosen.
 Und jede Welle krönet der Sturm mit weißer Krüze,
 Ein Donnern drüben dröhnet, es zucken röthliche Blitze.
 Weh euch auf stolzen Schiffen, euer Leben ist verwettet,
 Wenn euch vor Klippen und Rissen der Meergott nicht errettet!
 Die Welle schlägt und sprühet den Schaum hoch an die Brandung,
 Vergebens wehrt und schüzet der Lotse das Schiff vor Strandung.
 Die Lotsen und Matrosen sie kämpfen mit den Wellen,
 Sie hören der Brandung Tosen, sie sehen das Schiff zerfellen. —
 Den Meergott hat indessen die Amphitrite gepflegt,
 Da hat er den Zorn vergessen, da hat sich sein Grimm gelegt.
 Die Wogen brausen minder, verlieren die weißen Kämme
 Und brechen sich gelinder an der Stirn der Fesseldämme.
 Da kommt in lichten Bügen die Menge zur Bahr gezogen,
 Sich an dem Spiel zu vergnügen der brechenden Wasserwogen.
 Ein Wunder ist geschehen: verlöscht sind alle Namen,
 Nur Einer blieb dort stehen an der Bahr in Bleistiftraumen.
 Der Meergott hat sie alle vertilgt, die ephemeren,
 Mit seinem Wogenschwalle, den Einen nur muß' er ehren.
 Das ist Dein Name, Du Säng' nordischer Heldensagen,
 Den jüngst in Ruhmesgepräng her die günst'gen Wogen getragen.
 Und alle kühnen Helden aus jenen dämmernden Zeiten,
 Davon seine Sagen melden, den greisen Dichter begleiten:
 Goldhaarig Hålfdan, der Schöne, und Helge, bleich und düster,
 Des Nordlands Heldenöhne, trägt Ellida durchs Wogengeklüster.
 Und bei Björn, dem Grauen, da steht Jarl Aganthyre
 Und rührt die finstern Brauen in alter Kampfbegiere.
 Der König Ring am Steuer der hat den Stalden geleitet
 Und ihm durch Meerungeheuer glückliche Fahrt bereitet.
 Und Ingeborg, die Holde, und Frithiof, der Starke,
 Sie flechten Kränze von Golde um den Säng' und seine Bahr.
 Und wie sie den Meeresweg her in ihren Schuß Dich genommen,
 So werden sie einst, o Tegnér, in Wallhalla Dich heißen willkommen.

Der letzte Brief, den Schwedens Dicht'rfürst aus Deutschland bekommen haben dürfte, entstammte der Feder eines Gymnasiasten, eines Neffen des Naturforschers Goldfuß in Bonn: Gottfried Freiherr von Lüttgendorff-Leinburg. Derselbe wurde 1844 durch Ernst Moritz Arndt angeregt, Schwedisch zu lernen: „In einem Lande, in welchem die Frithiof-Sage geschrieben worden ist, sind noch gar herrliche Schätze zu finden; und das wäre etwas für Sie, diese Schätze zu heben!“ Ge-

sagt, gethan. Ohne jeden Unterricht ward der Jüngling der nordischen Sprache so weit mächtig, daß er eine Übertragung Tegnér'scher Gedichte versuchen konnte. Geheimrat Goldfuß schickte diese Proben dem Chemiker Berzelius, mit Bitte um Einhäudigung an Tegnér, dem es doch erdreulich sein müsse zu erfahren, wie sogar die Deutsche Schuljugend von seiner Poesie entzückt sei; beigefügt war dies Briefchen des Anhängers:



Gottfried von Leibniz als Jüngling.

Die Begeisterung, welche Ihre Werke überall hervorgerufen haben, entschuldigt meine Kühnheit, diese Zeilen, und zwar in solcher Form, an Sie zu richten.

Es ist aber auch eine wahrhaft innige, geistige Liebe, welche mich an Sie kettet, und sie wird fortleben in meinem Herzen, so lange das gewaltige Meer zwischen uns wogt und der Karlsruhagen sich spiegelt in seinen bläulichen Wellen. — Aber was red' ich von unserem Erden-dasein! — So lange die Geister sich trennen und finden! — Denn Alles, was Sie redend und dichtend aussprachen, hat mächtigen Wider-

hall in meiner Brust gefunden. Mit Schmerz blicken Sie in unsere ewige Heimath zurück, mit Harn schauen Sie das entartete Geschlecht der Gegenwart, aber als Seher verkünden Sie eine hellere, schönere, herrlichere Zukunft.

O wie haben Sie des Jünglings Herz entflammt! Begeistert bietet Ihnen ein Sängler des Deutschen Rheines die Freundeshand über die grollenden Fluthen der Ostsee.

Nehmen Sie beiliegendes Büchlein als ersten Beweis meiner Liebe hin! Alle Ihre größeren Werke sollen nachfolgen. Ugel ist unter der Presse, die göttliche Frithiof-Sage naht der Vollendung. Meine Liebe für Ihre und meine eigene theure Sprache läßt mich hoffen, daß ich meine Aufgabe würdig lösen werde.

Der wackere Mohnike ist zu den Vätern versammelt. Gönnen Sie mir seinen Platz in Ihrem Herzen! Ich werde mich seiner werth machen.

Schreiben Sie mir wieder, wenn Sie meine warme Freundschaft nicht verschmähen, — oh und machen Sie mir die Freude und schicken Sie mir ein Exemplar Ihrer Frithiof-Sage oder der sehnlichst erwarteten Gerda, wenn sie vollendet ist, und machen Sie mich so glücklich, daß ich Ihre Dichtung zuerst meinem Vaterlande verdolmetschen darf!

Gottfried von Leinburg hat, was er im überschwänglichen Pathos des enthusiastischen Jünglings verheißen, in redlich ernstem Ringen des gereiften Mannes erfüllt. Über ihn äußerte schon August Wilhelm von Schlegel zu Rinkel: „Leinburg hat die Sprache besser in der Gewalt, als Ihr Alle, und die Nachwelt wird ihn einst neben Platen und Rückert nennen müssen“. Als am 8. April 1893 seine Augen sich schlossen, da haben viele Tausende des trefflichen Interpreten gedacht, der, eine Tegnér wahlverwandte Natur, die Dichtungen desselben mit einem bisher nicht gekannten Anschmiegen in Rhythmus und Rhetorik zu glänzender, wenn auch oft ziemlich freier Nachbildung dargeboten hat. Ihm, dem geschickten Vermittler Scandinavischer Literatur verdanken wir u. a. die groß angelegte Anthologie „Hauschatz der Schwedischen Poesie“, sowie die volkstümlichste, in zahllosen Auflagen verbreitete Übersetzung des Frithiof.

Wohlwollend nahm noch der kranke, hochbetagte Tegnér die Zusendung des frisch ins Leben dreinschauenden Deutschen Schülers entgegen, anderthalb Jahre vor seinem eigenen Heimgange. Für ihn selbst war die Laufbahn schon bis zum Ziel erreicht. Irdischer Ruhm erschien ihm längst, erschien ihm stets eitel. So konnten ihn auch mannigfache An-

griffe gleichgültig lassen. „Weshalb sollte es mir besser gehen“, hatte er bereits 1833 geschrieben, „als es vielen Dichtern ergangen ist? Wie wurde Leopold behandelt? Wie jetzt Ohlenschläger in seinem Vaterlande? Selbst Goethe hatte in späteren Jahren seine Dornenkrone. Zwar konnten diese Männer im Gefühl ihres Werthes über den Tadel spotten, obgleich ich nicht glaube, daß sie es immer gethan haben. Aber für mich ist dies leichter, freilich aus einer ganz anderen oder bescheideneren



Georg v. Sittendorf-Leinburg.

Ursache, die darin liegt, daß ich mich nie für mehr angesehen, als für einen poetischen Dilettanten; weshalb ich mich auch oft gewundert ob meiner Popularität als Sänger und, die Wahrheit zu sagen, sie nie anders betrachtet habe als eine vorübergehende Mode. Würde es daher vorbei sein mit meinem Ruf, so wird's mir kaum eine schlaflose Nacht bereiten. Es mag sein, daß unsere Poesie gegenwärtig nicht viel werth ist, aber wissen möcht' ich, in welcher früheren Periode sie besser gewesen, oder weshalb man uns vorwerfen darf, daß wir schlechter sind

als unsere Väter. Kommt etwas Besseres, von Osten oder Westen, so will ich für mein Theil dem gern hulbigen.“

Es kam keiner. In der Scandinavischen, in der Weltliteratur thront Esaias Tegnér als ein König der Dichter und Denker.

Ja, er war ein Phöbus-Gestirn des hohen Nordens, ganz unsterblicher Götterfunken, der, in Harmonie auflobernd, jene himmlisch-gehren Aftorde anschlug, die feurig zu unser Aller Herzen sprechen, unser Aller Pulse mit verjüngender Kraft durchströmen.

Mahnend rief den Gegnern Tegnér's, noch bei seinen Lebzeiten, ein Anonymus zu: „Gedenket seiner Worte im Gesang an die Sonne:

Aber es naht die Stund',
Wo ihr goldiges Rund
Springt in Stücken.
Sieh, da blickest du stumm
In der Erde dich um,
Doch findest du sie nicht.
Denn ihr Lauf ist vollbracht;
Und nun ruhet sie sacht
Aus an göttlicher Brust.

So wird es einst kommen. Die Harfe wird verstummen, deren Aolsaiten Er so schön berührte; vergebens werdet ihr nach den erneuerten Tönen lauschen — sie werden schweigen; aber vom Sternengezelt herab wird sein Gesang wie Seraph'sstimme auf euren Bergen im Echo widerhallen, und die Welt wird Seiner voll sein.“

Die ganze gebildete Welt, Germania voran, vergißt nimmer des Frithiof-Sängers; denn

Det sköna är evigt —
Das Schöne ist ewig.

Malerisches aus Irvings Skizzenbuch

mit Bezug auf Adrian van Ostade.

Es gefiel mir von jeher, mich zu bemühen, was immer ich wahrnehme, mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu schauen. In den Anblick einer eigenartigen Landschaft, von Markt und Straßen einer Stadt, des Innern eines altertümlichen Gebäudes, von einer Gesellschaft oder irgend welcher Gruppe vertieft, plötzlich ausrufen zu können: träume ich? oder habe ich nicht ein Bild des und des Malers vor mir? und je weiter und eingehender man zusieht und studiert, um so mehr dies bestätigt zu finden, ich denke, das bereitet eine so große Freude, wie sie etwa nur ein Archive oder Bibliotheken durchflöbernder Gelehrter empfindet, dessen feine Spürnase im tiefsten Winkel eine modernde Pergamenthandschrift — die Quelle seines zukünftigen Ruhmes — aufgeschniffelt, oder ein auf Runen oder Urnen versessener Professor, welcher im finstern Föhrenwald ein einsames Hünengrab — o ihr ihn unsterblich machenden Steinblöcke! — entdeckt hat. Mein Entzücken ist jedoch ein anderes, reiner und lauterer, eben weil ohne eitele Hintergedanken; es ist das ursprüngliche Vergnügen an der Fähigkeit, Dargebotenes voll und erschöpfend und individuell in sich aufnehmen und mit verwandten Erscheinungen harmonisch verbinden zu können.

Goethe erzählt von sich selbst, ihm habe diese Gabe viel Genuß gewährt. Und jedesmal muß ich an seine mir unauslöschlich im Gedächtnisse stehenden Worte aus „Wahrheit und Dichtung“ denken, wo er sagt: „Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum; denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, Alles, was man an jenen Bildern bewundert, sah ich hier in Wirklichkeit.“

Wiederholt wird von Eckermann in den Gesprächen mit Goethe dessen feines Verständnis für diesen Meister hervorgehoben. Goethe hat bekanntlich eine altschottische Ballade „Gutmann und Gutweib“ bearbeitet. So ließ er sich einst ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupfern vorlegen. Nachdem er einige Blätter still betrachtet und

umgewendet, nahm er einen schönen Stich nach einem Gemälde von Ostade. „Hier“, sagte er, „haben Sie die Scenen zu unserem Good man and Good wife“. — „„Ich betrachtete““, erzählt Edermann, „„das Blatt mit großer Freude. Ich sah das Innere einer Bauernwohnung vorgestellt, wo Küche, Bohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur Ein Raum war. Mann und Frau saßen sich nahe gegenüber; die Frau spinnend, der Mann Garn windend, ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde sah man ein Bett, sowie überall nur das roheste, allernothwendigste Hausgeräth; die Thür ging unmittelbar ins Freie. Den Begriff beschränkten ehelichen Glückes gab dieses Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewisses Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen lag auf den Gesichtern vom Manne und der Frau, wie sie sich einander anblickten. — Es wird Einem wohlter zu Muth, sagte ich, je länger man dieses Blatt ansieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art.““ — „Es ist der Reiz der Sinnlichkeit“, sagte Goethe, „den keine Kunst entbehren kann, und der in Gegenständen solcher Art in seiner ganzen Fülle herrscht. Bei Darstellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künstler ins Ideelle geht, ist es schwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde.“

Wer jene Gabe nicht besitzt, daß ein Gedicht, eine Erzählung den Eindruck eines entsprechenden Bildes auf ihn macht, wo die Poesie der Malerei ganz nahe tritt, der hat schlechterdings keine rechte Vorstellung von diesem wohlthuenden und herzlichen Gefühle. Sie läßt sich nicht erlernen, wie eine fremde Sprache; sie muß eben in uns als Keim schlummern; einmal geweckt, wird sie durch die Übung mit allen unseren Fasern verwachsen und, wie man sagt, in Fleisch und Blut übergehen. Haben wir uns erst daran gewöhnt, die abwechselnden Blattseiten der Natur, dieses göttlichen Universalbuches, mit den Augen des einen oder des anderen Künstlers zu lesen, wie gar leicht wird es uns da vollends mit den Werken eines Menschen, eines Dichters und Schriftstellers!

Die Schriften Washington Irvings, dieses liebenswürdigsten aller Amerikanischen Novellisten, können nicht mit Unrecht eine Werkstätte genannt werden, in welcher sich jene glückliche Fähigkeit auf das vielseitigste und Angenehmste ausbilden läßt. In seiner humoristischen Geschichte von New-York, welche er unter dem sprichwörtlich gewordenen Namen Niederich Knickerbocker herausgegeben hat, öffnet sich vor den erstaunten Blicken des Lesers gleichsam ein Cyklus köstlicher Gemälde der Niederländischen Schule, der Niederländischen eben deswegen, weil Irving in seinem Buche bekanntlich die Zeit schildert, da New-York noch



Washington Irving

Nach dem Gemälde von David Wilkie.

Neu-Amsterdam hieß, also während des Regimentes der Holländischen Gouverneure und vor Besitzergreifung seitens der Engländer. Staffage und Szenerie erinnern zwar mehr an den großen Landschaftsmaler der Franzosen, Claude Lorrain, als an Ruysdael, aber in Charakter, Kolorit und lebendig malerischer Auffassung sind sie des leichten und fetten Pinsels eines Rubens, Ostade und Teniers ähnlich und würdig. Obgleich Irving die peinlichen, steifen, altfränkischen Wynheers gar drollig illustriert, so glaube ich doch, die Landsleute Wilhelms von Oranien, de Ruyters, Grotius', de Wits und van Tromps werden ihm deshalb kaum zürnen, vielmehr über seine treue, geistvolle und künstlerische Konzeption staunen.

Diese Vorliebe für das Niederländische Genre treffen wir auch noch in hohem Grade in Irvings Individualität, Originalität und Universalität auf das Wunderbarste vereinigtem Skizzenbuch an: aber noch weit intensiver; sie scheint ein integrierender Teil seiner Novellen geworden zu sein. Hier besticht geradezu die feine Detailmalerei den Kenner wie den Laien. Man durchblättere die zweiunddreißig Essays: kaum ein einziges findet sich, wo jenes eigentümliche Moment nicht auf diese oder jene Manier ausgeprägt wäre.

Ich will nun nicht mit dem scharfen Blick eines gewiegten Kunstkritikers jede einzelne Schilderung darauf hin prüfen, mit den Vorwürfen welcher verschiedener Maler dieselbe vergleichbar ist, sondern wie schon Goethe in den oben zitierten Stellen Adriaan van Ostade anführt, betrachte ich Irvings Skizzenbuchnovellen lediglich in ihrer Verwandtschaft mit den Genrebildern dieses berühmten Niederländischen Meisters.

Mancher lächelt ungläubig. Verwandtschaft? Irving, der seine und vornehme Amerikaner und Diplomat, sollte in seinen zarten und duftigen Schriften mit dem derben und kraftvollen Holländer und dessen bäuerlichen und fetten Gemälden Ähnlichkeit haben? Nicht möglich! Und dennoch ist es wahr, und, um mit dieser Behauptung festen Fuß zu fassen, hebe ich eine Kongruenz hervor, die uns zugleich einen guten Schritt vorwärts bringt. Beide sind Humoristen. Sie kehren mit Vorliebe die Behaglichkeit der Gesellschaft heraus; durch eine naive oder komische Szene gefesselt, entwickeln sie daran ihre Laune und ihren Wit. Beide wenden zur Hervorbringung des Humors Kontraste an, aber solche, welche sich mehr außerhalb der Betrachtung geltend machen und sich im Bewußtsein des Beschauers oder des Lesers äußern: scherzhafte Streiflichter, schelmische Züge, die uns unwillkürlich ein Lächeln ablocken. Wie ähnlich ist darin nicht Ostades Bild „der Advokat“ mit der unten näher beschriebenen Schilderung von Irvings „Eberkopfschente“! Bei beiden liegt das ergötzliche Moment nur in einer einzigen Person: hier

in dem Klienten, welcher neben dem in höchster Gemüthlichkeit ein Dokument durchlesenden Rechtsanwalt das jenem zugedachte Geschenk an Wildbret, eingedenk des Spruches: „Wer gut fahren will, muß schmieren“, bereit hält; dort in dem dürren Küster, welcher dem in Betrachtung eines seltenen, aber leider leeren Pokales ganz versunkenen Fremden, den er hergeleitet hat, nur mit einem Auge seine Teilnahme schenkt, während er mit dem anderen sehnsuchtsvoll nach dem am Herde brodelnden Hammelbraten hinüberblinzelt. Eine dritte Parallele zwischen Irving und Ostade ist — was von letzterem jeder sich nur einigermaßen mit Kunst Befassende weiß —, daß der Schauplatz ihrer Szenen sehr häufig ein Wirtshaus ist. Aus dem Stizzenbuche werden es die später angeführten Belege beweisen. Und, seltsam zu sagen! wir glauben sogar bei Irving den Zauber des Ostadeschen Helldunkels über das Ganze ausgegossen zu sehen; ein durch ein Fenster oder sonstige Öffnung in das Dunkle einfallender Lichtstrahl ruft die eigentümlichsten Effekte hervor, wodurch die niedrigste Aneipe interessant, ja anheimelnd erscheint. Also ergibt diese Untersuchung Harmonie des Geistes, des Stoffes und der Behandlung beider Meister; wir könnten, wollten wir subtil sein, vielleicht noch mehrere Parallelen ziehen, z. B. daß beide in der schönsten Bedeutung des Wortes Naturalisten sind; indessen es genüge, unser gewonnenes Resultat zu illustrieren.

Ich darf wohl annehmen, daß im großen und ganzen Adrian van Ostades Bilder*) jedem Kunstfreunde bekannt sind; so will ich, darauf gestützt, Irvingsche „Skizzen“, aber bloß einzelne und zwar die bedeutungsvollsten, näher ausführen, es dem Leser überlassend, auf eigene Hand weiter zu forschen.

Eines Gemäldes — es sei mir gestattet, mich so auch in Bezug auf Irving auszudrücken — geschah bereits oben Erwähnung, nämlich der „Ebertopfschente“. Dieses ist unstreitig die Perle sämtlicher in Ostadescher Manier gehaltener Skizzen. Es bietet sich eine Wirtsstube dem Beschauer dar. Durch ein Fenster zur Seite dringen wenige Strahlen der Abendsonne hinein, während am unteren Ende des Zimmers

*) Meinem kürzlich in hohem Alter heimgegangenen Vater danke ich es, schon in jungen Jahren den Blick für Ostades Eigenart und Künstlerchaft erhalten zu haben, indem er mir seine Sammlung der Meisterwerke dieses Malers sehr oft zeigte und erklärte. Die 1869 erschienene Monographie „Adrian van Ostade. Sein Leben und seine Kunst. Von Theodor Gaedert“ bezeichnete Max Schasler in der Deutschen Kunstzeitung als eine mit großem Fleiß und ebenso großer Liebe zum Gegenstande durchgeführte Arbeit, als einen wertvollen Beitrag zur Kunstgeschichte der Niederländischen Malerei, der in vieler Beziehung den Charakter eines Quellenwerkes habe. — Mit meiner Übersetzung von Irvings Skizzenbuch trat ich 1876 an die Öffentlichkeit.



Dirksen van
Oltede

Nach dem Gemälde von Cornelius Dufart.

auf dem mit blitzenden Messingleuchtern, zinnernen Krügen und blankem Küchengeräte gezierten Ramin ein Kohlenfeuer brennt, über welchem eine heiße Hammelkeule gebraten wird. In das durch dieses Zusammenfließen der beiden Farbentöne in dem sonst dämmerigen Raum bewirkte Zwielicht ergießt sich im Hintergrund aus der offenen Thür eines hell erleuchteten Nebenzübchens ein voller, goldklarer Lichtstrom, so daß wir bis in den tiefsten Winkel zu sehen und jede Person zu erkennen vermögen. Zunächst bemerken wir in der eigentlichen Schenke an mehreren Tischen eine Gruppe Stammgäste, welche sich unterhalten oder gütlich tun. Im Hinterzimmer zeigt die wohlbeleibte und ansehnliche Wirtin einem vornehmen fremden Herrn einen altertümlichen Becher und andere Kuriositäten und erzählt dabei mit lebhafter Wichtigkeit die dazu gehörigen Geschichten. Ein altes, trockenes Männlein, der würdige Küster, welcher den über der Bewunderung jede körperliche Erfrischung vergessenden „Renner“ hergeleitet hat, schenkt mit dem einen Auge dem seltenen, aber leider nicht gefüllten Pokal seine pflichtschuldige Teilnahme, wobei er mit dem anderen verstohlen und nachdenklich seinen Blick auf dem duftenden Hammelbraten ruhen läßt, der im träufelnden Fett über dem Feuer brodelte. Ein dritter Gast mit runder Purpurnase, deren Spitze unter einem mächtigen Hut herauslugt, wie eine tiefrote Bauerrose aus üppigem Blattwerk, setzt, indem er mit neugieriger Geringschätzung die Gruppe streift, wohlgefällig seinen zur Hälfte ausgeleerten Krug an die breiten Lippen.

Nichts von dem, was wir in Ostades Bildern bewundern, vermiffen wir: die drastische Behäbigkeit und Naturwahrheit, die joviale Zusammenstellung, der schelmische Humor, ja sogar die warme, charakteristische Farbenharmonie kommen zur vollsten Geltung.

Man denke ferner bei Irving an die Figur des schläfrigen Rip van Winkle und an dessen Umgebung! Ich meine, man müßte auf den ersten Blick hin erkennen: das ist Ostadisch! Dort im Hintergrund eine niedrige Holländische Dorfschenke, über deren halboffener Thür ein altertümliches Schild einladend hängt. Vor der Kneipe sitzt auf rauher Holzbank an morschem Tische beim Krüge Alle der biedere Rip, mit breitem, gutmütigem Gesicht und bäurisch grober Kleidung, um die Wette mit dem dicken Wirte starke Dampfswolken aus der Thonpfeife blasend. Sie scheinen die Ereignisse neugierig anzuhören, welche der kleine Dorfschulmeister mit gar wichtiger Miene aus einem alten Zeitungsblatte zum besten giebt. Die Zweige eines von manchem Sturm arg mitgenommenen Baumes gewähren Schatten vor den hier und da eindringenden Sonnenstrahlen und hüllen das ehrbare ländliche Trio in ein mythisches Halbdunkel.

Rip van Winkle, dessen Bekanntschaft wir soeben flüchtig gemacht haben, den guten Rip, durch und durch das genaue Konterfei einer von

Ditades Pinjel geschaffenen Gestalt, treffen wir als Helden im folgenden, figurenreicheren Gemälde.

Nach einem vieljährigen, traumhaften Schlaf in den Raatskill-Bergen kehrt er in seinen Geburtsort zurück, er selbst umgewandelt und mit ihm der Schauplatz; denn auch sein kleines, altertümliches, von Holländischen Kolonisten gegründetes Heimatsdorf hat unter der Metamorphose der Monarchie in eine republikanische Staatsverfassung gelitten. Wie er alles so ganz verändert, sogar seine eigene Hütte nicht wiederfindet, da zieht es ihn zum lieben Wirtshause; das ist ihm wohlbekannt, dort hat er früher täglich sein Pfeifchen geraucht, seinen Krug Ale getrunken und mit gleichgesinnten, treuen Freunden geplaudert. Aber was erblickt er?

An Stelle der ehemaligen Kneipe erhebt sich ein schiefes, hölzernes Gebäude mit weiten, halboffenen Fenstern, deren Scheiben zum Teil zerbrochen, mit zerfetzten Tüchern und Kleidungsstücken notdürftig verstopft sind. Der schattenspendende Baum hat einer hohen, kahlen Stange weichen müssen, an deren Spitze sich etwas befindet, was einer roten Nachtmütze nicht unähnlich sieht; nur das alte Schild hängt, freilich mit bunten Farben besetzt, noch über der Thür. Auch der Charakter der vor dieser morschen, aber malerischen Bretterbude versammelten Gesellschaft ist ein ganz anderer. Das gewohnte Phlegma und die gemächliche, ja schläfrige Friedseligkeit ist in ein wüstes Treiben ausgeartet. Ein lebhaft gestikulierender Kannegießer besleißigt sich, einer Anzahl tölpelhafter Bauern seine Ideen über Bürgerrechte, Wahlen und Freiheit klar ad oculos zu demonstrieren. Mehrere, denen sein Raisonnement doch wohl über ihren Verstandeshorizont geht, wenden ihm den Rücken und glohen auf die Hauptgruppe rechts. Dort nimmt ein sich wichtig machender Herr mit gekremptem Hute, vielleicht der Friedensrichter, den ob der großen Veränderungen mit offenem Munde einseitig dreinschauenden Rip scharf ins Gebet; mit stechenden Augen den Ärmsten, welcher gewiß unschuldiger ist als der Inquisitor, durchbohrend, schwingt er drohend seinen Krückstock über dessen Haupt: in der Tat, die Erscheinung des guten Rip ist auch gar zu auffällig und höchst verdächtig. Eine alte verrostete Flinte, welche er an Stelle seiner eigenen beim Erwachen vorgefunden hatte, hängt ihm über der Schulter, und der ihm in der Zwischenzeit wild und lang gewachsene graue Bart erhöht seine erschütterliche Staatsgefährlichkeit. Das denkt auch ein Haufen resoluter Weiber und dummdreister Buben, die sich an seine Ferse gehängt haben und ihn frech und neugierig von Kopf bis zu Fuß mustern, während eine blühende, saubere Frau mit einem pausbäckigen Kinde auf dem Arme den alten Mann mitleidig betrachtet. Nicht ohne Zusammenhang

mit dieser Gruppe ist eine Person, welche ganz im Hintergrunde links herzutritt: der alte Peter Vanderdonk, der älteste Einwohner des Dorfes, welcher berufen ist, Rips wunderbares Erscheinen in befriedigendster Weise zu erklären und ihm in jener mitleidigen Frau mit dem Knäblein auf dem Arme dessen Tochter und Enkel, die einzigen noch lebenden Blutsverwandten, vorzustellen.

Denken wir uns über diese reiche Szene, welche sich trotz ihrer anscheinenden Zerfahrenheit auf einen Punkt, nämlich auf den alten Rip, konzentriert, jene Ostade eigenartige Licht- und Tonfärbung ausgebreitet, so fehlt nichts von dem, was ein Gemälde dieses Meisters charakterisiert und individualisiert. Selbst dem Humor ist Rechnung getragen in der Persönlichkeit des die Bauern haranguierenden Schenkenpolitikers und in jener des wichtigtuenden Mannes mit dem gekrempten Hut und dem geschwungenen Krückstock.

Sehr köstlich ist die Schilderung von der ländlichen Schule des ehrbaren Schabod Crane. Man wähnt, ein Pendant zu dem bekannnten, im Louvre befindlichen Ostadeschen Bilde „Die Dorfschule“ vor sich zu haben. Da sitzt er, jener originelle Typus eines vielgeplagten Dorfpädagogen, auf dem hohen Stuhle, von welchem aus er das, was in seinem kleinen wissenschaftlichen Reiche vorgeht, mit geübter Herrschermiene beobachtet und übersieht. Doch wie der zürnende Zeus thront er, in seiner Hand einen Rohrstock, das gefürchtete Szepter seiner despotischen Macht, schwingend. Das Wirkenreis der Gerechtigkeit ruht auf drei Nägeln hinter dem Katheder, zum beständigen Schrecken für jedweden Missetäter, während auf dem Schreibpulte vor ihm allerlei Kontrebandartikel und verbotene Waffen, welche er offenbar vor kurzem bei den nichtsnutzigen Buben entdeckt hat, liegen: angebissene Äpfel, Knallbüchsen, Brummkreisel, Fliegenfänger und ganze Legionen kleiner, papierener Vögel. Dem Ansehe nach ist soeben erst ein höchst eindrucksvoller Akt der Justiz vorgenommen worden, denn die liebe Holländische Schuljugend ist zum größten Teile sehr aufmerksam über ihren Büchern beschäftigt. Bloß ein boshafter Burche flüstert, hinter seiner Schiefertafel spöttisch lächelnd, mit seinem verschmizt grinsenden Nachbar und raunt ihm sicherlich eine für den gestrengen Schulmeister wenig schmeichelhafte, aber gewiß charakteristische Titulatur zu; und ein paar andere Knaben schielen, furchtsam oder neugierig die Dinge, die da noch kommen sollen, erwartend, mit einem Auge auf ihren grollenden Lehrherrn hin: offenbar hat sich das Gewitter noch nicht vollständig entladen; eine Art schwüler, unheilsschwangerer Luft lastet wie ein Alp auf dem Ganzen. Und dennoch bricht ein Sonnenstrahl hindurch: es ist die muntere, scherzhafte Laune, welche auch hier wieder ihr nettliches

Spiel treibt mit all der düsteren Tragik, die auf der Stirn des Strafe brütenden Pädagogen geschrieben steht. So ermangelt dieses Irving'sche Seitenstück zu dem erwähnten Bilde von Ostade weder einer gewissen dramatischen noch komischen Wirkung.

Mit besonderem Behagen verweilt Irving bei der Beschreibung von Gasthofsküchen und deren Insassen, — dieselbe Vorliebe, wie sie Ostade hat, wenn er so häufig eine gemütliche Gesellschaft um den Kamin in einer Schenke versammelt darstellt.

„Auf einer Reise, welche ich einstmals durch die Niederlande unternahm“, so beginnt unser Amerikanischer Novellist sein Stizzenbuch-Essay *The Inn Kitchen*, „war ich eines Abends in der Pomme d'or, dem vornehmsten Gasthof eines kleinen Flamländischen Dorfes angelangt. Die Stunde der Table d'hôte war vorbei, so daß ich mich gezwungen sah, ein einsames Mahl einzunehmen. Das Wetter war kalt; ich saß allein in dem großen, düsteren Speisezimmer und studierte nach dem Essen den gesamten literarischen Hausschatz des Wirtes, eine Holländische Familienbibel, einen Kalender und eine Anzahl alter Pariser Afsen. Von Zeit zu Zeit schlug ein lautes Gelächter, das aus der Küche herzukommen schien, an mein Ohr. Jedermann weiß, welche eine Lieblingszufluchtstätte die Küche einer Kneipe auf dem Lande für die mittlere und unterste Klasse der Reisenden ist; vorzüglich bei der zweideutigen Art von Wetter, wo ein Kaminfeuer gegen Abend angenehm wird. Ich warf die Zeitung bei Seite und suchte den Weg, um die Gruppe in Augenschein zu nehmen, welche so lustig zu sein schien.“ — Und jetzt malt Irving mit leichten, fetten Pinselstrichen, den richtigen, kräftigen Farbentönen und mit jenem magischen Kolorit ein vollkommen Ostade'sches Gemälde: Rund um einen ungeheueren, glasierten Ofen, der mit allerhand blankgeputztem Küchengerät bedeckt ist, zwischen welchem ein gewaltiger kupferner Teefessel dampft und zischt, sitzen Stammgäste und Reisende. Eine große Lampe wirft eine starke Lichtmasse auf die Gruppe und läßt manch seltsame Physiognomie grell hervortreten. Die goldgelben Strahlen erleuchten zum Teil die geräumige Küche und verlieren sich im Dunkel der entlegenen Winkel, ausgenommen da, wo sie in milderem Glanz auf der breiten Seite eines Schinkens sich sammeln oder von den wohlgeschauerten Töpfen und Pfannen zurückgeworfen werden, welche mitten aus dem Helldunkel hervorblicken. Eine flotte Flämische Dirne mit langen Ohrgehängen und Halskette, mit einem goldenen Herzen daran, bedient die Gesellschaft, von welcher viele ihre Thonpfeife schmauchen und die meisten einen Bierkrug vor sich haben. Die Hauptperson aber bildet ein corpulenter alter Mann mit rotem Gesicht, einem Doppeltinn, einer Habichtsnase und freundlich blinzeln den Augen. Er

lehnt sich in den gewaltigen Stuhl, einen Arm in die Seite gestemmt, in der einen Hand eine sonderbar geschnitzte Tabakpfeife aus echtem Meerschäum, mit silberner Kette und seidenen Trotteln verziert, haltend, den Kopf etwas zur Seite geneigt und mit dem einen Auge dem drallen Mädchen einen schelmischen Blick zuwerfend, während die Gäste ihm die größte Aufmerksamkeit schenken. Er giebt nämlich eine seiner Liebesgeschichten oder irgendwelche lustige Anekdote zum besten; denn lustig und interessant muß sie sein, wie würden sonst wohl die Zuhörer so behaglich und zufrieden schmunzeln!

In der That, wenn wir nur an diese einfache und dabei doch so sehr meisterhafte Schilderung denken, welche solche Klarheit und Anschaulichkeit hat, daß hier alles Leben und Gestaltung bekommt und man gleich die ganze Szene auf die Leinwand zaubern möchte, da gewinnt unwillkürlich die Überlieferung Glauben, Irving sei selber in der Malerei wohl bewandert und lange Zeit unschlüssig gewesen, ob er sich ihr nicht widmen solle. Der Aufenthalt in Rom im Jahre 1804, die dortigen Gemälde und antiken Schätze, der Umgang mit den Künstlern flößten ihm diesen Gedanken ein; — doch es dünkt mir, als habe er das bessere Teil erwählt, seine Bilder mit der Sprache und der Schreibfeder zu verlebendigen, nicht mit Pinsel und Palette: so erfreut er den Leser und gewährt obendrein demjenigen, welcher mit dem Auge eines Künstlers zu sehen vermag, einen unschätzbaren Genuß, vielleicht einen reineren und höheren, als uns seine Gemälde selbst bereitet haben würden.

In Wahrheit ist es eine Lust, zu beobachten, mit welchem sorgfältigen Fleiß und Eifer Irving, da er nicht ausübender Maler geworden, wenigstens in seinen Schriften seine malerischen Kenntnisse und Studien im Stizzenbuche, namentlich im Hinblick auf die Niederländische Schule zu verwerten sucht, wobei er sich, wie ich, je mehr ich mich in den Geist und in die Stimmung und Auffassung seiner Darstellung vertiefte, erkannt und nachzuweisen mich bemüht habe, ganz speziell Adrian van Ostade zum Muster nahm. Er hat dessen Meisterwerke gesehen und ist vielleicht, wie es mir ergeht, immer wieder zu denselben mit magischer Gewalt hingezogen worden. Mit welcher Wonne mag er in London den Buckingham-Palace, die Bridgewater-Gallery und das Dulwich-College besucht haben, in Paris das Kaiserliche Louvre, die Museen in Amsterdam und im Haag und zu Florenz die Königliche Gemäldegalerie der Uffizien! Wie wird er bei seinem Aufenthalte in Madrid und vorzüglich in Dresden im Anblick der dort befindlichen Perlen Ostadescher Kunstschöpfung geschwelgt haben; gewiß nicht minder als Goethe. Nur auf diese Weise konnte er es lernen, mit dem Auge dieses Malers zu sehen, und daß er es gelernt, dafür sprechen am besten

seine Schriften; nur so vermochte dessen Manier auch die seinige, Irving gleichsam ein Schüler von Ostade zu werden. Bloß eine Seite unseres gemütvollen Meisters, welche ihn, aber auch nur ihn und etwa noch Adrian Brower gut kleidet, hat er, auch schon, weil er viel zu sehr Gentleman war, nachzuahmen sich mit richtigem Taktgeföhle gesehnt: es ist das derbe und rohe Element, welches vornehmlich in dem bekannten und in seiner Art unleugbar schönen Bilde von Ostade „Kaufende Bauern“ zu Tage tritt.

Ein artiges Genrebild, das mir von jeher als eine der reizendsten und natürlichsten im Niederländischen Stil und Geschmack gehaltenen Darstellungen aus dem Stizzenbuch erschienen ist, gebe ich zum Schluß mit Irvings eigenen Worten wieder. „Ich trete“, erzählt er, „in die Küche eines Wirtshauses, — Welch ein Gemälde der Behaglichkeit und Sauberkeit und des gemütlich ehrbaren Frohsinnes! An den Wänden stehen ringsumher hellblitzende Kupfer- und Zinngeräte. Schinken, Zungen und Speckseiten hängen von der Decke herab; ein Bratenweuder raffelt am Herd, eine Uhr tickt in einer Ecke. An einem wohlgeschauerten, fichtenen Tische sitzen bei kräftiger Kost Fuhrleute und Bauern; andere Gäste refeln sich schmauchend und schwägend beim Krüge Ale auf Schemeln neben dem vom prasselndem Holzfeuer mit einem rötlichen Scheine hellbeleuchteten Kamine. Hübsche Hausmädchen unter dem Szepter einer frischen, geschäftigen Wirtin bedienen, wobei sie aber einen Augenblick wahrnehmen, ein flüchtiges Scherzwort mit der Gruppe am Herde zu wechseln oder mit ihr zu schäkern.“

Ist das nicht ein vollendet Ostadesches Genrebild? „So vollkommen, daß man es nur“, um Goethes in der Einleitung hervorgehobene Worte zu wiederholen, „auf die Galerie hätte hängen dürfen.“ Vorzügliche Übereinstimmungen und Analogien liefert insbesondere noch die „Sage von der schläfrigen Schlucht“ mit ihrem ausgeprägt Holländischen Typus, eine Geschichte, welcher das bereits oben besprochene Bild „Der Dorfpädagoge“ entnommen ist. Die Schilderung der Einrichtung des Hauses, der Auswahl an Speise und Trank, des Betragens und Behagens der die Szenerie belebenden Gesellschaft, — einem wahrhaftigen Maler mit kundigem Auge würde das Herz im Leibe vor Freude hüpfen, wenn er beinahe auf jeder Seite ein Bildchen oder eine Radierung in der Manier von Ostade herauslugen sieht. Diese entzückende Kleinmalerei haben unter den Engländern Allston und Leslie und bei uns in Deutschland Ritter und Camphausen mannigfach illustriert, jedoch nur mit dem Zeichenstifte. Mich aber will bedünken, als veranschaulichten Pinjel und Farben erst recht eigentlich das Ostadesche Element in dem Malerischen aus Irvings Stizzenbuch.

Die Poesie der ländlichen Bestattungs-
gebräuche in England.

Von allen Völkern der Erde, die Griechen und Römer nicht ausgenommen, ist bei den Deutschen und Engländern vielleicht der größte Reichtum an eigenartigen und merkwürdigen Sitten und Gewohnheiten zu finden. Dieses macht das Selbständige, Gemüthvolle und Ideale ihres nationalen Charakters. Aber keine Nation hat einen individueller ausgeprägten und in höherem Grade rührenden Totenritus als die Britische: heutzutage leider nur noch in beschränktem Maßstab, früher in schönem und großem Umfange. Auch hier ist es wieder das Land in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, wo sich am treuesten und zähesten das Alte erhält, wohin die Mode und Neuerungssucht am langsamsten und schwierigsten eindringt. In der That, es gibt nichts Schätzbareres, als den ländlichen konservativen und patriarchalischen Charakter. Wie lange indessen wird es dauern, — und auch er ist von der neuen, fatalen Zeitströmung selbst dort aus dem bescheidenen Hafen entankert fortgeschwemmt, und die Wellen der Gleichgültigkeit und des Vergessens schließen sich stillschweigend über ihm zusammen; wie lange wird es währen, — und keine Überbleibsel sind irgendwie oder irgendwo aufzutreiben! Mag auch anfangs von Geschlecht zu Geschlecht sich die mündliche Tradition von dem ernstesten und lieblich-wehmütigen Kultus weiter fortpflanzen, es kommt nur zu bald die Stunde, da niemand mehr den künftigen Generationen verkünden kann: höret, also hielten es Eure Vorvorden!

Dieses ist das Motiv, welches die wertvollen Sammlungen von Sagen und Märchen, von Sprichwörtern und Sprüchen, von Sitten und volksmäßigen Einrichtungen ins Leben gerufen hat und bis in die Gegenwart hinein entsethen läßt. Eben derselbe Gesichtspunkt leitete mich bei der Schilderung der Englischen Bestattungsgebräuche auf dem Lande (denn das Begräbniß in einer Englischen Stadt ist durchschnittlich nichts als ein steifes, frostiges, hohles Brunnschaußpiel), die in ihrer herzlichen Einfachheit und ernstesten Feierlichkeit so unendlich zart und rührend sind, daß es einerseits uns mit Trauer erfüllen muß, so viel Schönheit und Poesie im wahrsten Sinne des Wortes zu Grabe getragen

zu sehen, andererseits aber die Pflicht herantritt, wenigstens ein Abbild zu retten.

Daß ich es gleich und offen heraus sage: die kahlen und schalen Schattenseiten bei Beerdigungen an das Licht zu ziehen, ist schlechterdings nicht meine Absicht. Wie jene Leichenschmäuse, die auch heute noch in Norddeutschland in den kleineren Landstädten und auf den Dörfern gang und gäbe sind, wo das ungetrübte Gedächtnis an die Manen der Verstorbener der leiblichen Genußsucht der Überlebenden „Leidtragenden“ weichen muß, welche bloß darauf ausgehen, ihren vom Gang auf den Kirchhof geweckten Appetit zu befriedigen und durch Wöllerei der Totenfeier die Krone aufzusetzen. Diese Unsitte hat auch ihre burleske und komische Seite; man denke nur an die prächtige Figur des Küsters in Zimmermanns Oberhof! Oder wenn berichtet wird, daß während des Leichenfermons auf dem Sarge ein Gefäß mit Wein stand, aus welchem Jeder auf das Wohl des Dahingeshiedenen trank. Das sind verführerische Institutionen, welche, wie nicht anders zu erwarten, allmählich in Rohheit ausarteten. Aber gerade derartige Auswüchse halten sich am hartnäckigsten; sie wuchern üppig, dem Unkraute gleich, und sind schwer oder gar nicht auszurotten. Das Materielle im Menschen scheint hier über das Edle und Geistige zu triumphieren.

Es ist immer, vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet, ein Verdienst, auch nach dieser Richtung hin weiter zu forschen und Entdeckungen zu machen; wie man denn bei wissenschaftlichen Sammlungen über Volkseigentümlichkeiten und Sitten, und seien sie noch so cynisch, jedwede Ziererei bei Seite zu lassen hat. Man erfindet ja nicht dieselben, sondern findet sie. Aber andere mögen bei jenen häufig die heiligsten Reize des Totenritus verletzenden oder schändenden Mißbräuchen verweilen; ich will den ländlichen Bestattungskultus in England nur in seiner ehrbaren Einfachheit und rührenden Schönheit schildern, mit einem Worte, dessen Poesie durch die Poesie nachweisen.

Hier treten, abgesehen von den verschiedenen Abstufungen, drei Hauptmomente hervor: das Geleite zur Gruft, die Grabmusik, das Blumenstreuen auf Sarg und Hügel.

Die Englischen Begräbnisse finden gemeiniglich oder doch sehr oft in der Abenddämmerung statt; das allein verleiht ihnen schon einen schwermütigen, poetischen Charakter.

Dem vorausschreitenden Leichenzuge folgen die Überlebenden, als ob sie sich selbst sagen, nach nicht langer Zeit kommt auch an uns die Reihe. Maximilian Mißon berichtet in seinen Reisen durch England: „Man läßt den toten Körper drei oder vier Tage liegen, sowohl um dem Verstorbenen Zeit und Gelegenheit zu geben, wieder aufzuwachen,

als auch, um die Klage und die Beerdigungszeremonien vorzubereiten. Dann entsendet man die Leichenbitter mit einer Liste der einzuladenden Freunde und Verwandten. Eine kurze Weile, bevor die Gesellschaft sich in Bewegung setzt, wird der Leichnam in den Sarg gelegt, welcher auf zwei Stühlen in einem Zimmer steht, worauf jeder, der die Lust dazu



verspürt, hineingehen und sich den Toten ansehen kann. Nachdem darauf von dessen Antlitz ein kleines, viereckiges Flanelltuch entfernt ist, wird der Sargdeckel befestigt. Nun setzt sich der Zug in Marsch, voran mehrere Leichenbitter, von denen jeder einen langen Stab trägt, an dessen Spitze sich ein silberner Knopf befindet. Die Leiche kommt unmittelbar hinter dem von seinem Kirchendiener begleiteten Geistlichen.

Die Verwandten in tiefer Trauer bilden nebst allen Gästen, je zwei und zwei, den Schluß.“

In Flintshire ist es üblich, das Vaterunser zu beten, während der Tote aus dem Hause getragen wird.

Dem Leichenzuge selbst erweist man allgemein sehr große und feierliche Ehrfurcht. Nähert sich ein solcher, so bleibt der Wanderer stehen



und entblößt sein Haupt; ja er beobachtet häufig die Gewohnheit, ihm bis zur Gruft zu folgen und an der ernstesten Handlung innigen Anteil zu nehmen; er weiß, einst schlägt auch sein Stündlein, wo er wünschen mag, daß ihm gleichfalls dieser Zoll christlicher Teilnahme und Pietät geschenkt werde.

Die Leidtragenden haben oft Ephen, Lorbeerzweige, Rosmarin und andere immergrünende Sträucher in der Hand; es gilt dies als Zeichen der Unsterblichkeit der Seele.

Aus Liebe sind die Nachbarn nah und fern
Gefolgt dem jungfräulichen Sarg voll Gram;
Es trugen Rosmarin die Frau'n und Herr'n,
Vorán der tiefgebeugte Pfarrer kam.

Der Gebrauch von Rosmarin bei den Begrábnissen ist in England außerordentlich im Schwange. Dafür lassen sich zahlreiche Beispiele anführen:

Ist irgendwer so gut,
Zur Erde meinen Leichnam zu begleiten,
Laßt ihn befolgen jeden Brauch; er habe
Ein Stráußchen Rosmarin, benezt von Wasser,
Damit beim Zug es durch die Straßen dufte.

In Shirleys Hochzeit aus dem Jahre 1630 wird eine Szene also eröffnet: Ein Tisch mit zwei Wachskerzen wird auf die Bühne getragen; Diener schmücken ihn mit Ephen, Lorbeer und Rosmarin. Beauford tritt auf:

Sind dies die Kräuter, so man streut aufs Grab?
Diener: Ja, Herr.
Beauford: Habt Ihr nicht Kunst genug, zu lassen hier
Den Ephen wachsen oder diese Lorbeern,
Sinnbilder unsers Siegs über den Tod?
Doch stellen sie's am besten dar, verwelkt.

Der oben bereits zitierte Misson sagt: „Wenn die Leichenprozession zum Aufbruche fertig ist, wird der Sarg zugenagelt, und ein Diener versteht die Gesellschaft mit Rosmarinstráußen. Jeder nimmt einen und trägt ihn in seiner Hand, bis man den Toten in die Gruft gesenkt hat, worauf sie alle gleichzeitig ihm ihre Stráuß nachwerfen.“

Der so früh verstorbene, liebenswürdige Dichter Henry White singt in seinem Rosmarinliede:

Komm, Trauerblume! Liegst ja in der Gruft
Beim bleichen Leichnam gern allein
Und hauchst um den öden Totenschrein
Sanft himmlisch-süßen Duft.

Komm an meine Lippen und ruhe mit mir
Unter dem dichten Erlenbaum hier;
Dort schlaf' ich so wohlthig, wie noch nie ich schlief,
Dort dürfen mir stören nicht Sorge noch Leid
Die wunderholde Einsamkeit,
So friedlich und so tief! . . .

Wo du so heimlich blühest, dort soll mein Grab auch sein;
Und lieg' ich gleich von aller Welt vergessen,
Dein milder Wohlgeruch durchströmt doch mein Gebein.

Statt des Rosmarin bedienten sich die Römer der Zypresse, welche, einmal abgesehritten, nie wieder blüht noch wächst, zum Zeichen, daß sie für immer tot sind und einen ewigen Schlaf haben, aus dem kein Erwachen möglich ist. Im Gegensatz hierzu benutzen die Christen von Alters her die angeführten Pflanzen und legten sie unter der Leiche in das Grab, zum Zeugnis, daß diejenigen, welche in Christo sterben, nicht aufhören, zu leben. Der Körper zwar stirbt ab für die Welt, allein der Geist lebt weiter für Gott.

Jedoch es scheint, als sei die Zypresse in späterer Zeit wieder sehr in Aufnahme gekommen; ja sie galt sogar als feiner und vornehmer, so daß nur noch die geringeren und ärmeren Leute Rosmarin bei Begräbnissen und Hochzeiten in Ehren hielten. Auch die Eibe wurde beliebt. Ihre dunkelgrünen Farben waren in der That dem düsteren Charakter einer Totenfeier am angenehmsten. Thomas Gray singt in seiner berühmten Elegie auf einen ländlichen Kirchhof:

Hier, wo die Ulme trau'rt, der Eibe Schatten schredet,
Wo mürbe Hügel Staub's ein dürrer Rasen dedet,
Schläft, in ein enges Grab versenkt auf immerdar,
Von diesem armen Dorf der Väter rohe Schar.

In einer alten Englischen Gedichtsammlung heißt es:

Doch bleiben
Auf meinem armen Grab,
Was Eure Liebe gab,
Zypressen, Trauereiben;
Denn zartere Blumen hauchen aus ihr Leben,
Wenn solchen Unglücksboden sie umgeben.

Die Zypresse und der Eibenbaum werden in „des Mädchens Klagesang um ihren toten Geliebten“ als hauptsächlichste Pflanzen bei Bestattungen ausdrücklich hervorgehoben:

Komm, dem der Tod ein Lieb geraubt;
Dieweil ich sing',
Die Hände ring'
Unter Thränen, schmück' ihm das Haupt
Mit Zypress und Eibenkranz,
Schwarzen Bändern, Lichterglanz;
Er war bis in den Tod getreu.

Komm, komm, erfüllt von Gram die Brust,
Damit er hab'
An seinem Grab'
Wehklag und Seufzer unbewußt.
Streu' ihm schöne Blumen hin,
Weiß und rot, auch gelb und grün;
Er war bis in den Tod getreu.

Kräuter und Blumen scheinen mitunter bei Begräbnissen die gleiche Rolle gespielt zu haben, wie immergrüne Sträucher.

Bon Häupten bis zu Fuß geschmückt,
Durch frische Lilien fast erdrückt
Statt Rosmarin und Lorbeer.

Eine höchst sinnvolle Sitte ist diejenige, wonach der also geschmückten Leiche einer Unverheirateten ganz in weiß gekleidete Jungfrauen folgen. Diesen poetischen Brauch kennt auch schon eine alte Ballade:

Sechs schöne Mädchen erbitt' ich mir,
Sie sollen mich tragen zum stillen Grab;
Gekleidet in Weiß, o liebliche Zier!
Sie sollen mich tragen zu den Schatten hinab.

Wer an unglücklicher Liebe gestorben war, dessen Sterbekleid wurde mit Eibenbaumblättern bedeckt, als herbedtes Sinnbild seines traurigen Hinscheidens. Darauf spielt Shakespeare an:

Fort mit dir, Tod; Tod, fort mit dir;
O hüllt mich ein in düstern Flor!
Odem entfleuch, entfleuch aus mir;
Hart wider mich Feinslieb ging vor.
Mein Bahrtuch weiß, voll Eiben fein,
Bereitet es;
Drein füg' ich mich — es soll so sein —
Begleitet es!
Keine Blume, keine Blume süß
Streut über meinen schwarzen Sarg.

Auch den Sarg und das Grab einer Jungfrau, welche am gebrochenen Herzen gestorben war, zierte man mit Eibenfränzen:

Legt den Trauerfranz von Eiben
Hin auf meine Bahr';
Mädchen, traget Weidenzweige,
Sagt, daß treu ich war.
Mein Schatz war falsch, doch ich blieb fest,
Allzeit, spät und früh.
Decke meine Hülle sanft,
Mutter Erde, zu . . .

heißt es in einem rührenden alten Liede aus dem „Trauerspiel der Jungfrau“ von Beaumont und Fletcher; und in eben demselben Stücke spricht Aspasia:

Umshlingt mit treuen Eiben meinen Sarg
Und laßt ihn Jungfrauen tragen und ein Grablied singen.

Goederg, Was ich am Wege fand. R. 3.

19

Robert Herrick, jener zarte und gefühlvolle Dichter, wünscht sich selber, daß Eiben und Zypressen seine letzte Ruhestätte schmücken möchten, denn

Des Grabes Bier
Seid ihr;
Wo Totengeläut.
Ihr beide seid.

Das „Totengeläute“ und das „Grablied“ ist ein zweites Hauptmoment bei den Beerdigungen in England. Schon während jemand noch im Sterben lag, ertönten ehemals die Glocken; ebenfalls während die Leiche zur Kirche getragen und in die Gruft gesenkt wurde: zweimal für eine Frau, dreimal für einen Mann. Dieser aus dem zwölften Jahrhunderte datierende Brauch ist insofern noch jetzt im nördlichen England erhalten, als dort folgende Unterschiede gelten: neun Glockenschläge für einen Mann, sechs für ein Weib, drei für ein Kind.

In einer Verordnung aus dem siebenten Regierungsjahre der Königin Elisabeth heißt es: „Item, so ein Christ im Sterben lieget, soll die Glocke geläutet werden und nach dessen Heimgange nur einen kurzen Ton geben, imgleichen vor und nach dem Begräbnisse.“

Shakespeare erwähnt diese Sitte seiner Zeit in König Heinrich IV. (Zweiter Teil I, 1):

Und seine Zunge
Spricht stets nachher wie eine Trauerglocke,
Es sagt ihr Klang: ein Freund ist hingeschieden.

Die Grabmusik, auf welcher ein gut Teil der Poesie bei Bestattungen beruht, ist in manchen Grafschaften und Kirchspielen noch heutzutage üblich. Man trägt die Toten unter Absingen von Psalmen und Hymnen hinaus, um gewissermaßen triumphierend zu zeigen, daß sie ihren Lebenskampf tapfer ausgekämpft, daß sie ihren Lauf mit Freuden vollendet haben und Sieger geworden sind. Man beobachtet dies, wie Washington Irving sich sagen läßt, vornehmlich in Northumberland. Es macht einen angenehmen, wenngleich schwermütigen Eindruck, an einem ruhigen Abend, in einer einsamen Landschaft, wo der Wind leise durch die Wipfel der Bäume fährt und die Nachtigall aus der Ferne ihre Klageweisen flötet, die Trauermelodien von weitem anstimmen zu hören und zu sehen, wie ein Leichenzug auf der Flur dahermahlt, und wenn der „düstere Glockenklang“ und „hohle Grabgesang“ (Romeo und Julie IV, 5) durch die stille Luft ertönt.

Sobald die Prozession bis etwa eine viertel Englische Meile von der Kirche angelangt war, kam ihr der Pfarrer entgegen, welcher alsdann unter Singen von Chorälen und Halleluja, in das die Leidtragenden einfielen, voranschritt.

„Und laßt ihn uns zur Ruhestätte singen“, — spricht Arviragus in *Embeline* (IV, 2). Grays Elegie enthält den Vers:

Tags drauf, ach, sah'n wir ihn bei Liedern und bei Klagen
In feierlichem Zug nach unserm Kirchhof tragen.

Herrick ergießt seine Gedanken darüber in folgende Strophe, wobei er zugleich einen anderen Brauch berührt, nämlich den, dreimal um die Gruft zu wandeln.

So gehen wir, so gehen wir rund
Um deinen einsam stillen Grund;
Das Grablied singend legen wir
Marzissen dir
Und andre Blumen auf den Stein,
Der unsre Liebe schließet ein.

Ein durch hohes Alter sehr wertvolles Zeugnis dieser Doppelsitte finden wir bereits in dem angelsächsischen Helbengebichte *Beowulf*. Nachdem der Hügel um den Helden aufgeworfen ist, umreiten ihn zwölf Krieger und stimmen den Beerdigungsgefang an, in welchem sie des Gefallenen Tapferkeit rühmen.

Da herum um den Hügel ritten die Helden,
Von allen Edelen zwölf an der Zahl,
Ihren Kummer klagend, des Königs gedenkend;
Sie sangen und sagten vom seligen Fürsten,
Besprachen sein ritterlich Wesen; sein Wirken
Nach Kräften preisend, weil passend es war,
Im Liede zu loben, zu lieben im Herzen
Den Herrn und Freund, wenn hinweg vergänglich
Aus leiblicher Hülle das Leben entflohen.

So machten von jeher Musik und Gesang einen wichtigen Teil des Bestattungsritus aus, gewissermaßen um die Rückkehr der Seele zum Ursprunge der Harmonie oder zum Himmel anzudeuten.

Eine eigentümliche Gewohnheit existierte speziell in *Rosshire*, wo beim Begräbnis der Pfarrer dem Sarge vorausging, während er eine Handglocke läutete.

Im gewissen Sinne gehören die an der Gruft gesprochenen Reden und Gebete hierher. So herrscht noch vereinzelt in England bei der Beerdigung eines Geistlichen die erhabene und feierliche Zeremonie, daß die Amtsbrüder desselben samt und sonders an den Rand des Grabes treten und nach alter, schöner Sitte jeder einen Bibelspruch als Abschiedswort dem Verbliebenen hinabrufen: das steigt vielleicht weit vor den Musikklängen oder dem Gesange des Chors zum Himmel auf.

Beredter aber als die ganze Leichenmusik, um mich eines zusammenfassenden Ausdruckes zu bedienen, ist folgender schweigende

Bestattungsgebrauch in Schottland. Während der Sarg hinabgelassen wird, entblößen sämtliche Leidtragende ihre Häupter; da wird kein Gebet gelesen, keine Predigt gehalten, kein Lied gesungen, keine Glocke geläutet. Allein diese feierliche Pause, die über zehn Minuten andauert, in welcher Zeit gewiß jeder über den Tod und die Unsterblichkeit nachdenkt, muß das menschliche Herz auf das furchtbarste erschüttern. — „Mir ist es, als vibriere das Geräusch des Seiles, wie es auf den Sarg fiel, noch immer im meinem Ohre“, bemerkt Blaze in der Elegie auf den Tod seiner Mutter (Gedichte, 1799):

Wie bang war mir das Herz, als ich ließ fallen
Hinunter in die stille Gruft das Seil!
Da hört' ich ihre Geisterstimm' erschallen:
Des Todes Reich durchschritt ich, mir zum Heil.

Der Glanzpunkt des Englischen Bestattungsritus auf dem Lande bildet jene rührende und hochpoetische Sitte, welche sich teilweise auch in Rußland, Holland und Deutschland, obschon minder kompliziert und nicht so fein nüanciert, vorfindet, ich meine das Streuen von Blumen und Pflanzen auf den Sarg und die Gruft und das Aufhängen von Kränzen in der Kirche. Dieser sehr alte Brauch hat sich in vielen Grafschaften Großbritanniens bis auf den heutigen Tag erhalten. In Yorkshire und in den meisten Dörfern und kleineren Landstädten des Südens trägt, wenn eine Jungfrau gestorben ist, das ihr an Alter, Gestalt und Gesichtszügen am meisten ähnliche Mädchen einen Kranz weißer Blumen vor der Leiche her, welcher später in der Kirche über dem gewöhnlichen Sitze der Dahingeshiedenen aufgehängt wird.

Ob ihrem leeren Platz ist hochgehängt
Ein Kranz, zarter Erinnerung geschenkt.

Letzteres ist auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands z. B. in Pommern, in der Mark Brandenburg und um Magdeburg herum noch jetzt üblich. Ebenso umwinden in der berühmten Wallfahrtskirche von Mariageßell Braut- und Totenkränze die Säulen. Hölty dichtete im Vorgefühle seines nahen Todes (1776) folgenden „Auftrag“:

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienen-ton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten.

Eine ähnliche Gewohnheit existiert bis in die Gegenwart hinein in Mecklenburg und Pommern bei dem Begräbniß der adeligen Guttsbesitzer, wie in England bei demjenigen der Lords. Es wird nämlich das am Sarge befestigte und mit schwarzem Kreppflor verhüllte Familienwappen nachher in der Kirche an den Chorgalerien und hinter dem Altar aufgehängt*).

Um auf die Kränze zurückzukommen, so sind dieselben in England zuweilen ganz aus weißen Rosen von Papier verfertigt, und in denselben befinden sich häufig ein Paar weißer Handschuhe. Sie sollen als Zeichen der Achtung und der Liebe dienen und als Sinnbilder der Reinheit und Unbeflecktheit der jungfräulich Verstorbenen und der Belohnung, die ihrer im Himmel zu Teil geworden. Dieser Brauch wird vielfach gleichfalls beim Tode von Jünglingen beobachtet**).

Irving erzählt in dem Kapitel seines Skizzenbuches „Des Dorfes Stolz“ aus eigener Anschauung: „Ein Leichenzug bewegte sich langsam dahin. Junge weißgekleidete Mädchen hielten die Zipfel des Bahrtuches, und ein anderes von etwa siebenzehn Jahren schritt voran und trug einen Kranz weißer Blumen, ein Zeichen, daß die Verbliebene jung und unverheiratet gewesen war. Ich folgte der Prozession in die Kirche. Der Sarg wurde im Mittelschiffe niedergesetzt und der Kranz von weißen Blumen mit einem Paar weißer Handschuhe über den Platz gehängt, welchen die Verstorbene sonst eingenommen hatte.“ — „Als ich“, berichtet der gemüthvolle und feine Beobachter, „nach Jahren wieder durch

*) Ich erinnere hier an die kirchlichen Verhältnisse Masurens. Dort sieht man häufig an den Wänden und Pfeilern der Gotteshäuser Glaskästchen befestigt, die trockene oder aus buntem Papier mit geringer Kunst bereitete und mit seidenen Bändern umgebene Blumen enthalten. Das sind Weihgeschenke für Verstorbene, von den Familien derselben dargebracht. Auch der kleine Bürger in den Masurischen Städten hat diese Sitte zum Teil noch festgehalten. Stirbt eine Jungfrau, so hängt man einen Myrtenkranz, meist unter Glas und Rahmen, in die Kirche, aber nur für die, der die jungfräulichen Ehren noch gebühren. Den Altar findet man oft mit Kinderzeug bedeckt, kleine hölzerne Kanonen, Pferde, Puppen, Eimer zc. halten trauliche Nachbarschaft mit Kreuzfig, Kelch und Leuchtern: es ist das Spielzeug verstorbenen Kinder, welches die Eltern geweiht haben. Was heidnische Völker ihren Toten in die Gräber gelegt, das bringen die Masuren auf ihre Altäre; so mündet das Familienleben in die Kirche.

**) Die einzige mir bekannte Parallele jener seltenen Mode wäre etwa die Deutsche Sitte, einem verstorbenen Offizier außer Helm und Regen seine weißen Handschuhe auf den Sarg zu legen.

das Dorf kam, fand ich in dem Gotteshauje den Blumenkranz und das Paar Handschuhe noch unverfehrt, wie am Tage des Begräbnisses, vor. Die Blumen waren freilich verweltet (es müssen also natürliche gewesen sein); aber man schien dafür Sorge getragen zu haben, daß kein Staub ihre weiße Farbe beschmutze. Ich habe viele Denkmale gesehen, wo die Kunst all ihre Kräfte erschöpfte, des Beschauers Mitgefühl zu erwecken; allein ich traf keines, welches rührender mir zu Herzen sprach, als dies einfache und doch so zarte Gedentzeichen der dahingefchiedenen Unschuld.“

Die feinfühlende Dichterin Anna Seward drückt ebendieselben Empfindungen in einer elegischen Ode folgendermaßen aus:

Papierne Kränze hängen an der Mauer,
Des Dorfs Gesell'n und Jungfrau'n zum Gedächtnis.
Ich wein'; es überfällt mich heiliger Schauer.
Wie oft ach! sah als Kind ich dies Vermächtnis.
Und weiße Handschuh' in der Kränze Mitte,
Von weißen Blumen, nur durch Band getrennt.
Geliebtes Dorf, lang wahre dir die Sitte,
Des frühen Todes prunklos Monument!

In Irland wird nach dem Hinscheiden einer Jungfrau ein Kranz von allen möglichen Arten von Blumen und wohlriechenden Kräutern gebunden und von einem jungen Weibe vor dem Sarg hergetragen, von welchem zwei schwarze Bänder herunterhängen, als Symbol der Keuschheit und Unschuld. Die Enden derselben werden von vier jungfräulichen Mädchen gehalten. Ihnen gehen mit einem Korbe voll Kräuter und Blumen zwei andere Mädchen voraus, welche die Straßen bis zum Begräbnisplaze bestreuen. Hinter der Leiche folgen die sonstigen Verwandten und Bekannten.

An diese Sitte erinnert eine alte Ballade, worin folgende Worte einer Jungfrau vorkommen:

Doch da ich entschlossen bin, zu sterben für Ihn,
Will ich wählen sechs Jungfrau'n, die tragen mich hin;
Und all diese Jungfrau'n, so erwählt ich mir hab',
Anstatt grüner Bänder, grüner Bänder, grüner Bänder,
Anstatt grüner Bänder, tragen einen Kranz aufs Grab.
Und wenn in der Kirche tief in der Gruft ich ruh',
Laßt all die schönen Kränze, schönen Kränze, schönen Kränze,
Laßt all die schönen Kränze hängen dazu.
Und wenn eine Freundin mir leben blieb,
Wird sie sehen, daß ich treu war, daß ich treu war,
Wird sie sehen, daß ich treu war meinem Herzlieb.

Aber nicht allein künstliche Kränze, welche oft, je nach dem Stande und Vermögen der Trauernden, in Filigranarbeit, mit Silber und Gold

köstlich und kostbar durchwirkt werden, verwendet man in England zum Schmuck des Sarges und Grabes, sondern eben so häufig natürliche Blumen, wie oben bereits ein Beispiel gezeigt hat.

Einen Kranz, den sollen mir flechten
Natur und Kunst vereint,
Von vielen buntfarbigen Blumen
Als Pfand, wie treu ich's gemeint.
Und viele buntfarbige Bänder
Wird man von mir dran seh'n;
Doch zumal sollen schwarze und gelbe
Mit ihr zu Grabe geh'n.
Auf die Gruft will ich Blumen legen,
Die schönsten, die da blüh'n;
Meine Tränen, die sind der Regen,
Und halten sie frisch grün —

so bezeichnet in einem alten Gedichte, „Corydons Trauerglocke“ betitelt, ein Liebender die Pflanze, welche er zu benutzen gedenkt; und Johnson versichert ausdrücklich, zu seiner Zeit herrsche diese Gewohnheit allgemein in ländlichen Kirchspielen. Sie ist auch gegenwärtig noch nicht ausgestorben und wird sogar von den Indianern in Amerika geübt*). Die Indianische Mutter sucht für ihr totes Kind unter den Zweigen eines Ahornbaumes die Ruhestätte und schmückt sie mit Blumen und grünen Kräutern; darob bauet sich die Nachtigall ihr Nest und läßt ihre süßen Klagemelodien hören, leis weht der Zephyrwind durch das Laubwerk, und aus den Kelchen saugen die Bienen sich den Honig. Welch eine duftige, zauberische Poesie liegt in dieser Vorstellung! Statt stolze Mausoleen, aus prächtigem Marmor und kunstvoll gearbeitet, — man denke an die meisten städtischen Friedhöfe! — sich zu wünschen, sieht der einfache Mensch sich nach dem Schönsten und Zartesten in der Natur um, dies dem geliebten Verbliebenen mitzugeben; und was kann er da Zarteres und Schöneres finden, als frische Knospen, Blüten und Blumen? Gott selbst hilft ihm gleichsam die Gruft schmücken.

Er streuet Maßlieb, Rosmarin,
Endivien blau, auf's Grab ihm hin

— — —
Könige haben nicht solch Ruhestatt,
Wie dein Grab, das Grün und Blumen hat, —

betont Alfred Tennyson eigens in „Ein Trauerlied“ (a Dirge), indem er mit förmlicher Liebe all die verschiedenen Blumen und Pflanzen bei

*) Vergl. die rührende Erzählung des alten Indianerhäuptlings Chactas in Châteaubriands *Atala*.

Namen nennt, welche eines gewöhnlichen Engländers letzte Wohnung hier auf Erden oft gleichsam zu einem köstlichen Teppichbeete machen.

Sir John Carr singt in seinem „Gedächtnis an einen teuren Bruder“:

Ah von den süßesten Blumen windet man
Ihm Trauerkränze, schmücket rings sein Grab
Mit jungfräulichen Blumen, daß sie dann,
Noch kaum erblüht, wie er, schon welken ab.

Dieses Zitat mag, seines letzten herb-wahren Verses wegen, auf den ersten Blick hier nicht ganz am Platze sein; allein wenn man ermißt, daß der Dichter im ersten heftigsten Seelenschmerze, unter dessen Wucht er seinen wundervollen Nachruf auf den so früh ihm entriffenen, geliebten Bruder William niederschrieb, gleich in den Anfangstropfen des Kranz- und Blumenschmuckes gedenkt, so ist dieses das schlagendste Zeugnis, wie eng und unwandelbar jener schöne Brauch mit den Empfindungen und Gedanken eines trauernden Engländers verwachsen sein muß.

John Milton beweint in seinem berühmten Gesange, „Lycidas“ betitelt, den Tod seines gelehrten Freundes Edward King. Als Beweis, wie schön und rührend hier die Beschreibung ist, mögen die folgenden Strophen dienen:

Blick hierher mit den lieben sanften Augen!
Laß grüne Gräser Regentropfen saugen,
Den Boden färben Frühlingsblumen rot;
Bring' junge Primeln ihm, den traf der Tod.
Die zarte Hyacinthe und Jasmin,
Die weiße Nelk', Stiefmütterchen im Thau,
Das Veilchen blau,
Die Moschusros', das Geißblatt grün,
Aleich Ringelblümchen, ernst das Haupt geneigt,
Und jede Blume, welche Trauer zeigt:
Laß Taufend schön all seinen Reiz enthüllen,
Narcissen ihre Kelche füllen
Mit Thränen naß. —
Streu Lorbeern auf das Grab von Lycidas!

Ja, man pflegte auch jung verstorbenen Personen einen Strauß mit in den Sarg zu legen, woran Byron im „Corrar“ erinnert, indem er von der toten Medora sagt, sie halte

Die kalten Blumen in ihrer noch kälteren Hand.

Auch das Bett, auf welchem der Tote ruht, ziert man noch heutigen Tages, z. B. in Glamorganshire, so; eine Zeremonie, auf die in einem jener wilden Klagegesänge Ophelias (Hamlet IV, 5) angespielt wird:

Weiß sein Bahrtuch wie Bergesjähnee,
Geschnückt mit duftenden Kränzen;
Feucht von Thränen des Liebesweh,
Die auf dem Grabe noch glänzen.

Es läßt sich allein aus Shakespeare, welcher in gleich hohem Grade ein genauer Beobachter der Natur wie der menschlichen Sitten und Gewohnheiten ist, ein anschauliches und interessantes Bild jener rührenden und hochpoetischen Beerdigungsgebräuche entwerfen.

Doch, hier ward ihr der Jungfrau'nkranz gestattet,
Der Blumenschmuck und das Geleit zur Heimat,
Mit Glockenton und christlichem Begräbniß, —

sagt (Hamlet V, 5) der Priester von Ophelia, Laertes' schöner, jungfräulicher Schwester.

In Romeo und Julie (IV, 5) spricht Lorenzo, auf die wie tot daliegende Julia weisend, zu Capulet, ihrem alten Vater:

Hemmt Eure Thränen; deckt mit Rosmarin
Den holden Leichnam!

worauf Capulet wehklagt:

Die Blumenkränze schmücken einen Leichnam!

In demselben Trauerspiele (V, 3) antwortet der Page auf des Fürsten Erkundigung, was Paris an Julia's Gruft tue:

O süße Blume, Blumen streu' ich auf
Dein bräutlich Bett!

Im Wintermärchen (IV, 3) zählt Perdita dem Florizel die Blumen auf, welche sie gebraucht,

Zu winden Kränze draus, und, teurer Freund,
Sie auszustreuen.

Endlich jene bekannte Stelle aus Cymbeline (IV, 2), wo Arviragus, die anscheinend tote Imogene in seinen Armen auf die Bühne tragend, spricht:

Mit den schönsten Blumen,
So lang es Sommer und ich leb', Fidele,
Schmück' ich Dein traurig Grab, daß Dir nicht fehle
Die Primel blaß, grad wie Dein Angesicht,
Auch die azurne Glockenblume nicht,
Die Deinen Adern gleicht; Hagbuttenblüte
Pflücd' ich dazu, die nie behüte! —
Je Deinen Athem übertrifft an Güte.

Bei Vermählungen war die Sitte des Blumenstreuens gleichfalls üblich, wie sich überhaupt die Hochzeitsgebräuche namentlich in Bezug auf das Mädchen im Leichenritus düster widerspiegeln. So jammert (Romeo und Julia V, 5) der alte Capulet über Julia, seine bräutliche Tochter, zu deren Trauung er schon alles zugerüstet hat :

Was alles wir zum frohen Fest geordnet,
Wird jetzt zum düstern Leichengang verwandelt;
Das Saitenspiel zum Trauerglockenklang,
Zum ernstern Totenmahl der Hochzeitschmaus,
Aus Jubelhymnen höhler Grabgesang;
Bräutliche Blumen schmücken einen Leichnam,
Ins Gegenteil schlägt alles, alles aus!

Ein Zug der Schwermut durchzieht den Britischen Charakter. Die Sorge des Engländers um ein ehrenvolles und stilles Grab ist eine große und rührende. Der geringste Häusler sehnt sich, nach seinem Tode wenigstens eine ungestörte wohlgepflegte Ruhestätte zu haben. Sir Thomas Overbury sagt, indem er das schöne und glückliche Milchmädchen schildert: So lebt sie, und all ihr Sinnen und Denken geht darauf hin, daß sie zur Zeit des Lenzes sterben möge, damit recht viele Blumen ihr Bahrtuch und ihren Hügel zieren.

Ein köstlicheres Zeugnis der Poesie, mit welcher selbst der niedrigste Engländer den Totenritus umwebt, kann es nicht geben, als diese schlichten Worte.

Wo aber jemand während einer Seefahrt stirbt und sein Leib dem nassen Wellenbette des Ozeans übergeben werden muß, den beklagen die Dichter.

Einsam, einsam ruhest Du,
Keine Blume deckt Dich zu —

singt Felicia Hemans; — ach, und kein Kreuz, kein Leichenstein kennzeichnet die Stätte, kein Bruder, kein Freund kann dort niederknien zum Gebet!

Ja, der sichtbare Ruheplatz an und für sich vermag schon die Überlebenden in etwas zu trösten. Und wie ist dieser in England äußerlich beschaffen? Er sieht ebenso einfach wie geschmackvoll aus. Immergrünende Pflanzen und Blumen sprießen aus dem rasigen Erdbügel hervor, und Weidenruten sind zum Schutze darüber gebogen. Oft beschatten ihn auch die Zweige einer Zypresse. Am Oitern, Pfingsten und Johannis wird die Gruft besonders schön geschmückt.

In Glamorganshire, berichtet Malkin in seiner Schilderung von

Süd-Wales, existiert eine sehr alte und allgemeine Gewohnheit, Blumen auf die Hügel zu pflanzen, so daß hier die Kirchhöfe den prächtigen Anblick reicher, wohlgepflegter Gärten gewähren. Bemerkenswert ist es, daß ausschließlich nur süßduftende Blumen und Gewächse die Gräber zieren, wie schon Shakespeare (Hamlet IV, 5 und V, 1) sagt: Larded with sweet flowers und Sweets to the sweet! Namentlich sind es Nelken, Primeln, Levkojen, Reseden, Thymian und Rosmarin.

Die weiße Rose schmückt immer die Ruhestätte einer Jungfrau, die rote, nach dem Volksglauben, diejenige eines gutmütigen und besonders wohlwollenden Menschen; aber im allgemeinen braucht man die Rosen auf Gräbern von Liebenden.

Auch hier spiegelt sich der Leichenritus im Hochzeitsritus wieder, worauf oben bereits hingedeutet worden ist.

Einem jungen Paare, das sich trauen lassen will, wird der Weg in die Kirche mit wohlriechenden Blumen und immergrünenden Sträuchern bestreut; und wenn eine unverheiratete Person stirbt, so beobachtet man ebenso gut bei der Braut wie bei dem Bräutigam dieselbe Sitte: sie gehen, heißt es, nicht in ihr Grab, sondern in ihr Hochzeitsbette.

Was aber kann rührender sein, als in jedem Dorf, durch welches ein solcher Leichenzug kommt, die Jugend beiderlei Geschlechts süßduftende Blumen auf den Pfad streuen zu sehen?

Die Absicht bei der Anwendung von lediglich angenehm riechenden Pflanzen scheint gewesen zu sein, des Grabes Schrecken zu mildern, das Gemüt vom Brüten über dem Furchtbaren der hinsälligen Sterblichkeit abzulenken und das Andenken an die Verstorbenen mit den zartesten und schönsten Gegenständen der Natur in Verbindung zu bringen. Welch ein entsetzlicher Prozeß in dem Grabe vorgeht, ehe der Staub zu dem verwandten Staube zurückkehren kann, hat Gottfried Kinkel auf das ergreifendste geschildert*). In der Tat, es schaudert unsere Phantasie förmlich vor solcher Betrachtung zurück; wir suchen uns den geliebten Toten immer noch unter den angenehmen Ideenassoziationen zu denken, welche er erweckte, als er vor uns in Jugend, Gesundheit und Schönheit prangte. „Legt sie in den Grund“, sagt Laertes von seiner jungfräulichen Schwester Ophelia (Hamlet V, 1):

Und ihrer schönen, unbefleckten Hüfte
Entsprießen Weilchen!

Oder, wie Alfred Tennyson (In memoriam XVIII.), offenbar in Erinnerung an Shakespeare, singt:

*) Auf dem Leichenverbrennungsfongress in Dresden, Pfingsten 1876.

's ist gut; 's ist etwas, hinzuziehn,
Wo er in Englands Erde ruht
Und aus der Asche wohlgemut
Die heimatlichen Weilchen blühen.*)

Ja, die Englischen Dichter umgeben den Toten im Gedächtnis der Überlebenden gewissermaßen mit Wohlgeruch. So kommen bei Herrick (Grablied des Saphtha) folgende Strophen vor:

Schlaf, schlaf in Frieden sanft und süß,
Mach' dir das Bett zum Paradies,
Daß Wohlgeruch entströmt der Gruft
Und Weilchen duft.
Laß Kaffia und Balsam senden
Aus deinem Denkmal Weihrauchspenden.

Die Mädchen kommen all zur Stund,
Aufs Grab zu streuen Blumen bunt;
Sie klagen, doch vergessen nicht
Ein Opferlicht
Für deinen Altar! gehen wieder.
Es ruhn im Sarge deine Glieder.

Dieses sind sehr schöne Gedanken, also die Erinnerung an einen teuren Entschlafenen zu pflegen; schon diese Gedanken allein genügen zur Rechtfertigung des in der Einleitung aufgestellten Satzes, daß kaum eine Nation einen individueller ausgeprägten und in höherem Grade rührenden Totenritus besitzt, als die Britische.

Wenn irgend ein Volk, so steht das Deutsche den uns in vielfachen Beziehungen verwandten Engländern ebenbürtig zur Seite. Auch wir haben noch einfache und zarte Bestattungsgebräuche, zumal auf dem Lande, worauf hier und da von mir angespielt ist, auch wir haben in unserer Poesie zahlreiche darauf hindeutende Denkmäler.

Mehrere Sammlungen auserlesener, alter und neuer weltlicher Lieder enthalten ähnliche Schilderungen.

*) Ähnlich sagt bereits der Römische Dichter Persius Flaccus (Satire I):

Nunc non e manibus illis,
Nunc non e tumulo fortunataque favilla
Nascentur violae?

Jetzt sollen nicht aus jenem Leichnam,
Jetzt aus dem Grab nicht und der heiligen Asche
Weilchen entsproßen?

Es bleibt zweifelhaft, ob Shakespeare bezw. Tennyson diese Stelle des Persius gekannt haben.

Rosmarin und Lorbeerblätter
Wind' ich meinem Schatz zum Strauß,
Der soll sein zum Angedenken,
Der soll sein mein lezt Geschenke.

Das geliebte Mädchen ist gestorben; da klagt der Jüngling:

Den Gottesacker will ich mir
Zum liebsten Ort erwählen
Und manchen Abend mich von hier
Zu Hannchens Grabe stehlen.

Da will ich es mit meiner Hand
Mit Maßlieb übersäen;
Ein schwarzes Kreuz mit Myrthen dran
Soll in der Mitte stehen.

Ein Myrthenkranz soll an der Wand
In unsrer Kirche hängen
Und neben ihm das grüne Band
Zum Angedenken prangen.

In jeder Predigt sitz' ich dann
Dem Kranze gegenüber,
Seh ihn mit nassen Augen an
Und gräme mich darüber.

Ein melancholisches Winterlied beginnt:

Wenn ich im Winter neige
Mein Haupt zur ewigen Ruhe hin,
Streut mir statt Maßlieb, Rosmarin
Vor meine Bahr, den Weg entlang,
Schneerosen, Taxuszweige
Zum lezten Gang — —

In meiner plattdeutschen Gedichtsammlung „Zucklapp!“ will folgendes kleine Stimmungsbild „Op't Graff“ die tiefe Schwermut und den heiligen Ernst des Grabes, den erhebenden Trost und die sanfte Poesie einer lezten stillen Ruhestätte zum Ausdruck bringen und in des Menschen Seele die Altforde wehmütiger und ahnungsvoller Mitempfindung anschlagen:

Wo gah ik so geern op den Karthoff hin
Nah't stille Graff ünner de ole Linn;
Dor legg ik en witten Kranz op un meen:
Wat's hier schön, oh wo schön!

Hier slöppt de lezt un best von min' Frönn,
Un von Allen man ik noch an't Leben bün;
Ik sitt nu vör't swarte Krüz op den Steen
Alleen, ganz alleen.

Da ruscht döörch de Bläder lij' de Winn,
Allebn geiht gollen ünner de Sünne.
Wat is dat? — mi süht blot Gott, jünst keen —
It ween je, it ween!



Ein Schlesiſcher Wallfahrtsort

(St. Annaberg).

I.

Es war ein milder Maiabend, als ich auf der kleinen Oberschlesischen Station eintraf. Der Wagen, welcher mich nach dem Gute des befreundeten Grafen ** bringen sollte, harrte dort meiner. Ich ließ während der Fahrt meine Blicke nach rechts und links von der Landstraße schweifen. Die Felder standen üppig in Blüte, und die flache Landschaft umrahmte eine niedrige, mit dunklen Nadel- und Buchenwaldungen bestandene Gebirgskette. Ein beträchtlich hoher Punkt weckte meine Aufmerksamkeit um so mehr, als plötzlich, von der Abendsonne beleuchtet, der Anblick eines alten Schlosses oder Klosters sich mir darbot.

„Ist sich St. Annaberg,“ sagte in demselben Moment, als hätte eine Ideenverbindung zwischen uns obgewaltet, in gebrochenem Deutsch der Kutscher, indem er mit seiner Peitsche auf die Felskuppe hinwies. „Will gnädiger Herr über St. Annaberg fahren? Wird sich weiter sein, aber Kloster St. Anna ist sich schön, sehr schön.“ Und als ob es einer Antwort meinerseits gar nicht erst bedürfe, plauderte er wie ein Kind. „Ist sich auch so hoch, wo man die Oder und Sudeten sieht unten. Kommen sich bald wieder aus Berlin hierher Preußische Offiziere, messen und zeichnen vom Kirchturm aus ganze Gegend, dieses Jahr zuletzt, dann sind sich ihre Karten fertig und —“

„Gut, fahre zu!“ Also mitten im besten Flusse seiner Rede unterbrochen zu werden, schien meinen Kosselenker zu wurmen. Er verstummte. Im Grunde genommen war es mir nicht unlieb, schon jetzt eine ungefähre äußere Anschauung von dieser Stätte historischer und poetischer Reminiscenzen zu erhalten, und zwar um so weniger, als ich in den nächsten Tagen einen Besuch des Klosters beabsichtigte. Während ich noch meine schwachen Kenntnisse von der frühen Gründung desselben und von den ihm anhaftenden Sagen mir zurechtlegte, verließ der Wagen die Chaussee und schlug einen steilen Seitenweg ein, auf dessen Höhe ein Pfarrdorf und Schloß thronten. Ich sah auf und bemerkte bei der Biegung eine mächtige Steinsäule, über welche das Laub einer uralten Buche sich nach allen Seiten hin neigte.

Stanislaus (dieses war der Name meines Kutschers) schien es wieder an der Zeit zu finden, den Cicerone zu spielen. „Ist sich so ein Denkmal,“ erzählte er und hielt die Pferde an. „Ein Diener des Herrn von Cz., welcher sich vor hundert Jahren Gut Wisoda bejaß — da oben —, kam sich Abends mit Fleisch aus Stadt zurück, warf, von Wölfen verfolgt, rasch Fleisch hin und kletterte auf den Baum, wo er sich ganze Nacht blieb und —“

„Und zum Gedächtnis an diese Errettung aus Todesgefahr wurde das Monument errichtet?“

„Wird sich so sein; heißt Dreieinigkeitssäule.“

Richtig, ich las die lateinische Inschrift: *Siste hic, qui cernis figuram trinitatis Dei. Adora in veritate quod signat* *). Darunter die Jahreszahl 1760.

Langsam fuhren wir nun den immer steiler werdenden Pfad, einen ordentlichen Gebirgspfad, hinauf. Weithin dehnten sich auf dem hügeligen Terrain Buchen- und Fichtenwälder aus. Die Spitze eines der durch den dichten Forst versteckten Vorsprünge sollte, so erklärte Stanislaus, ein sogenanntes Lug-ins-Land eingenommen haben. Steinblöcke und Trümmerreste wären noch vorhanden. Jetzt hätte der gegenwärtige Gutbesitzer dort einen Pavillon mit schöner Fernsicht erbaut. „Ist sich auch nah das Grab eines Hauptmanns von Wallenstein aus dreißig-jährigem Kriege, sehr alt. Können sich seltene Waffen drinliegen, ist sich aber nie offen gemacht.“

Das starke Mütteln und Schütteln des Wagens auf dem holperigen Wege verhinderte ein weiteres Gespräch. Die hochgelegene Dorfkirche und das stattliche Schloß hatten wir hinter uns und kamen an den Gehöften vorbei. Barfüßige Kinder, welche Wasser in Holzgefäßen hinauftrugen, begegneten uns und riefen ihr stereotypes „Gelobt sei Jesus Christus“. „In Ewigkeit, Amen!“ antwortete Stanislaus. Alte Weiber in der eigentümlichen Polnischen Nationaltracht mit phantastisch um den Kopf geschlagenen, bunten Tüchern traten neugierig aus den sauberen Katen vor die Gartenpforten und grüßten. Junge Mütter wiegten hier und da einen an zwei Taue schaufelartig zwischen zwei Bäumen angebundenen Sack — eine äußerst primitive Hängematte —, worin Säuglinge schliefen. Die Männer schienen noch nicht vom Felde heimgekehrt zu sein. Die ländliche Bevölkerung machte aber schlechterdings nicht den Eindruck, als führe sie eine ärmliche Existenz. Und doch, Oberschlesien mit dem Vorurteil einflößenden Beinamen der „Wasser-

*) Bleib hier stehen, der du siehst die Figur der Dreieinigkeit Gottes. Vere in Wahrhaftigkeit an, was sie bezeichnet.

polatei“ — wer denkt dabei nicht unwillkürlich an dürre Heidestrecken, an baufällige, kaum bewohnbare Lehmhütten, an schmutzige, verkümmerte Menschen, an Hungertyphus, Rinderpest, Überschwemmung und an was nicht alles Üble?!

Jetzt fuhren wir durch den unmittelbar an das Dorf angrenzenden Marktplatz Amberg bis auf einen größeren freien Platz, der ein unregelmäßiges Viereck bildete und rings von teilweise sehr ansehnlichen Häusern eingeschlossen war. Wohin nur immer das Auge sieht, lieft man über den Türen und an den Wänden: „Restauration und Weinstube“. Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, aber Stanislaus sprach leuzend: „Waren sich lange nicht genug Wirtschaften, als es noch die Wallfahrten gab. Kamen sich oft 60 000 Pilger zu den Ablässen, weit aus Polen und Osterreich. War sich das so eine schöne Zeit, und heilig, sehr heilig. Nun schau'n aber gnädiger Herr!“ Da lagen die mächtigen Gebäude mit der Kirche vor mir, imposant auf einer kolossalen Basaltkuppe von offenbar vulkanischem Ursprunge, von kleinen, meist rosenrot angestrichenen Kapellen umringt, welche sich um das Kloster wie die Küchlein um die Henne schutzsuchend scharten oder, besser gesagt, es selber zu schirmen suchten, indessen gewaltjam losgetrennt wurden.

Dem während der Wagen auf der anderen Seite bergab rollte, sah ich, wie auf einer Stelle die Umfassungsmauer im wahrsten Sinne des Wortes in der Luft schwebte und an zwei Punkten eingestürzt war. Ich traute meinen Augen kaum; der Fels war dort gesprengt. Arbeiter machten sich eifrig an den Steinbrüchen zu schaffen; der Basalt schien bis auf wenige Schritte vom Fundament des Klosters losgebrochen zu sein.

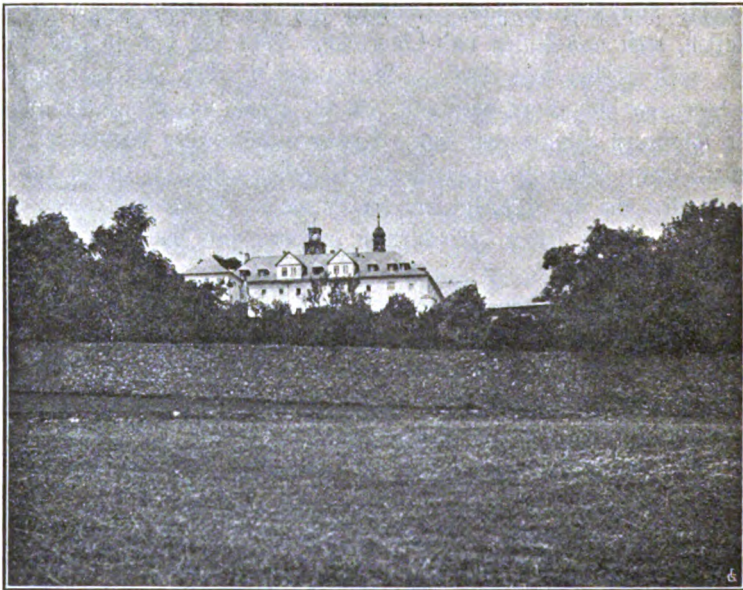
„Heilige Jungfrau,“ rief Stanislaus, sich bekreuzend, „wie sich das schnell geht!“ In demselben Moment löste sich, von den Geräten der Handwerker gelockert, ein Felsblock herrlichster Formation und fiel mit lautem Gepolter hinunter. In diesen Zerstörungslärm klang friedlich und feierlich das Geläute der Abendglocken.

Auf meine erstaunte Frage, was solche Demolierung bedeute, ward mir die kurze, oratelhafte Antwort: „Aus Kloster schlägt sich kein Geld, aus Basalt schlägt sich viel Geld. Wird sich alles mein gnädiger Herr Graf genau wissen,“ fügte Stanislaus hinzu, als er mein Kopfschütteln bemerkte, und hieb auf die Pferde ein, welche nun in rascher Fahrt vorwärts jagten, so daß ich nur ungenügend die von der untergehenden Sonne beleuchtete Rundschau auf das weite Flachland genießen konnte. Hier ein schlanker Kirchturm und die bescheidenen Dächer eines Dorfes, dort ein stolzer Gutshof mit weißen Mauern, da wieder ein dunkler

Fichtenhain, ein kleiner Landsee, und in der Ferne ein blauer Höhenrücken und in mannigfachen Krümmungen die Fluten der Oder. Wir gelangten an einen malerischen Teich. Vor der Mühle saßen die Müllerleute und atmeten die Abendluft ein. Endlich lenkte der Wagen durch eine Allee schattiger Bäume in den Hof und hielt vor dem Schloßportal.

* * *

„Also, Sie finden keinen Reim auf die Sprengung des Basalttefels von St. Annaberg?“ nahm der Graf den Faden des Gespräches wieder auf, als wir nach der Nachtkost mit seiner Gemahlin in den



Garten gingen und uns gerade an einem Platz ausruhten, von wo das Kloster in seiner düsteren Majestät vor uns lag.

„Stanislaus hat Ihnen,“ mischte sich die Hausfrau in die Unterhaltung, „offenbar nichts Näheres darüber erzählt. Ein wunderlicher, treuer Bursche; sonst beinahe geschwätzig, berührt er doch diesen wunden Punkt ungern. ‚Ist sich ein Bandalismus, aber bringt sich Geld,‘ damit fertigte er gewiß auch Sie ab. Und im Grunde hat er nicht ganz unrecht.“

„Ah, bah!“ versetzte der Graf. „Jeder würde an Stelle des Besitzers von Zyrowa, zu dessen Gut St. Annaberg gehört, ebenso handeln. Die Steinbrüche sind ja nicht Eigentum des Klosters, sondern das

unseres Nachbarn. 's ist eine merkwürdige Geschichte. Ursprünglich stand hier auf der Spitze, welche damals noch mit prachtvollen, jetzt ausgerodeten Buchenwäldungen bewachsen war, bloß eine einfache Kapelle. Da sahen, so heißt es, eines Nachts die Bewohner der nahen Stadt Leschnitz eine Schar Franziskanermönche mit brennenden Fackeln oben um den Berg in Prozession herumwandeln. Sie werden bei unserem morgigen Besuche dieses sagenhafte Ereignis auf einem Bilde hinter dem Hochaltar in der Kirche dargestellt sehen: freilich, auf ein Kunstwerk dürfen Sie sich nicht gefaßt machen, jedoch in einer der sechsunddreißig Kalvarien-Kapellen werden mehrere Gemälde von genialer Komposition und Vollendung Sie interessieren. Auf einem zweiten Bilde, ebenfalls hinter dem Hochaltar, erblickt man, wie der derzeitige Älteste des mächtigen reichsgräflichen Geschlechtes Gajchin, welches früher fast das gesamte Oberschlesien beherrschte, dem Orden ein Kloster und viele Kapellen hat bauen lassen, die er demselben durch eine Urkunde übergibt. Man schrieb das Jahr 1663. Indessen schenkte er den frommen Brüdern den Grund und Boden nicht mit, sondern nur seine Nutznießung für die Dauer des Bestehens des Klosters. Im Laufe der Jahrhunderte sank die edle Familie derer von Gajchin; es war ein freigebiger, hochherziger, aber auch ein wilder, zügelloser Stamm. 'Leben und leben lassen' und 'après nous le déluge,' ich wüßte keine bezeichnenderen Wahlprüche. Eine Besizung nach der andern geriet in fremde Hände, endlich auch das Gut Zyrowa, welches ein reicher Jude kaufte. Der letzte männliche Sproß der Gajchin starb vor wenigen Jahren; so ist denn dies Riesengeschlecht, welches in unsere zahmen Zeiten nicht hineinpaßt, nicht mehr. Keine menschliche Seele dachte aber an jene Klausel des Stifter's, betreffend Grund und Boden, bis der neue Eigentümer dieselbe auffand. Was er bisher des Klosters wegen nicht gefonnt, die Steine des großartigen Basaltfegels in Angriff nehmen und Geld daraus schlagen, das geschah jetzt. Ein gegen ihn angestrenzter Prozeß wurde zu seinen Gunsten entschieden. Jedoch darf er nicht weiter als fünfzehn Fuß von der Mauer des Klosters selbst den Basaltbruch ausnutzen. In dem alten Kodizill steht nämlich der Passus also formuliert: Grund und Boden gehören dem Kloster und die Steine dem Dominium bis auf eine Entfernung von fünfzehn Fuß vom Fundament ab." „Man scheint an einem Punkte schon so weit vorritten zu sein,“ bemerkte ich.

„Zarwohl. Einst werden wir vielleicht von hier aus das Kloster wie auf einem Stöckerchemel unnahbar thronen sehen.“

Die Gräfin gab der Unterhaltung eine andere Richtung. „Ich bin begierig, wie Ihnen die ganze Anlage und der innere Schmuck des

Klosters gefallen wird. Sie werden manches finden, was Sie dort nicht vermuten, viel Seltenes und Merkwürdiges; es ist ein Prachtbau und nicht genug zu bedauern, daß die Räume leer und verlassen dastehen. Trotzdem hoffe ich, daß Sie morgen keinen unsympathischen Eindruck davon empfangen. Ist doch St. Annaberg das einzige Stück Romantik und Poesie in Oberschlesien. Wir waren kürzlich oben und sahen zum erstenmal die unter dem Hochaltar befindliche Gruft, welche seit zwanzig Jahren keines Fremden Fuß betreten haben soll. Auch die müssen Sie sehen. Es ist entsetzlich und erschütternd, dort in dem engen, dumpfen Raume zwei Frauen, die Heldinnen je eines düstern Dramas, in ihren offenen Särgen zu erblicken. Keines Trauerspiels Ende hat mich in meinem ganzen Leben so erregt, wie der Anblick dieser stummen Zeugen, welche nach einem schweren, verhängnisvollen Dasein hier zuletzt die heißersehnte Ruhe gefunden haben.“

Sie schauderte leise zusammen. War es der Nachtwind, welcher jetzt kühl durch die Baumwipfel wehte, oder war es wehmüthige Erinnerung an das, was ihr Auge in der unterirdischen Gruft geschaut hatte?

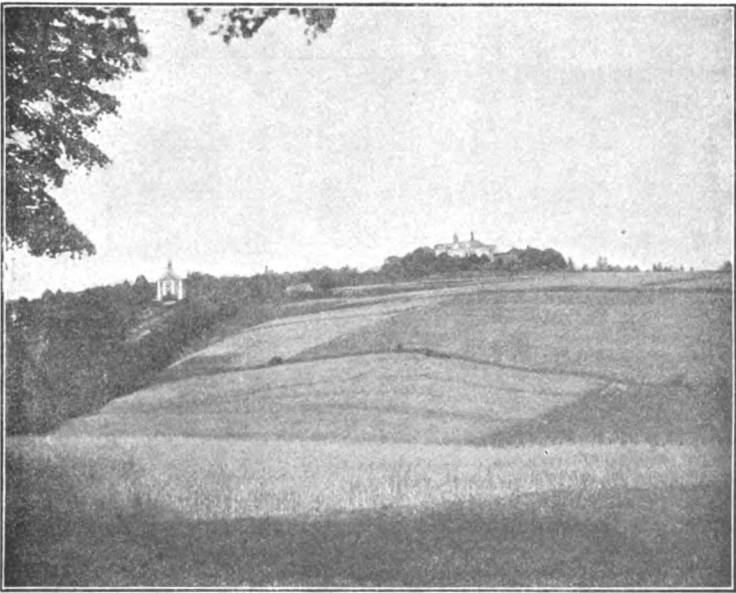
Ich sah von meinem Zimmer, das nach der Seite des Annaberges zu lag, noch lange träumerisch aus dem Fenster. Der Mond verbarg sich bald hinter Wolkenjchleiern, bald schien sein Silberlicht gerade auf die Stelle, wo der Felsen gebrochen und die Umfassungsmauer eingestürzt war. Ich dachte, in Gedanken verjunken, an alles, was ich gesehen und gehört hatte. Das Bild, welches ich mir ausmalte, wurde mehr und mehr eigentümlich und ernst. Als ich endlich zu Bette ging, sang in den Zweigen einer Linde die Nachtigall ihr Lied. Es klang immer schwächer und schwächer. Ich schlief allmählich ein und träumte, wie flöte noch eine leise Melodie zu den Worten:

Schon drängt der Epheu sich in alle Spalten,
In alle Fugen; horch, da bröckelt's wieder;
Ein Steinchen rieselt, wieder eines nieder.
Wie lang, ihr Mauern, werdet ihr noch halten?

II.

Als ich frühmorgens erwachte und mich anleidete, kamen mir die Erlebnisse und Gespräche des gestrigen Tages wie ein Traum vor. Als aber der Graf in mein Zimmer trat, mich zu wecken, und lachend fragte, ob vielleicht die beiden Frauen im Grabgewölbe mich nicht gehörig hätten auschlafen lassen, weil ich so zeitig von selbst auf den Beinen wäre, fand sich meine natürliche Laune bald wieder ein. Dazu strahlte die Maisonnette freundlich ins Gemach, und das Kloster hob sich

gegen den blauen Himmel stolz und erhaben ab. Das Frühstück, der Ungarwein, die Liebenswürdigkeit der Hausherrin, der Humor ihres Gemahls, ein Besuch in den Ställen, auf den Feldern und am schilfreichen Teiche — wie im Fluge war die Mittagszeit gekommen. Eine gute Stunde später fuhr der Wagen vor, und Stanislaus begann mit der Peitsche Knallübungen. Er sollte nicht lange seine Virtuosität zeigen. Nach einer Weile zog bereits die Landschaft an uns vorüber. Unsere Unterhaltung, zuerst sehr lebhaft, wurde stiller, als die Bergfahrt anging. Viele der Kalvarien-Kapellen lagen schon hinter unserm Rücken. Sie sind zum Teil in einem halb rotzofartigen Stil aufgebaut und



mit Inschriften und adeligen Wappen versehen. In den meisten von ihnen ruhen Mitglieder des Geschlechts derer von Gaschin, so in jener, über deren Eingang ein edler Sprößling in aufrechter Haltung in Stein gemeißelt ist. Auch die Kapelle „zum dritten Falle Christi“ hat ihre Geschichte. Sie ist zum hundertjährigen Kalvarien-Jubiläum 1864 gegründet durch die Gaben von Tausenden von Pilgern, welche zugleich, infolge eines allgemeinen Ablasses, sämtliche Bausteine aus einem entfernten Steinbruche auf ihren Schultern hinaufgetragen hatten.

Bei einer der stattlichsten Kapellen ließ der Graf halten. Wir stiegen vom Wagen. „Spanne die Pferde im Gasthof aus,“ befahl er dem Kutscher, „und komm’ uns in das Kloster nach!“

„Dies ist die sogenannte Gaschinsche Gruft,“ unterrichtete mich die Gräfin. „Hier werden Sie ein wirklich künstlerisches Gemälde bewundern können.“ Die Tür stand weit offen. Wir traten ein. Beim Schall unserer Schritte über das Steinpflaster kam ein hochbetagter Mann hinter einer Säule hervor. Sein Antlitz strahlte vor Freude, als er meine Begleiter erkannte. Er war, so erfuhr ich später, eins der ältesten Gemeindemitglieder des Marktfleckens Annaberg; seine Familie hatte schon länger als hundert Jahre die Kapellen bewacht. Er schien mit irgend einer Ausbesserung oder Reinigung beschäftigt gewesen zu sein.

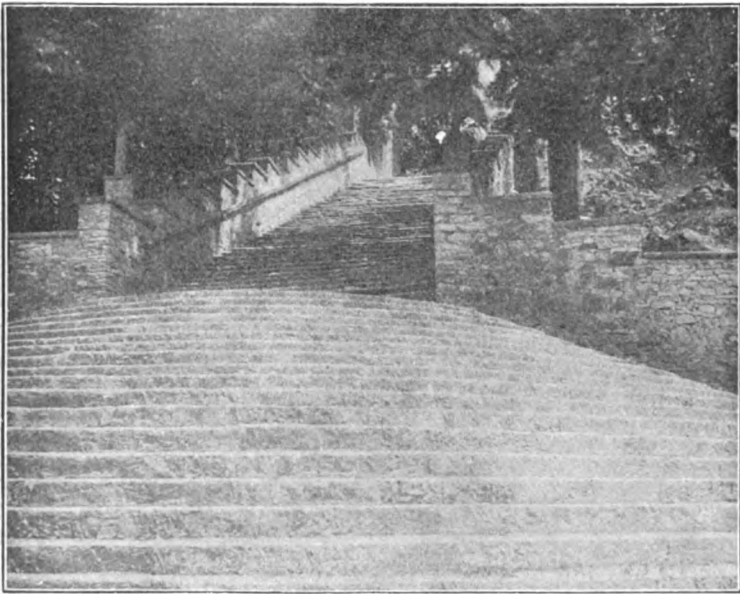
„Daß Dich nicht stören, Alter,“ rief der Graf, welcher mit uns an die Rückwand des durch einen Säulenbogen in zwei Teile getrennten Mausoleums getreten war. Dort hingen drei große Altarbilder. Ich wurde auf das äußerste zur Rechten aufmerksam gemacht. Es stellte die Kreuzigung Christi dar und war in der That vorzüglich gemalt; ein Monogramm des Künstlers konnte ich nicht entdecken. Im Vordergrund, zu Füßen des noch auf dem Erdboden liegenden Kreuzes, kniet ein blauäugiger, blondlockiger Knabe, der sein schönes, unschuldigcs Kindergesicht dem Beschauer zuwendet, während seine Hand einem der Römischen Kriegsknechte einen Nagel hinreicht, um damit den Leichnam des Heilandes ans Holz zu heften.

„Es ist dies ein Jugend-Porträt des Grafen Amand Gaschin,“ belehrte mich meine Gefährtin. „In einer ernstcn Stunde, vielleicht in einer Umwandlung von Reue über sein wildes Leben, hat er sich selbst zur Buße abmalen lassen, und zwar in solcher Gestalt und Lage, um zu bezeugen, nicht nur daß auch er ein Sünder sei, sondern, daß er von klein auf, bildlich aufgefaßt, seinen Erlöser kreuzigte. Kurz nach Vollendung des Gemäldes starb der Besteller, und man hing es hier auf — hier,“ wiederholte sie und wies auf eins der an den beiden Pfeilern befindlichen lebensgroßen Bildnisse hin — „hier, wo derselbe in voller Mannesraft und Blüte dargestellt ist. Nicht wahr, eine hünenhafte Figur, das vornehme Lächeln auf den Lippen, der übermütige Blick in den Feueraugen?! Ach, ein jedes währt nur seine Zeit! Ein paar Schritte entfernt, dort, schlägt er bis zum jüngsten Tage.“

Ich sah hin. Da stand unter der Erde ein kupferner Sarg, den ein offenes, glattes Metallgitter überdeckte. Ich konnte sogar auf dem von einem Totenschädel überragten Sarkophag die Daten lesen: 1726 und 1796 — Geburts- und Sterbejahr. Es war erschütternd. Das reine, feinsche Kindergesicht, der trogig lächelnde Mann, der kahle, grinsende Totenkopf — ein ganzes Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe in seinen drei Hauptmomenten. Welche Entwicklungs-

stufen dazwischen gelegen haben mögen, wie viel Freude und Schmerz, Lust und Leid, Schuld und Sühne?

Ernst gestimmt verließen wir diesen stillen Raum. Dröhnend schlug der Alte das Tor zu, verschloß es und folgte uns ins Freie. Wie traumbefangen stiegen wir die steinernen Stufen der Freitreppe zum Kloster empor. Ein scharfes Ziehen an der Pfortnerglocke, deren Klang durch die Korridore unheimlich schallte, rief einen Greis herbei, welcher sich nur mühsam an einem Krückstock aufrecht hielt. Er schien uns nicht zu erkennen. Als ihm aber unser Führer den Namen ins Ohr rief, nickte er mit seinem kahlen Haupte und öffnete.

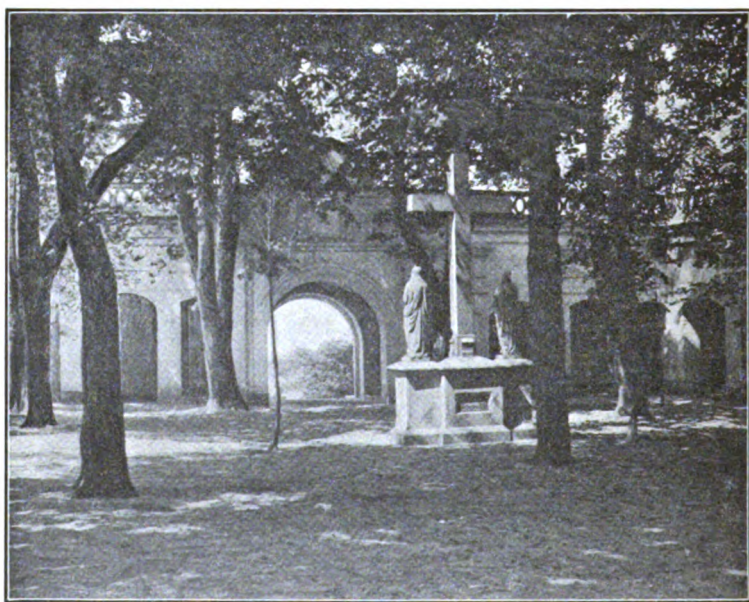


Wir traten durch den gewölbten Torbogen. Ein kalter quadratischer Vorhof, von hohen Mauern umschlossen, nahm uns auf. Düstere Kastanien und einige grüne Linden beschatteten ihn so vollständig, daß das Tageslicht kaum durch die Wipfel dringen konnte, sondern ein dämmeriges, geheimnisvolles Hellbunkel uns umfing. Auf drei Seiten lief ein gewölbter Kreuzweg entlang, in dessen Nischen die Leiden Christi plastisch abgebildet waren. An den Wänden standen überall eichene Betstühle; unter dem Steinpflaster schienen sich Grüste zu befinden, denn hier und da entdeckte mein Auge eine alte Inschrift. Offenbar wurden jene nicht mehr benutzt. Die Tür zum unterirdischen Eingange war vermauert und Moos darüber gewachsen, jedoch, da die Steine anders geschichtet lagen, noch deutlich erkennbar.

„Wer wurde hier begraben?“

„Die Bewohner von St. Annaberg; jetzt auf der entgegengesetzten Seite der Klosterkirche,“ erklärte der Alte. „Platz ist freilich noch genug. Es hängt so zusammen. 1820 kam der damalige Regierungspräsident herauf und besah auch diesen ‚Paradieshof‘. Da soll eine große Fliege den Herrn gestochen und er die Blattern bekommen haben. Was nun? Die Fliege habe den giftigen Ansteckungsstoff der Leichname übertragen, sagten die Ärzte; seit dieser Zeit durfte niemand hier mehr bestattet werden.“

„In der Tat,“ nahm die Gräfin das Wort, „hier hat jeder Fleck



feine Geschichte. Haben Sie schon in der Mitte des Hofes das Marmorbild betrachtet?“

Ich bemerkte es erst jetzt. Ein schönes, weißes Marmorbild des gekreuzigten Heilandes erhob sich dort, vom dunkeln Laubdach der Kastanien überwölbt, durch deren Äste goldene Sonnenstrahlen fielen und mich noch zwei Figuren, die trauernde Maria und den heiligen Johannes, in eigentümlich verklärter Beleuchtung erkennen ließen.

„Lange stand hier nur ein einfaches, hölzernes Kreuz,“ sagte meine Begleiterin; „an dessen Stelle hat ein reicher Pilger dieses köstliche Monument verehrt; und just an demselben Tage, zu derselben Stunde, um Mittag, als die Patres es feierlich einweihten, starb in der Ferne der fromme Stifter.“

„Eine seltsame Fügung,“ dachte ich bei mir, während wir in das eigentliche Kloster traten. Es herrschte ernster Friede in den öden Hallen. Zu beiden Seiten längs den Mauern waren Betstühle, darüber altertümliche Bilder, unter anderen ein wunderbarer Totentanz, Inschriften in Lateinischer und Polnischer Sprache; in den Nischen waren Bildsäulen der verschiedensten Heiligen und früherer Äbte angebracht. Wie viele Pilger mögen hier im Laufe der Jahrhunderte zum Gebete gekniet und ihrer Andacht obgelegen haben, zu einer Zeit, wo noch tausend und abertausend Gläubige heraufwallfahrreten, Welch andere Physiognomie trugen damals diese verlassenen Kreuzgänge! Könnten die Steine reden, in welchen Kelch tiefster und wahrhaftigster Überzeugung und Religiosität, Reue und Buße, Schuld und Sühne würde man blicken, aber auch in welchen Abgrund von Hoffart, eitler Frömmerei und lasterhafter Verworfenheit! Und jetzt — kein Hauch des Lebens. Schal und totenähnlich sahen die Denkmale einstiger Pracht und Siegesgewißheit auf uns. Wiebarer Spott und Hohn schien mir der an den Wänden und über den Türen in großen, schwarzen Buchstaben auf weißen Tafeln geschriebene Mahnruf: *Silentium!*

Bedachtjam und leise wandelten wir umher, als fürchteten wir, das geweihte Schweigen des Grabes zu unterbrechen, vorüber an dem umfangreichen Refektorium mit seinem antiken, gewaltigen Kachelofen, vorüber an der daranstoßenden Küche, aus welcher durch eine Öffnung in der Mauer das Essen in den Speisesaal hineingeschoben ward, vorüber an den nackten, bescheidenen Zellen, die nur ein hartes Bett, einen Tisch und Stuhl und ein Kreuzifix als Ausstattung hatten — alles so kahl, so nüchtern, so ganz unwirtlich. Endlich stiegen wir eine Treppenschucht hinunter, auf ebendenselben Stufen, auf denen weiland die Franziskaner in die Kirche gingen. Diese hatten hinter dem Hochaltar, den Augen der Gemeinde verborgen, im Chor ihre Plätze; kleine, eichene Betpulte nebst Sitzen in einem Halbkreise. Darüber hingen an den getäfelten Holzwänden die Porträts der zwölf Apostel. Vor den Beichtstühlen pfliegten die Laienbrüder auf Bänken zu sitzen. Auf der andern Seite vor dem Hochaltar befindet sich der Eingang in die Gruft, wo viele Patres und Angehörige des Stifters begraben liegen. Zwanzig Jahre sind verflossen, seit der letzte Mönch beigeseht wurde; seitdem, heißt es, wäre die Gruft nicht wieder geöffnet worden.

Wir trafen dort Stanislaus, welcher schon damit beschäftigt war, aus der schweren Eichenbohle die zwei hinteren eisernen Schrauben ganz herauszuziehen, dann um die beiden halb abgelösten vorderen ein starkes Tau zu schlingen und dazwischen oder darunter einen Hebelbalken zu schieben. „Früher“, so erzählte der Alte, indem er mehrere Kerzen an-

zündete, „bestattete man die Brüder da unten sehr eigentümlich. Man legte den Leichnam in keinen Sarg, sondern schnallte ihn auf ein Brett und stellte ihn so in Reihe und Glied mit den anderen auf. Ein schrecklicher Anblick, die starren Körper in dieser Weise ausgestreckt zu sehen auf einem bloßen Stück Holz, um Hals und Füße einen Riemen. Sie erhielten sich lange; der Verwesungsprozeß machte bei ihnen sein Recht nicht geltend. Die Gruft mit ihrer eisigen Temperatur schien die leibliche Hülle zu konservieren, und dennoch ist von den frommen Brüdern jetzt nichts mehr vorhanden. Die Patres ließen bei ihrem unfreiwilligen Fortzuge dieselben wegnehmen. Es sind nur noch die Leichname einer ziemlichen Anzahl von Gemeindemitgliedern und Verwandten aus dem Geschlechte derer von Gaschin, sowie zweier Frauen dort und der eines einzigen Franziskaners.“

Die Gräfin hatte bei den letzten Worten ihrem Gatten zugestüstert: „„Kommt mir in den Klostergarten nach; ich kann es nicht über mich gewinnen, die Gruft noch einmal zu sehen.““ Sie verließ uns, während wir eine Kerze in die Hand nahmen und Stanislaus unter Beihilfe des Alten die schwere Eichenbohle vollends gehoben und beiseite gelegt hatte. Eine kalte, dumpfe Luft wehte uns entgegen und drohte unsere Lichter auszublazen, derweil die über dem unterirdischen Eingange hangende ewige Lampe unsicher brannte. Nun ging's die enge, modrige Treppe hinab auf kleinen, mit Asche bedeckten Stufen.

Wir waren unten in einer ganz andern Welt. Zur Rechten und zur Linken standen hölzerne Säрге aufgeschichtet, kleine und große, aus älterer und neuerer Zeit, etliche schwarz und weiß bemalt, am Fußende mit einem Totenkopfe und der Jahreszahl 1697. Der Deckel lag meistens lose auf oder existierte überhaupt nicht mehr.

Plötzlich flackerten die trübe brennenden Kerzen heller; ein Windhauch zog durch ein Gitterfensterchen. Vor uns stand ein offener Sarg, darin ruhte ein junges Weib. Das zarte Antlitz, die feinen Hände, der schlanke Leib trugen das Gepräge einer Mumie; langes, blondes Haar umrahmte den Kopf, und — was war das? blickte nicht unten aus dem Saume des Seidentkleides, das, würde man es berühren, sogleich zu Staub zerfiel, ein zierlicher, weißer Atlasschuh hervor? Ja, dieser Zeuge einer ehemals glänzenden Zeit, wo die Trägerin in Jugend und Schöne lebte, und ihr heißes Herz liebte, ist erhalten, sie selbst aber, vielleicht die Wonne und das Entzücken ihrer Zeitgenossen, vertrocknet und vermodert.

„Auch diese junge Tote,“ flüsterte der Alte, „gehörte zur Familie des Stifters. Es heiratete sie einer der wildesten Grafen Gaschin. Sie hatte als blendende Schönheit Gnade vor seinen Augen gefunden: in dessen starb sie schon im Alter von achtzehn Jahren.“

In wenigen Worten wald) eine ergreifende Predigt!

Wir kamen jezt an eine durch eine feltjam verfnörkelte eiferne Gittertür verfnloffene Nifche, wo lauter Häkchen eingefchlagen waren.

„An diefen Nägeln hing man“, fo erklärte unfer Führer, „die Herzen der Mönche auf, auch diejenigen reicher, in der Ferne verftorbener Katholiken, welche in ihrem Testament beftimmt hatten, daß ihr Herz in einer Kapsel nach St. Anna gefchickt und dort in der Gruft beftattet werden follte. Da war denn oft eine ganze Schar folcher Herzen beisammen, bis fie zu Afche wurden und kein Atom mehr von ihnen nachblieb.“

Mein Freund zog mich fo unruhig rafch weiter, daß unfere Lichter zu verlöfchen drohten. Plözlich hielt er inne. Da ftand ein zweiter offener Sarg, der eine bleiche und edle Frauengeftalt barg. Als wir die Herzen hoben und ihr Schein auf das weiße Angeficht fiel, kam es mir vor, als bedede eine fanfte Röte die eingefallenen Marmorwangen. Diefe ariftokratische Nafe, diefer kleine Mund, die Oberlippe zaghaft geöffnet, als dränge darüber ein kurzes, fiegesfrohes und doch bitterlich wehmütiges Abfchiedswort, diefer klassifche Kopf von fchwarzer Haube umrahmt, — nie jah ich etwas gleich Rührendes und Schauriges. Die ganze Figur war mit einem dunkelvioletten Büßergewande bekleidet. Die knöchernen, alabafternen Finger umklammerten ein aufgefchlagenes Polnifches Gebetbuch. Die Erfcheinung machte den Eindruck einer foeben fanft Entfchlafenen. Und doch foll die Tote fchon über fünfzig Jahre hier liegen, nicht einbalsamiert und trotzdem vollftändig wohl erhalten. Wer in das charakteriftifche, verklärte Dulderantlig blickt, glaubt eine förmliche Gefchichte langen, namenlofen Leides zu lefen.

„Ja, ihr Leben glich einem düftern, abenteuerlichen Roman“, flüfterte der Alte. „Die Tote war eine Fürftin Sapieha. Allein unter diefem, ihrem wirklichen Namen kannten fie nur wenige; das Volk nannte fie die Einfiedlerin oder auch die heilige Petronella. Sie lebte wie eine wahre Heilige; fchwer hat fie für eine fündhafte Verirrung in ihrer Jugend büßen müffen. Soll ich die kurze, traurige Gefchichte hier erzählen? Als Tochter des Ruftifchen Fürften Sapieha lernte fie im Feldzuge Napoleons nach Rußland einen bürgerlichen Kapitän kennen und lieben. Ihr adelstolzer Vater wollte nichts von einer Verbindung mit einem Plebejer wiffen und verftieß fein eigenes Kind, da es von dem Manne ihres Herzens nicht laffen wollte und nicht mehr — konnte. So zog fie denn in Manneftocht mit dem Heere. Ihr Gefchlecht ward erft entdeckt, als fie einem Söhnchen das Leben fchenkte. Zu derfelben Zeit fiel der Vater des Knaben in der Schlacht an der Beresina. Der Fürft, welcher endlich die Spur der Entflohenen gefunden hatte, nahm

seinen Enkel an sich; seine einzige Tochter, die Mutter des Säuglings, stieß er lieblos zurück und überließ sie in einer vom Kriege heimgesuchten Gegend mitten im rauhen Winter hilflos sich selbst. Tagaus, tagein pilgerte die Unglückliche durch die weite, fremde Welt, von den schmerzlichsten Gedanken gepeinigt: ihr Gatte gefallen, ihr Kind geraubt, ihr Vater für sie tot; sie konnte keine menschliche Seele Freund nennen. So kam sie eines Abends müde nach Oberschlesien und an den St. Anna-berg. Da gelobte sie, falls dort oben ein Nonnenkloster sei, wolle sie den Schleier nehmen und als Schwester eintreten, wäre es aber ein Mönchkloster, nahebei eine Hütte bauen und in Buße und Andacht ihr Leben beschließen. Und so geschah es. Gott schenkte ihr noch viele Jahre, die sie fromm, den irdischen Gedanken und weltlichen Wünschen entfremdet, zubrachte, von der Bevölkerung und allen Pilgern als Heilige verehrt. Nur wenn sie in der letzten Zeit bisweilen einen jungen Novizen sah, klopfte ihr das Herz, als erwache in ihr mit einem Mal wieder die stets gewaltjam unterdrückte Sehnsucht nach ihrem Sohne. Sie starb endlich und wurde hier beigesetzt, noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, vom nagenden Wurm verschont. Man fand unter ihren geringen Habseligkeiten einige Dokumente und Papiere über ihre hohe Abstammung, dazu einzelne Tagebuchblätter — eine jammervolle Leidensgeschichte: daß sie Mutter eines ihr entrißenen Sohnes sei, dem sie niemals ihr liebeheißes Herz habe öffnen, von dem sie niemals einen für so viel Trübsal entschädigenden Blick habe empfangen und das süße Wort „Mutter“ hören können.

Auch der Novize las die vergilbten Blätter. Er zitterte und stürzte plötzlich mit einem jähen, furchtbar gellenden Ausruf der Schmerz und der Wehmut „Meine Mutter!“ vom Schlage gerührt zu Boden. Man setzte ihn neben derjenigen bei, die ihm das Leben gab. Dort ruht der jugendliche Mönch.“

Ich blickte tief ergriffen hin. Dort stand ein schwarz und weiß bemalter Sarg, und darin lagen die Gebeine; von ehemaliger Wohlgestalt keine Spur. Die sich im Leben nicht gekannt, hatte der Tod vereint.

Mit einer Mischung von Trauer und Scheu warf ich einen letzten Blick auf dies rührende und schreckliche Bild. Nach wenigen Minuten waren wir wieder unter der ewigen Lampe in der mit großer Pracht überladenen Kirche, durch deren bunt bemalte Gläserneiben das Tageslicht siegreich hereinfiel. Bald darauf befanden wir uns im Klostergarten zur Seite der Gräfin, die unsere innere Bewegung wohl merkte. Sie wollte uns auf die Reize der zu unseren Füßen sich ausbreitenden Landschaft aufmerksam machen, auf die Wolken Dampfes ausspeienden Kalköfen, auf die im Hintergrunde auftauchenden Endeten mit dem

Altwater, allein immer und immer wieder trat die Erinnerung an das, was ich kurz vorher gesehen hatte, dazwischen und noch jetzt, wo ich seit geraumer Zeit meinen liebenwürdigen Wirten und dem schönen Oberschlesien Lebewohl gesagt habe, glaube ich manchmal das Marmor Gesicht der unglücklichen Fürstin und Mutter zu sehen aus der Gruft des Klosters von St. Annaberg.

* * *

Vor fast dreißig Jahren, also noch zur Zeit des Kulturkampfes, entstand diese Skizze. Seitdem ist der Basaltkegel, auf welchem das Kloster thront, vor weiterer Verwüstung gesichert, da die Steinbrüche durch Kauf in den Besitz des Fürstbischofs zu Breslau übergingen; seitdem sind die Prozessionen wie früher in vollem Gange, besonders am 15. September, dem Kreuzerhöhungsfeste, und St. Annaberg gilt wieder als der berühmteste Wallfahrtsort Schlesiens.

Ein Alt-Münchener Mysterienspiel.



Weltberühmt geworden sind die weihewollen, von Bauern aufgeführten dramatischen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu Christi im Tale von Oberammergau; sie locken alle zehn Jahre zur Sommerzeit zahllose andächtige Zuschauer hin nach dem kleinen Bayerischen Gebirgsdorfe. Kein Wunder, daß eine reiche Literatur über das Ammergau-Passionsspiel und seine historische Vergangenheit ans Licht getreten ist und mit Recht auch das Interesse weiterer Kreise auf die älteren und ältesten religiösen Bühnenstücke im Bayernlande gelenkt hat.

Unter letzteren verdient ein mittelalterliches geistliches Drama, das zu München 1510 gedruckt und gegeben worden ist, unsere Aufmerksamkeit in hervorragendem Maße. Schon Franz von Paula Schrank wies in seinem Buche „Baiersche Reise“ (München 1786) auf dasselbe hin. Bei Beschreibung seines Besuches in Benediktbeuern rühmt er die Bibliothek, das Werk von einer langen Reihe von Jahren, als vorzüglich dasjenige, was dem Kloster bei jedem Renner Ehre einbringen muß, und verzeichnet als Beiträge zu einer Bayerischen Buchdrucker-geschichte mehrere dort aufbewahrte Schriften, darunter zwei aus Schoberss Dffizin zu München hervorgegangene, nämlich: „Das Buch des heiligen Römischen Reichs Unterhaltung“ und

Got zu lob dem
 menschen zu
 besserung
 sind dise figur vnd
 Exempel vom ay=
 gen gericht vnd
 Sterbenden mēschē
 zu munichen ge
 haltē worden 1510

Am Schluß:

Die enndet sich das büchel von dem aygen gericht
des sterbenden menschen, mit Exempel vund figuren.
Gedruckt zu München von mayster hannssen schobs
ser Anno xc. im zehenden jare. Am freitag vor marie
Magdalene.

G. W. Zapf, der sechs Jahre vor Schrank gleichfalls Benedikt-
beuern besuchte, erwähnt in seinen „Literarischen Reisen“ (Neue Aus-
gabe Augsburg 1796) diesen alten Druck mit keiner Silbe, ebenso
wenig F. Christoph Freiherr von Aretin „Von den ältesten Denk-
mählern der Buchdruckerkunst in Baiern“ (München 1801). Der-
selbe Zapf zitiert jedoch später in seiner an den Hofrat und Bibliothekar
Ernst Theodor Langer zu Wolfenbüttel gerichteten Abhandlung „Von
einer höchst seltenen und noch unbekanntem Ausgabe der Ars Moriendi“
(Augsburg 1805) unter anderen Bearbeitungen dieses Stoffes „Ein
loblich vnd nutzbarlich buchlein von dem sterben . . . gedruckt tzu
leyptzig Im xcvi. Jahr“ und darauf die Münchener mit dem Zusatz:
„Ob diese Ausgabe zu den vorigen gehört, oder ob wenigstens der
Inhalt mit jenen übereinstimmt, vermag ich nicht zu entscheiden, da ich
diese Schrift niemals gesehen habe. Der sel. D. Panzer (Annalen 321)
beruft sich auf des Herrn Schrank's „Baiersche Reise“; da ich aber die-
selbe nicht bei der Hand habe, wo ohne Zweifel eine nähere Be-
schreibung davon zu finden, so kann ich auch nicht urtheilen.“

Das alte Münchener Spiel zeigt nun keinerlei derartige Anlehnung.

Ein Exemplar des sechsundvierzig Quartblätter starken, mit vielen
großen und kleinen Holzschnitten geschmückten Druckes fand ich vor nun
bald zwanzig Jahren in dem reichhaltigsten Büchermagazin nicht nur
Englands, sondern der Welt, dem British Museum zu London; es stammt
aus der bekannten Libri-Sammlung und steht in dem 1862 erschienenen
Catalogue of the reserved and choicest portion of The Libri Collection
beschrieben: A very curious German Mystery, in Verse, filled with
singular wood-engravings, some of which belong to more ancient
and probably xylographic editions of the Ars moriendi and Dance
of Death.

Ein zweites vollständiges Exemplar besitzt die Königliche Hof- und
Staats-Bibliothek zu München aus dem Kloster Tegernsee, ein drittes
The Huth Library, ebenfalls zu London. In dem Katalog vom
Jahre 1880 heißt es nach einer vorausgehenden Bemerkung bezüglich
der Holzschnittblätter: This rare volume is mentioned by Panzer;
but he was unable to give more than the bare title, and had evidently
never seen the book. By other bibliographers it seems to be quite

unnoticed. It is a miracle play in rhyming verse, and the dramatis personae comprise Almighty God, Christ, the Devil, Death, the Merchant, the Doctor &c.

Außer diesen Personen treten noch auf: Jungfrau Maria, ein Jüngling, geistliche Brüder, Engel, und vor allem der sterbende Mensch selbst und seine Seele in verschiedenen Gestalten und Stadien. Dazu der Vorläufer (Praecursor) zu Anfang der vier Abteilungen, in die das Ganze sich gliedert, und zum Beschluß.

Den losen Zusammenhang der einzelnen Szenen, welche sich bald im Himmel, bald auf Erden, bald in der Hölle abspielen, vermitteln und verknüpfen gewissermaßen der Kaufmann und Doktor, ersterer als Lernender, der andere als Lehrender: in ihnen verkörpert sich gleichsam das Laienpublikum als Zuschauer, der Kleriker als Dichter. Wie vom Hochaltar und der Kanzel aus, so sucht hier von der Bühne herab die katholische Geistlichkeit auf das Seelenheil der Gemeinde zu wirken, mit rhetorischem Schwung, in poetischer Sprache, so rührend als gewaltig, wenn auch oft unter zu predigtähnlichem Hinweis auf die Bibel und Kirchenväter, bei geringer dramatischer Lebendigkeit. Und doch wird sich kein gläubiges Gemüt dem ergreifenden Ernst des Stoffes, der eindringlichen, anschaulichen Mahnung *Memento mori* haben entziehen können; was hier an den Augen vorübergeht, in die Ohren klingt, das muß auch tief in Aller Herzen gedrungen sein.

Unser Stück steht offenbar in naher Verwandtschaft mit dem ebenfalls 1510 zu München agierten „Spil von dem jungsten Gericht“. Das Weltgericht, meistens nach Matthäus Kap. 25, Vers 31 folg., gab bekanntlich der christlichen Kunst das großartigste Sujet von Alters her, namentlich für Michelangelo, Memling, Lukas von Leiden, Rubens und, last not least, Cornelius. Jessen in seiner kunsthistorischen Untersuchung dieses Gegenstandes sagt: „Hier galt es, mit einem Rahmen Himmel und Erde, Lebendige und Tote, Seligkeit und Hölle zu umspannen, dazu die ganze Stufenleiter der Empfindungen, von selbstvergeffener Befeligung bis zum lauten Wahnsinn der Verzweiflung. Es ist das gewaltigste malerische Problem des Mittelalters und der Renaissance.“ Dann die Frage aufwerfend, wie die Literatur und Poesie der Folgezeit die Vorstellung des jüngsten Gerichtes dem bildenden Künstler überliefert habe, ob umgeformt oder in der biblischen Gestalt, betont er, daß deutlicher und augenfälliger, als die Lyrik, das christliche Drama dem Volke die heiligen Geschichten vortrug, daß nach Zweck und Mittel Bühne und Bild eng verwandt waren; zumal die Hölle nahm auch im Weltgericht mit ihren Martern breiten Raum ein, wie sie sich früh auf er Bühne des Mittelalters eingebürgert hatte.

Dies läßt sich voll und ganz auf die Darstellungen der letzten Augenblicke des Menschen anwenden. Hoffentlich finden die Dramen von der Todesstunde und vom jüngsten Tage, wie die zahlreicheren Weihnachts- und Osterspiele, bei der regen Forschung auf diesem Gebiete bald eine zusammenfassende und vergleichende wissenschaftliche Beleuchtung. Unter den Deutschen Bearbeitungen des Stoffes, wie Gott über die Guten und Bösen urteilt, wie man soll sterben lernen, und wie ein unbereiter Tod beschaffen, von dem Streit zwischen Leib und Seele, von der Pein im Fegefeuer, steht die Münchener als eine der ältesten, eindringlichsten, poetisch vorzüglichsten obenan.

Das Stück ist im Jahre 1510 zu München „gehalten“, also wirklich aufgeführt. Der „erst precursor oder vorlauffer“*) erklärt den Eingang:

Hört vnd merckt auf jr Christen gut
 schließt auf eur hercz sinn vnd auch mut
 Betracht was vns zukünfftig ist fürwar
 in der betriebten welt sicht man vor augen klar
 Das wir alle sterben müssen vnd sterblich sind
 als man Genesis am andern Capitel geschriben find
 Es bedarff nit vil bewärung man kans nit laugen
 wir sehens stäts vor vns mit vnsern augen
 Die wehl dann der tod ist so graussam als man list
 vnd nichts gewisers dann der tod auf erdtrich ist
 Vnd nichts vngewisers dann des todes stund
 so wirt vns diese figur ain wenig machen kund
 Von dreyerlay sterbenden menschen zwar
 Hyerumb so bitt wir herren, mann vnd frawen
 vnd alle so vns zu thund schawen
 Ir wöllent schweygen mit stillem mut
 ains mit dem andern nemen für gut.

und, so heißt es weiter, gleich den Bienen das Beste aus den Blumen saugen, damit es zu süßem Honig werde, zum Heil der Seele, wenn diese vom Leibe scheiden müsse; Gott erfahre alle Gedanken und Werke des Menschen, die rechten und schlechten, von den Engeln und vom Teufel. Der Prolog schließt mit der Mahnung:

vernembt den jin
 So werdt jr hören die anklagung
 vnd auch darzu die fürbittung
 So maria thut vnd auch jr kind
 darumb so merckendt auf geschwind
 Vnd nemendt das zu herczen eben
 dardurch gepeffert werd ewer leben.

*) Die altertümliche Schreibweise behalte ich hier im ganzen bei, nur die Abkürzungen werden aufgelöst, kleine Inkonsequenzen (vn, vnd, vnuud u. s. w.) ausgeglichen. Interpunction ist spärlich.



Wir sehen Gott Vater auf seinem Throne, ihm zur Rechten Christus, zur Linken Maria, zu Füßen knieen Andächtige. Satan naht und verflucht den Menschen: er habe auf seiner Wanderung durch die Erde nur Hoffart und Übermut entdeckt, Wucher, Wollust, Lästerung des Höchsten Namens bei Herren, Pfaffen und Laien; er, Satan, sei sündenhalber aus dem Himmelreich gestoßen, Adam aus dem Paradiese, die jetzige Welt werde nicht mehr gestraft. Da Gott solche Laster klar erkennt, droht er mit grausamen Plagen:

Ich wird ausziehen das schwert der gerechtigkeit
vnd die welt hertzlich straffen vmb jr bosheit
Pestilenz, hunger, plattern vnd krieg
vnd alles übel ich in zu sieg
Mich rewet das ich den menschen erschaffen hab
seyd er von sünden nit wil lassen ab.

Drob erschrickt das menschliche Geschlecht und fleht zur heiligen Jungfrau:

O Maria raine vnd keusche mayd
du bist ain mutter der barmherzigkayt
Wir arme kinder Gue fliehen zu dir
vnd rieffen dich an auß herczlicher begir
Kum zu hilff den trostlosen armen
als Augustinus sagt thu dich erbarmen
Erquid die wainenden im zäher tal
ste für die priesterschaft liberal
Das alle die dich anriessen drat
empfinden deiner hilff vnd gnad
Wend ab den zoren gottes nun
vnd bitt für vns deinn liebsten sun
Das er sein wunden für vns zaug.

Sie verspricht tröstend Hilfe:

Hab hoffnung in die hilffe mein
ich wil dein trewe fürsprecherin sein
Gegen meinem kind, er mag mir nichts versagen
was ich in bitt in disen tagen
So mag der vatter dem sun verzeihen nicht
wann er sein verwundte sehten ansicht.

Fürbittend neigt Maria sich zu Jesus:

sich an die prüft die du in deiner kindhait
Gesogen hast mit demütikalit groß
biß bereit zu pitten für den sündler plos
Deym vater, von dem du in ewigkeit bist geporen
daß er ablaß von seinem zoren
So er wider den sündler hat
auf besserung so erwirb in gnad

Sag deym vater die wunden dein
damit du den sündler hast erlöst auß pein
Vnd so du jm dein marter groß hast klagt
fürwar er dir kein pet versagt.

Der Heiland tut dies, auf daß seine Leiden für die sündige Menschheit nicht umsonst gewesen. Gott Vater kann seinem einigen Sohn unmöglich etwas versagen, da er gleich ihm ewiger Gott und beider Gewalt eins samt dem heiligen Geist; so will er verzeihen, mit Gnaden beistehen, helfen aus aller Not, segnen für und für und nach diesem elenden irdischen Leben ein himmlisches zu Erbe geben dem, der sich reuig bekehrt und seine Gebote hält; doch wer unbußfertig seine Stimme nicht höre, für den werde die Benedeiung zur Maledeiuung. Mit Marias Verkündigung dieser frohen Botschaft an die „werte Christenheit“ endet die erste Szene.

Wir werden jetzt auf die Erde versetzt. „Der ander precursor erclärt den eingang des kauffmans vnd des geleerten“:

Hört zu was hezund volgt hernach,
ain kauffman der mit weltlicher sach
Sich neren thut mit seinem handl'
darin merck ain yeder seinen wandl'
Wie er sein narung vnd gwinnt treyb
das er darin vnstraffper bleyb
Vnd gotes zorn müg empfliehen
sein leben zu guten tugendt ziehen
Als diser kauffman hat gethan
der begeret rat als ich verstan.
Wie er gerechtiglich müg leben
vnd gotes zorn empflieth, merckt eben.
Dann kompt ain doctor vnd gibt jm ler
Das er sich von allem übel befer
Vnd betracht seinn tod vnd letstes end
die zwen werden haben vil Argumendt
Vil sprüch der lerer auß der geschriff
das als den sterbenden menschen antrifft
Darumb merckt auff, lernent wol sterben
dardurch mügt jr die ewigen freud erwerben
Das ist die größt kunst glaubt sicherlich
die wir mügen lernen hye auf erdtrich.

Unter Verujung auf die Bibel, auf St. Hieronymus, Augustin, Gregor, Bernhard und andere Kirchenväter belehrt der Doktor der Theologie den Kaufmann, der zuerst klagt:

O lieber herr das ist ain schwär gericht
Sol ich allzeit an den tod gedenden
vnd in allen meinen werken daruon nit wenden
Wie ist mir das zu verpringen müglich

die weyl ich in der welt muß sein stätiglich
Vnd meinem handl' vnd narung nachgeen
damit ich in der welt mit eren müg besteen
Auch mein weib vnd kind mit eren hin müg pringen.

Er solle nur Gott vertrauen, der werde ihm helfen bei seiner Arbeit,
hört er zu seinem Troste, nicht also brauche er jederzeit an den Tod
zu denken, sondern wenn sein eigen Fleisch ihn zur Sünde reizt oder
die böse Welt

Oder der teuffel mit seinem falschen list
dann so gedend eben das du sterblich bist.



Wie er die letzte Zeit fleißig betrachten solle? Darauf antwortet der
Gelehrte:

Erfrag dich in dem gewissen dein
ob die sey lauter vnd auch rein
O wie hat die welt souil menschen betrogen
was sy gehaißt das ist erlogen
Eilichen verhaißt sy langes leben
damit syß betriegem wil, merck eben
Eilichen kurz leben das sy verzagen
so thut uns Bernhardus sagen
Das wir an vier ding sollen gedenden
die vns an vnserm leisten frenden

An den tod wann nichts jämmerlichs ist
auch an das segneur wann nichts greulichs ist
An das jung gericht, wann nichts ist erschrodenlicher
vnd an die hell, wann nichts nit ist vnleydlicher.

Selig und schön sei des Gerechten Abscheiden, schrecklich das des Schlechten, der die Welt unmäßig liebe, bei der Trennung von Leib und Seele. Eine Figur, ein Ebenbild möge zeigen, wie der Tod mit solchem verfare.

Ein junger Gefelle in vornehmer Tracht, die Verkörperung der leichtsinnigen Jugend und Kraft, die bloß Wollust und Wohlleben kennt,



fragt das auf ihn zuschreitende Sfelett mit dem Stundenglas, wer es sei:

Wer pistu in sollicher graussamer figur
dich scheucht vnd fleucht all creatur
Ob deiner graussamlichen gstalt
erschricen frawen, mann jung vnd alt
Wer dir so großen gwalt het geben weist ich gern
in der welt so wolt wir dein gar wol empern.

Der Tod erwidert ihm:

O junger gsell du fragst auß stolzem mut
vnsern gwalt haben wir von dem höchsten gut
Du fragst vns wer wir sein, das sag wir dir
wir sein etwas, vnd doch nichts gelaub du mir

Vnd deshalb seyen wir gar nichts genandt
wann wir weder leben, wesen noch gestalt handt.
Wir sein ain geyst auch nit begreyflich
Vnd sein doch etwas, fürwar gar hainlich
Wir sein des lebens end, merck eben
alles das lebt wirt von vns beraubt feins leben
Wir tod ain gewaltiger herr auf erden groß
herr im lufft, im mör vnd in der hellen kloß.

Es entspinnt sich Rede und Gegenrede. Den Nutzen, den der Sensesmann mit seiner Arbeit vollbringe, will der Jüngling nicht einsehen, gern dem Herrgott sein Himmelreich gönnen, wenn er nur der Welt Freuden genießen dürfe:

Ich bin noch jung vnd stark, darumb dich von mir fer
über dreyßig jar so will ich volgen deiner ler.



Der Jugend sich zu getrösten, sei Torheit; jede Minute könne er abgerufen, zur Rechenschaft gezogen werden, wegen aller Werke, Worte und Gedanken. Doch der Burische lacht:

Ey tod hör auf von sollichen schwennden
Du woltest mir geren anngst vnd forcht machen
ich volg dir gannz nichts in disen sachen.

Fernerem Ermahnungen zeigt sich der Lebenslustige taub; er empfinde noch keine Schmerzen, er wolle sich einen guten Mut schaffen und aller Wonne pflegen; so treibt er den Tod von dannen und lehrt sich auch von dem ihn ernst strafenden Doktor verächtlich ab:

Ey was sagt vnd predigt mir vor der psaff
Wainstu mich mit deinen worten zu betauben
vnd weltlicher freud damit berauben

Ich volg dir nit das sag ich dir fürwar
ich will mich der welt noch nyeten wenig jar
Mit schönen frauen vnd guten gesellen
nacht vnd tag wir schlemmen vnd prassen wöllen.

Da schleicht der Tod hinterrücks heran und schießt ihn jählings nieder:

Was hilfft dich nun dein stolze jugendt sein
ich hab dir abgeschossen das herze dein
Vmb dein verachtung vnd übermut
mustu ewig prinnen in helle glut.

Als bald schreit Satan zu Gott, diesen Menschen in seine Gewalt zu geben, was zum warnenden Exempel geschieht:

Das er hat alles veracht in übermut
darumb führt in mit leyb vnd seel in helle glut
Vnd strafft in mit aller grausamer pein.

Der Tod aber spricht zum Volke:

O mensch wie stolz du bist so wirstu gleich als ich
Wie kostlich vnd lustsam du dein leyb thust neren
so werden doch den die krotten vnd würm verzeren
Wirstu aber eben betrachten dise fart
so wirt nydergedruckt dein übermut vnd hoffart
Reyd vnd haß wirt außgetriben von dir
erlöschet wirt vnkeusch vnd vnzümlich begir
Verschmächt wirt übriger reychtumb vnd eytelkait
vnd würdest trachten nach ewiger sältigkait.
O das sich der Mensch selb erkennet mit fleiß
vnd eben fürjäch sein letstes end, so wär er weiß
Disen spruch lernet frauen vnde mann
auf diser erd nit pessers ich euch lernen kan.

Der dem erschütternden Vorgange zuschauende Kaufmann will den guten Rat beherzigen, nicht zeitlicher Freude fröhnen, nicht seines Todes und des ewigen Lebens vergessen. Damit ihm nicht unvorbereitet in Angst und Jammer sein Stündlein nahe, soll er nun auch die große Ansechtung und Not eines Sterbenden sehen:

So wirstu leicht allen sünden vnd übl' empfliehen
vnd dein gemüt von lastern zu tugend ziehen.

Wieder tritt der „Precursor“ auf:

Hört zu vnd merck mit ganzem fleiß
in welchem form maß vnd weuß
Der mensch in seiner letzten not
wirt angefochten biß in tod
So man die zukünfftigen grausamen ding oft betracht
so werden sy vns deßter leichter vnd träglicher geacht
Darumb ist allen Christen menschen nütz vnd gut

das sy jr seel versorgen mit aym rainen mit
 Vnd wol lernen sterben, die weyl sy seind gesund
 vnd das nit sparen zu des todes stund
 Dann zu den letzten zeyten werden vns sürgerwennt
 dye allerschwäriften ding

Wann die bösen geyst werden vmb vns fliegen
 gleich als die mügten das sy vns betriegen.
 Die weyl dann d'glaub ist ain gruntvest vnd fundament
 menschliches hailß besonder an vnserm letzten end
 So sicht der teufel alle Christen darin
 ob er sy möcht fieren auß der pan
 Vnd sy möcht pringen auff zweifels pfat
 darumb so merdend auff gar drat.

Der erste Teufel sicht jetzt den Sterbenden im Glauben an: es
 gebe viele Götter, Jesus sei ein Mensch gewesen wie alle, der Leib er-



stehe nicht wieder, mit ihm erlöschte auch die Seele, weder Himmel noch
 Hölle existiere; solche Fabeln hätten die alten Weiber erdacht, töricht
 schwaxten die Pfaffen und wider jede Vernunft. Der erste Bruder da-
 gegen warnt ihn vor solch teuflischem Lug und Trug, stärkt ihn im
 wahren Glauben, der die Heiligen groß gemacht und Wunder-
 kraft habe; darin möge er fest bleiben, damit ihm die Krone des Lebens,
 die Seligkeit, werde. Der Sterbende hat allzeit Gutes getan, so über-
 windet er die Versuchung und hält dem listigen Feinde das Kreuz vor,
 der endlich flieht. Gleich darauf folgt die Anfechtung mit geistlicher
 Hoffart, doch vergeblich. Nicht den seine Eitelkeit kigelnden Einflüste-
 rungen des Teufels leiht er sein Ohr, sondern dem treuen Räte des
 Bruders, hofft auf gelinde Pein im Fegesfeuer und erhält die Zusiche-

rung, daß, wer den Tod geduldig erleidet, dadurch seine Schuld bezahlt und mit Freuden zum Himmel einfährt; es sei ja der leibliche Tod dem Menschen als Instrument gegeben, mit demselben zur Erlangung des ewigen Lebens zu arbeiten, gleichwie der Handwerksmann mit seinem Werkzeug Geld verdienen und seine Schuld abtragen solle. Also befiehlt der Sterbende still seine Seele in des Herrn Hand; er hat die bösen Geister besiegt, die heulend vor dem vom Himmel hoch kommenden Engel entweichen und schreien:

Waffen ymmermer waffen
an disem menschen mügen wir nichts schaffen
Pfluch wir sein von jm überwunden
mit schanden fliehen wir zu disen stunden.



Der Engel trägt nun die Seele, „das ist ain klains knäblein“, zum Throne des Höchsten, der in Wolkenstrahlen sichtbar ist, während rechts fünf Figuren in Andacht und Anbetung versunken sind. Gott Vater empfängt sie mit dem Gruß:

Kumm her du allerliebste freundin mein
näher zu mir du liebster gspont so fein
Der wintter ist vezund vergangen
dye rosen der wollust sein aufgegangen
Kumm vom perg Libano, das ist vom jammertal
in disen wollust vnd kayserlichen sal
Nach deym verdienst soltu werden gefronet
vnd mit allem wollust vnd freuden belönet.

Das sieht und hört der Kaufmann, ihm geht das Herz auf, und er vernimmt auf die Frage, womit der Verstorbene solch seliges Ende

verdient habe, von dessen gutem Wandel, guten Werken, auch von der seiner wartenden Wonne im Himmel. Mag man weise wie Salomo, schön wie Absalon, stark wie Simson, mächtig wie Alexander der Große, alt wie Methusalem sein, in Glück und Liebe, ohne Leid auf Erden — dennoch sei droben jedwedes besser, lauterer, klarer, wahrer, ewig. Diese übergroßen Himmelsfreuden zu empfangen, will der Kaufmann nicht mehr für schnöden Mammon arbeiten. Wohlan, mache dir Schätze für den Himmel, antwortet der Doktor, Schätze, die nicht Rost noch Würmer fressen, kein Dieb stehlen kann; und zur Bestärkung in seinem löblichen Vorsatz führt er ihm als Seitenstück einen unwillig Sterbenden vor, der nur irdische Lust geliebt, nie Gottes noch des Beichtvaters Stimme beachtet hat.

Die heiligen Sakramente, welche ihm ein Augustinermönch reicht, weist derselbe zurück: er sei nicht krank, bedürfe überhaupt keines Geistlichen. Das klingt wie Musik dem Teufel in die Ohren; er sucht den Sterbenden mit Haß gegen seine Feinde zu erfüllen. Verzeihen solle man ihnen, lehrt der Bruder, nach Christi Vorbild, damit uns selbst verzeihen werde. Umsonst, Satans List und Gewalt über den immer schwächer werdenden Kranken wächst: wie letzterer schon in Todesschmerzen aufschreit, hält er, der vorher seine Sünden gepriesen hat, ihm diese plötzlich vor und treibt ihn zur Verzweiflung, die des Bruders Hinweis auf Gottes nie versagende Barmherzigkeit nicht mildern kann:

Auwe auwe, das ich he geporn ward
peycht vnd buß hab ich zu lang gespart
Wie mag ich hezund gnad erwerben
mich engstigt doch so vast mein sterben
Das ich weder rew noch laid haben mag.

Ja, höhnt der Teufel, Gottes Barmherzigkeit werde von dessen Gerechtigkeit übertroffen:

Darumb bistu verdampft dich hilfft nichts mer
du hast allzeit got verschmächt vnd auch sein Ier
Darumb acht er dein hezund auch nicht
der ewig tod ist dein nächste zuversicht
Darumb ertödt dich selb so komstu der marter ab
der wirt nit bas wie ich dir vorge sagt hab.

Die Seele des verzagt Gestorbenen faßt Beelzebub als seine gute Beute. Er bringt sie vor Gott, der befiehlt:

Fier sy bald in der helle see
du solt sy peynigen mit ach vnd wee
Wiß auf den letzten tag, da sol sy wider kummen
für das jungst gericht, mit klainen frummen
Vnd da hören das erschrockenlich vrtail mein
mit allen verdampften, das in wirt pringen ewig pein.

Entsetzt schreit die Seele auf und verflucht Tag und Stunde, darinnen sie zur Welt gekommen. Tief ergreift dieser Jammer den Kaufmann, dem solches Sterben allzeit warnend und abschreckend vorschweben soll. Auf daß er bei so ernster Gesinnung beharren möge, läßt der Doktor ihn den dritten sterbenden Menschen sehen, der über alle Mäßen klagt:

Das er bey zeyt nit hat gelernet sterben
die weyl er vil genad vnd ablas het mügen erwerben . . .
Mich hilfft weder freund, kunst, noch gelt
oder was man erdenken mag in diser welt
Ich muß von hinnen in ain frembdes landt
das mir vnd allen menschen hye ist unbekannt.



Der dritte Bruder tröstet ihn mit der Unabänderlichkeit und Allgemeinheit des Sterbens, einerlei ob reich oder arm, jung oder alt, er müsse darum sein Gemüt auf einen ruhigen Tod richten. Daran habe er nie gedacht, antwortet der Kranke, er sei gänzlich unvorbereitet; lasse Gott ihn jetzt noch leben, so wolle er das Veräumte nachholen. An das „Ende gut, alles gut“ glaube er nicht; es sei schrecklich, sich erst zum Schluß bekehren, zumal er wenig Gutes aufzuweisen habe, trotz seiner Jahre; ein Paternoster, das sein Mund mit Andacht gesprochen hätte, würde ihn nun mehr erfreuen als tausend Mark Goldes. Verzage nicht, mahnt der Bruder, denn Gottes Freude über einen reuigen Sünder ist groß. Der Teufel seinerseits sicht den Sterbenden mit seinem Weib, seinen Kindern, seinem Reichthum an: all das liebe er und dürfe es doch nicht verlassen. Ein harter Streit entbrennt, bald scheint der

Gute, bald der Böse die Oberhand zu gewinnen, bis endlich der Totmüde ersteren bittet, ihn zu belehren, wie er sich zum Sterben schicken solle. Es erfolgt der Rat nach dem Römischen Ordinarium, sich an das Leiden Jesu Christi zu halten. Alle daraus gestellten Fragen beantwortet der Sterbende mit einem freudigen Ja, er ist jetzt bereit und empfiehlt dem Erlöser, dem Mittler seine Seele, welche ein Engel von dem Leichnam nimmt, das Knäblein mit ausgebreiteten Armen willkommen heißend. Der höchste Richter entsendet die Seele zur Läuterung in das Fegefeuer:

O liebe seel leyd mit geduldt
biß du bezahlt hast all dein schuldt
Dann will ich dich auf fiern mit glaudt
jn die ewige ru vnd sätigkeit.



Dies dritte Exempel verfehlt ebenfalls nicht seinen tiefen Eindruck auf den Kaufmann. Der Doktor zeigt ihm, wie er sich selbst erkennen und sein Ende mit Fleiß betrachten müsse:

O lieber freund betracht eben dise wort
lern dich selbs erkennen, das ist ain grosser hort
Gedenck wie du kummen seyst in diß jammertal
vnd wie du dein leben verzereest liberal
vnd wie du hin wöllest nach deinem letzten end
wann du das betrachst, so hastu dich selb erkannt
Merck wie der gerecht Job spricht vnd schreib
nackendt bin ich außgangen auß mutter leib
So far ich von hinnen nackendt vnd plos
auch sagt vnd spricht Paulus der gross

Wir mügen nichts von diser welt tragen
wann wir haben nichts darein pracht, dann weinen vnd klagen
Also ist unser eingang in die welt kläglich
vnd unser außgang noch kläglicher, mercke mich
So ist vnser handl' vnd wandl' sorgfellig gar
vnd die dürfftait des laibs ist on zal fürwar
Vnd so du bede achst die schuöd vnd kürze diser zeit
vnd das hie nicht bleyblich ist weder wunn noch freid
On zweyfel du wurst dein leben richten vnd ordnen
das du nymmermer vellst in gotes zoren
vnd dein letztes end eben vnd mit fleiß fürsehen.

Er unterweist ihn ferner über die Pein im Fegefeuer, die von zweierlei Art: indem einmal dort die Seelen des Unblickes Gottes be-



raubt seien, bis sie ihre Sünden bezahlt, zum andern in Dualen und Martern brennen; gleichwie das von Rost angegriffene Eisen in den Flammen jauber werde, so verzehren diese auch die Schlacken der Seele, welche wieder zur ursprünglichen Unschuld und Reinheit, wie bei der Taufe, gelange.

Zur Warnung und Belehrung werden vier Seelen vorgeführt; die ersten rufen in ihren Schmerzen nach den lachenden Erben, die zweiten nach den Witwen, Waisen und Armen, welchen sie Gutes getan, die dritten nach den Testamentsvollstreckern und Geschäftsfreunden um Beistand, die letzten nach allen, die von ihrer hinterlassenen Habe Legate und Almosen genießen. Engel spenden jedesmal Labfal, die Seelen danken für Verringerung der Pein. Darauf kommen noch fünf elende gläubige Seelen und stehen die ganze Geistlichkeit auf Erden um Fürsprache und Gebe an; eine Schar von Engeln bestärkt auch sie. Der

Kaufmann aber vermag diese grausigen Qualen und Klagen kaum mehr anzusehen und anzuhören; er fragt, wer eigentlich die Ärmsten so peinige? Die Hand Gottes aus göttlicher Macht und Gerechtigkeit, erklärt der Doktor; um dem Fegefeuer zu entgehen, müsse man täglich um Erbarmen bitten, rechtschaffen sein, gute Werke verrichten, die Kirche besuchen, vor allem das unschuldige Leiden und Sterben des Gekreuzigten betrachten; das sei unsere letzte Zuflucht beim Hinscheiden, unsere Hilfe, unser Heil:

So du lieb vnd andacht hast zu dem leyden Jesu Christ
vnd flehst dich das zu bedenden zu menger freit
Wie ainseitig du bist, so bistu doch weiß vnd gelert
wie arm du bist, so bistu doch reich auf diser erd
Verste in den hynliichen ewig bleibenden gütern zwar
wirstu dann also verzeren deine tag vnd jar
So magstu wol vnerdrosenlich kummen zu deinen tod
vnd gwißlich hoffen des ewigen leben vn not.

Dankbar erkennt der Kaufmann diese Unterweisung an und verheißt, allen Todsünden zu widerstreben, worauf ein Epilog das Spiel also beschließt:

Ir habt gesehen in diser figur
was anngst vnd not hat menschlich natur
Besonder an dem letzten end
dabey gesehen vnd erkennt
Der teufel grosse anfechtung
dargegen grossen trost vnd entschühung
Damit man sich erwört der teufel list
das dann auß hayliger schrift gezogen ist
Das wöllent jm pesten nemen zu herczen
auch oft bedenden den grossen schmerzzen
So jm fegefeuer leyden die armen seel
vnd in helfen auß sollicher anngst vnd quel
Dann was wir in guts thun in jrer got
das kompt vns zu hilff nach vnserm tod
Wann vns nichts nachvolgen kan
dann vnjere gute werd so wir haben than
Die zeyt ist kurz so wir hve leben
dann muß wir volkumme rechnung geben
Als jr in der figur habt erkennt
darumb bitt gott vmb ein sällig end
Das wir am jungsten tag mit freuden
von den verdampften werden gescheyden
Vnd erlangen zu derselben stund
den jegen auß göttlichem mund
Des helff vns die heylig drinaitkait
mit Maria der rainen vnd keuschen maidt.

Über den Verfasser dieses geistlichen Dramas und über die Ausführung zu München im Jahre 1510 gewähren vielleicht archivalische Forschungen an Ort und Stelle näheren Aufschluß. Sicher gehörte der Dichter dem katholischen Klerus an; vermutlich ist er identisch mit dem Verfasser des „Epil von dem jungsten Gericht“, das ebenfalls zu München 1510 agiert, ebenfalls in Reimen geschrieben und wohl als Fortsetzung unseres Stückes anzusehen ist.

Die hier behandelte Alt-Münchener Moralität vom Gericht und sterbenden Menschen betont die Heilskraft der guten Werke und reuigen Buße und rät dem Hörer wie Leser die ernste Betrachtung des Leidens, obliegenden Todes und der glorreichen Auferstehung von Gottes Sohn, also gerade das, was den Kern bildet des die katholische wie protestantische Christenheit gleich sehr fesselnden und nah berührenden Passions-spieles von Oberammergau.

Bei Goethe zu Gaste.

Neues von Goethe,

aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreis.

Ein „Schwänchen“ zu des Dichters 150jährigem Geburtstag.

Mit zahlreichen Abbildungen und Facsimiles im Text und auf Tafeln. Broch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Dieses den Großherzoglichen Herrschaften von Baden zugeeignete Buch ist als eines der „von hervorragender Bedeutung und sehr wertvoll“ bezeichnet worden, die zu dem Goetheischen Jubelfest erschienen. Die „National-Zeitung“ sagt in einer längeren Besprechung: „Bei Goethe zu Gaste“ heitelt sich dies trefflich ausgestattete, verdienstvolle und fleißige Werk, das eine Fülle neuen Materials bietet. Prof. Gaedert ist ein glücklicher Finder — mit thüringischem Eifer, wie mit einer Wundschelute begabt, schürft er neue Briefe und Bilder, Gedichte und Tagebuchblätter aus dem Faden heraus, um sie mit Sachkenntnis zu bearbeiten. Doch versichert er es, seine biblischen Fünde in einer Form darzubieten, die nicht allein für den ersten literaturgeschichtlichen Forscher bestimmt ist, sondern weiteren Kreise der Literaturfreunde eine anregende, in Goethes Art und Kunst, in sein Leben und Dichten angenehme einführende Lektüre gewährt.

Goethe und Maler Kolbe.

Ein deutsches Künstlerleben.

Mit fünf Bildnissen.

Zweite, sehr vermehrte Auflage. Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Prof. Friedr. Sarnde urtheilt im literarischen Centralblatt: „Gaedert hat in der ihm eigenen ansprechenden Weise das Verhältnis des Künstlers zu Goethe darzulegen verstanden, so daß man das Schriften mit Interesse liest“. Dasselbe ist im Text wesentlich erweitert, auch um mehrere Goethe Briefe bereichert, und bietet neben den besten Goethe-Bildnissen des Malers auch zwei von Gaedert aufgefundenen Porträts, die Kolbe selbst in Jugend und Alter darstellen.

Emanuel Geibel,

Sänger der Liebe, Herold des Reiches.

Ein deutsches Dichterleben.

Mit Abbildungen und Facsimiles. Broch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Dieses mit Allerhöchster Genehmigung dem Andenken **Wilhelms des Großen**, Kaisers und Königs, gewidmete Nationalwerk haben Sr. Majestät Kaiser **Wilhelm II.** als einen „wertvollen Beitrag zur Hundertjahrfeier“ bezeichnet und Ihre Majestät Kaiserin **Auguste Viktoria** als eine „hoch-patriotische Tat“. Auch der vorwiegend Fürst Bismarck schenkte dem Buch sein besonderes Interesse.

Dreihundert Bildnisse und Lebensabrisse berühmter deutscher Männer.

Fünfte Auflage. Gebunden 10 Mk.

Ein Volksbuch im besten Sinne und zugleich ein Ehrenbuch, an welchem jeder gebildete Deutsche sich freuen muß, begreuen von **Vudw v. Pechlein**, gezeichnet von **Hugo Buchner**, neu bearbeitet und fortgesetzt von **Karl Theodor Gaedert**. Dasselbe hat sich als Anschaffungsmittel für den Geschichtsunterricht trefflich bewährt. In den kurzen Lebensskizzen ringen Präzision des Ausdrucks und Schärfe der Charakteristik miteinander um die Palme. (Fadaagjähriger Jahresbericht.)

Was ich am Wege fand.

Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben,

Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften etc.

2 Bände. Broch. je 6 Mk., geb. je 7 Mk.

Dieses Sammelwerk hat uneingeschränkte Anerkennung bei Presse und Publikum gefunden: es wird immer mehr ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes. Wer hätte nicht gern Neues von **Arndt**, **Reckstein**, **Bismarck**, **Grafet**, **Geibel**, **Herber**, **Hoffmann von Fallersleben**, **Ivring**, **Klopke**, **Marxaner**, **Oeverbeck**, **Reuter**, **Tegner**, um nur diese Namen zu nennen? dazu interessante Zeichnungen berühmter oder merkwürdiger Stätten und Orte des In- und Auslandes! — Prof. **Matthias** erklärt im Fadaagjährigen Jahresbericht: „Wer die genannten Künstler und Schriftsteller und die Vorkämpfer liebt, sollte sich diese köstlichen Zeichnungen nicht entgehen lassen“.

Im Reiche Reuters.

Neues von und über Filtz Reuter in Wort und Bild.

Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Diese jüngste Veröffentlichung des unermüdeten Reuterforschers wird jeden Verehrer des unsterblichen Vorkämpfers der alten Stammen erfreuen, ja entzücken; es ist wohl die denkbar schönste Weibergabe zum dreißigsten Todestage Fritz Reuters.

Reuteriana :

Fritz Reuter-Reliquien. Inhalt: Widmung an Louise Reuter. Die Papiere des Studenten Reuter. Neue Mitteilungen aus Reuters Leben. Briefe. Gelegenheitsgedichte. Ueber die Urkastalt von „Minnæ Stromtid“. Eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg; aus dem Nachlaß. Broch. 3 Mt., geb. 4 Mt.

Fritz Reuter-Studien. Inhalt: Widmung an Fritz Peters zc. Reuter als Kurierschaffner. Reuter und Annamariel Schull. Reuter und die Gebrüder Well. Reuter auf Thalberg. Reuters Handbuch. Fernhard Ringer, Ernst Moritz Arndt und Fritz Reuter. Broch. 3 Mt., geb. 4 Mt.

Fritz Reuter-Galerie. Mit Bildern von Beckmann. Prachtband 20 Mt.

Reuter-Postkarten. Mit Charakteristik und Sprüchen. Leporello-Album. 1 Mt.

Reuter-Ansichtskarten zum 30. Todestage des Dichters. Stück 15 Pf.

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Eine Gedenkschrift. Broch. 1 Mt.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Drei Bände. Mit Reuters Selbstporträt als Schüler, Fürstenschaffner und Festungsgefangener, einem Farbendruck „Entwickler Fräulein“, sowie zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Nachmiltle. (Im ganzen 237 Bilder auf 142 Tafeln, einjeh icklich fünf Doppeltafeln, und ein Foliobogen mit Nachmiltle.) Broch je 3 Mt., geb. 4 Mt. — Die Bücher enthalten u. a. viele Dichtungen aus Fritz Reuters Nachlaß, hochinteressant vor allem der bisher unerschlossene Teil seines Schwabenjahrens: „Ik'ne lütte Gau' för Dütschland“ aus den Kriegsjahren 1870/71. — Die Briefe an seine Braut geben Zeugnis für seine innige Liebe, sowie von der Zarbeit des Empfindens des Dichters; die Briefe an seine Freunde sind ebenso inhaltreich und oft von gelocktem Humor erfüllt. — Nichtbar ist auch der Bezug an Erinnerungen der Familie des Kommandanten von Rülöv (Festung Tönning), des Münters Zubr, der Erbwäppl Vinna und Minna. Sehr jumpyatisch berühren die originellen Mitteilungen über den Amtshauptmann Weber und die anderen Hauptfiguren der „Franzosen“ (Emsel Herje, Mamiell Westybal, Fritz Sablanau zc.), auch die charakteristischen Berichte über Reuters Eltern, deren Besizet in Stabenbagen u. j. w. — „Dies Werk ist ein Muster deutschen Forscherleises und Nindergrüds, bahnbrechend und grundlegend für die genaue Kenntnis Fritz Reuters, seines Lebens, seiner Schöpfungen, seiner Zeit, daher unentbehrlich für jeden Besizer von Reuters sämtlichen Werken und die schönste illustrierte Ergänzung dazu.“

Für die in Vorbereitung befindliche kulturgeschichtliche Publikation „Fritz Reuters Festungszeit in Dichtung und Wahrheit“ bietet Herr Kar Curt Walther zu Eisenach, Generalbevollmächtigter der Erben Reuters, unerscherte Briefe, Gedichte, Zeichnungen, Erinnerungen von Reuter und seinem Freundeskreise, den Leidensfahrten, Kommandanten u. j. w. auf den einzelnen Festungen, Herrn Prof. Dr. Saderg (Greifswald, Markt 12) anzuvertrauen.

Mannigfaltiges:

Goethes Ringen. Auf Grund ungedruckter Briefe gezeichnet. Mit dem bisher unbekanntem, von Johanna Frommann gemalten Porträt der Wilhelmine Herzlieb. 2. Auflage. 3 Mt., geb. 4 Mt.

Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Literatur. Mit Abbildungen. Broch. 2 Mt. 40 Pf.

Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lüneburg und Lüneburg im 16 und 17. Jahrhundert. Broch. 4 Mt.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wijn. Broch. 1 Mt. 50 Pf.

Friedrich der Große und General Chasot. Broch. 2 Mt.

Abwehr betr. Friedrich der Große und Chasot. Broch. 50 Pf.

Gabriel Nollenbagen. Sein Leben und seine Werke. Broch. 2 Mt. 50 Pf.

Gebrüder Stern und Niksens Depositionsspiel. Mit Abbildungen. Broch. 2 Mt. 50 Pf.

Eine Komödie. Plattdeutsches Trauerspiel. Mit Mittheilungen. 2. Aufl. Broch. 1 Mt. 50 Pf.

Das niederdeutsche Schauspiel. Nr. 1: Das niederdeutsche Drama bis zur Franzosenzeit. II. Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Broch. 8 Mt.

Sukklapp! Veeder un Läusechen. Mit Bild und Namenszug des Verfassers. 3. Aufl. Geb. 3 Mt.

Uebersetzungen :

Die Soratier, Tragödie von Corneille. Broch. 20 Pf.

Gilber, Tragödie von Racine. Broch. 20 Pf.

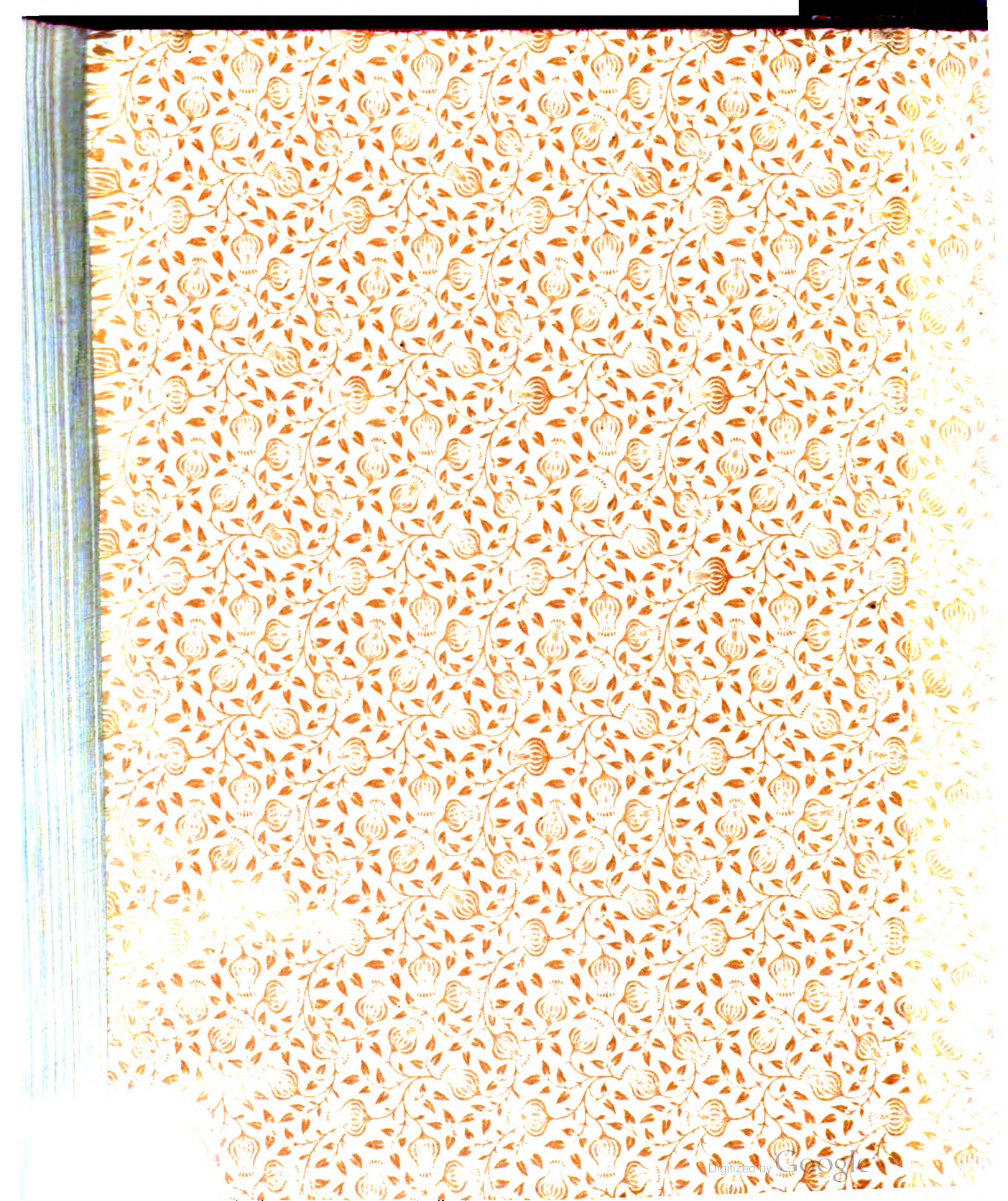
Britannicus, Tragödie von Racine. Broch. 20 Pf.

Washington Irwings Skizzenbuch. Mit Biographie und Anmerkungen. Geb. 1 Mt. 20 Pf.

Ausgaben :

Sarten Leina. Plattdeutscher Roman von Heinrich Furmester. Mit Einleitung. 2 Bände. Broch. 6 Mt., geb. 8 Mt.

Lustig un trurig. Plattdeutsche Gedichte von Georg Berking. Neue Aufl. Geb. 2 Mt. 40 Pf.



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05522 3179

